



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1913
PT.4



Bücher-Sammlung

von



Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++



Infantina.

(Dr. Theinhardt's
lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen **Ärztfamilien**, **Säuglingsmilkküchen**, **Krankenhäusern** usw. seit über **23 Jahren** ständig im Gebrauch.

==== Preis der 1/1 Büchle M. 1.90. ====

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen **gratis** erhältliche Brochüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblinges enthält.



Hygiama.

Altbewährtes Stärkungsmittel.
Wohlgeschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk** für **Gesunde** und **Kranke** jeden Alters. Von ersten **Ärzten** seit über **23 Jahren** als vorzügliche Bereicherung der **Krankenkost** geschätzt und vorzugsweise **verordnet**.

==== Preis der 1/1 Büchle M. 2.50. ====

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für **Sporttreibende**, **Theaterbesucher** und alle diejenigen, welche nicht **regelmäßig** zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz **besonderem Wert**.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und in Apotheken und Drogerien **gratis** erhältlichen Brochüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“
und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung“.

== **Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.** ==



zur Haartrocknung



zur Behandlung
von Rheumatismus



zum Bettwärmen in
der Krankenpflege



z. schnellen Vorwär-
men d. Badewäsche

„FÖN“
= elektrische =
Heißluftdusche
und ihre Verwendung



zur
Schönheitspflege



zur Handschuh-
wäsche

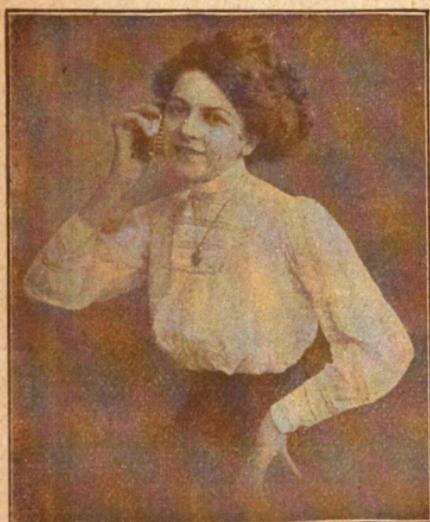


zum Kräuseln
von Federboas



zur Tierpflege

Elasto-Massage-Apparat



nach Dr. Schnee
für Gesicht und Körper.

Ausführliche Prospekte und
Literatur durch die Fabrik:

Electricitätsgesellschaft
„SANITAS“
BERLIN 24

Friedrichstr. 131 d • Ecke d. Karlstr.
Düsseldorf, München, Ham-
burg, Wiesbaden, Kiel, Stutt-
gart, London, Brüssel, Ma-
drid, Paris, Turin, Lissabon,
Oporto, Wien, Prag, St. Peters-
burg, Moskau, Odessa, Kiew,
Pjatigorsk, Saratow, War-
schau, Amsterdam, Riga.

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





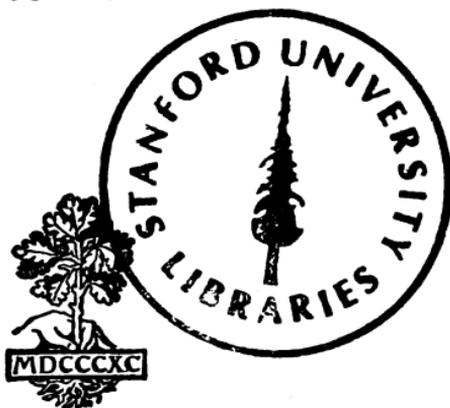
Zu der Skizze „Und als das Brot gebacken war —“
von Eugen Stangen. (S. 15)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

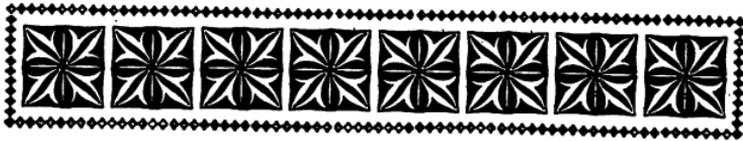


Jahrgang 1913 ♦ Vierter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts = Verzeichnis.



	Seite
Und als das Brot gebacken war —	
Skizze aus dem Großstadtleben. Von Eugen Stangen. Mit Bildern von A. Wald	5
„Ave, carissima!“	
Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem (Fortsetzung)	18
Das Teerakel.	
Von Th. Seelmann. Mit 6 Bildern	88
Der Schreibtisch des Großvaters.	
Novelle von Robert Kohnrausch	95
Aus dem alten Meroë.	
Von W. S. Geinborg. Mit 10 Bildern	181
Das Gespenst der Ehre.	
Von Else Höffer	194
Die Anmut der Gebärde.	
Von Reinhold Ortmann. Mit 12 Bildern	203
Mannigfaltiges:	
Kaiser Franz Joseph und sein Leibarzt	214
Der Hartwigsche Futterstoff „Rettung“ Mit 2 Bildern.	220
Die Lebensmüden	221
Wie man sich Liebe gewinnt und erhält	224
Eine Heldin	226
Ein Kameltampf	226
Erfolgreiche Kur	228

	Seite
Vom Krebsgang	229
Mit Bild.	
Die Dankreden	230
Wärmekultur des Körpers im Winter	232
Korpsgeist	234
Der größte Mut	235
Wie Hunde schmuggeln lernen	237
Gemietete Bräutigame	238
Mißhandlung von Geisteskranken	238
Wie langes Damenhaar entsteht	238
Die Fischportion	239
Bestrafte Eitelkeit	240





Und als das Brot gebacken war -

Skizze aus dem Großstadtleben. Von Eugen Stangen.

Mit Bildern
von A. Wald.



(Nachdruck verboten.)

Gabriele tritt aus dem Geschäft in der Friedrichstraße und geht langsam dem Kaiserschloße zu. Es drängt sie, wie immer, auf die Schloßbrücke zu gehen, einen Blick in die voll Glanz und Leben erfüllte Straße Unter den Linden zurückzuwerfen und einige Minuten vor ihrem Liebling zu rasten.

Dieser Liebling ist eines der Marmorstandbilder, welche die Brücke zieren. Eine Jünglingsgestalt, die tot zusammenbricht. Die Siegesgöttin fängt den Zusammenbrechenden mit der Linken auf, die Rechte aber mit dem Palmzweig ist weit ausgestreckt, wie jäh abwehrend und beschwörend, als wolle sie den Zusammenbrechenden schützen vor all dem, das aus der Ferne heranzudrohen scheint — Kampf, Krieg, Kummer und Not. Es liegt etwas Ergreifendes in der Bewegung, wie die rechte Hand so jäh sich ausstreckt und den Palmzweig schützend vor den Leblosen hält, in den starren Marmorzügen des Gesichtes, das geradeaus in die Ferne gewandt ist — etwas Ergreifendes liegt über dem Zusammenbrechenden, über dessen jugendschöne, kraftgeschwellte Glieder schon das Vereisen des Todes streicht.

Dieses Standbild, das ist Gabrieles Liebling. Wie

mit magischer Gewalt treibt es sie immer wieder und wieder zu ihm hin. Auch heute lehnt sie am gegenüberliegenden Brückengeländer und blickt zu ihm unverwandt empor.

„Nun er tot ist, nun er zusammenbricht — nun schüdest du ihn!“ sagt sie plötzlich in herbem Vorwurf, als könne die Marmorgestalt da oben sie hören, und ihr feines, vornehmes Gesicht sieht plötzlich so starr und hart aus, als sei es selbst auch aus Marmor gemeißelt.

Eine offene Equipage fährt über die Schloßbrücke. Eine junge Dame in hinchillaverbrämtem Samtmantel lehnt in den seidenen Polstern.

Gabriele schaut unwillkürlich hinüber.

Ah, das ist ja die Lutka Wegner, die kleine Blumenmacherin, die neben ihr das kleine Hinterzimmer gemietet hatte! So traurig war's ihr gegangen, so sehr traurig, sie litt oft bitterste Not. Mit dem Blumenmachen war so wenig zu verdienen, selbst wenn man vom Morgengrauen bis Mitternacht ganze Berge fertig schaffte.

Die kleine Lutka Wegner. Ein unsagbar müdes, wehmutschweres Lächeln geht um Gabrieles Mund. Nun hat die Not sie doch bezwungen, die Not, die Allbezwingerin.

Manchmal war Lutka wohl auf ein Viertelstündchen herübergekommen, um einmal wieder „nach dem armen, schönen, kranken Mann zu sehen“, wie sie zu sagen pflegte. Dem sprach sie auch wohl zuweilen von ihrer Armut, wie sie darben und entbehren mußte.

Gabriele sieht ihre heißen, hungrigen Augen noch deutlich vor sich.

„Wenn ich doch reich wäre, Frau v. Freiwald! Mich hungert so nach dem Leben!“

„Und wenn Sie reich wären, Lutka?“



„Dann“ — Lutka Wegners heiße, hungrige Augen strahlten fast fieberhaft vor Entzücken auf — „dann trüg' ich nur noch schimmernden Atlas mit Zobelbesatz und Samtmäntel mit Chinchilla. Dann führ' ich mit Isabellen aus und — —“

Gabriele blickt der Equipage nach, die vor dem Opernhause hält. Jetzt fährt Lutka Wegner mit Isabellen aus, trägt den Pelz von Chinchilla und — —

Einen langen, langen Blick noch sendet die junge Frau zu dem Marmorbilde empor.

„Nun, da er tot zusammenbricht, nun schüttest du ihn!“ flüstert sie noch einmal leise, dann schreitet sie quer durch den Lustgarten, der Breiten Straße zu und weiter ihrer Wohnung entgegen, die in einer engen Gasse, in einem engen finsternen Hause vier Treppen hoch liegt.

Wie sie oben über den Treppenflur schreitet, da scharrt es schon innen vor der Tür und winselt freudig und laut. Und nun springt es an ihr hoch — ein prachtvoller, schwarzer Neufundländer.

„Ruhig, Pascha, ruhig!“ wehrt die sanfte Frauenstimme. „Darfst doch Herrchen nicht stören!“

Pascha kuschelt sich sofort wieder folgsam, und Gabriele tritt an das Bett des Kranken.

Günter v. Freiwald rechtfertigt auch jetzt noch Lutka Wegners Wort von dem „schönen Manne“. Das schmale, von der Krankheit fast verzehrte Gesicht mit der hektischen Röte auf den eingesunkenen Wangen ist auch jetzt noch regelmäßig und ideal in jeder Linie. Das dichte, rötlichbraune Haar ist ihm tief in die Stirn gesunken, und seine großen blauen Augen haben einen seltsam flimmernden Glanz.

Er streckt die wächserne blutlose Hand seinem Weibe entgegen. „Glück gehabt, Gabriele?“

Sie lächelt ihm freundlich zu. „Gewiß, Lieber. Man hat mir heute alle meine Stickerien abgenommen, denke nur — alle.“

Daß sie weniger, viel — viel weniger noch als sonst bekommen hat, das verschweigt sie.

Was sollte auch der Chef machen? Die Töchter von Exzellenz Klaußing arbeiteten um viel geringeres Geld, denn sie hatten es ja „nicht nötig“, sie kauften sich höchstens ein Paar dänische Handschuhe mehr in der Woche. Also wäre es doch von ihm nicht kaufmännisch gewesen, einer anderen Arbeiterin höhere Löhne zu zahlen.

„Aber nun bekommst du gleich deinen Tee und deine Eier,“ fährt Gabriele eifrig fort und entzündet drüben auf dem kleinen Tischchen die Spiritusflamme.

Die Hand des Kranken tastet nervös über die Bettdecke, es scheint ihn einen inneren Kampf zu kosten, ehe er fragt: „Und die Manuskripte, Gabriele?“

Das müde, vornehme Frauengesicht beugt sich tiefer über die Spiritusflamme.

„Oh — ich traf Doktor Herzer persönlich an. — Ich muß morgen noch einmal ausgehen, lieber Günter — Doktor Herzer meint, sie seien nicht knapp und flott genug für sein Blatt geschrieben. Aber die ‚Abendpost‘ würde sie wohl sicher verwenden können. Doktor Herzer gab mir eine Empfehlung mit.“

Günter v. Freiwald stöhnt schmerzlich auf.

„Immer das gleiche, immer das gleiche! Daß man so schnell vergessen werden kann! Alle meine früheren Erfolge — wie ausgelöscht!“

Ja, seit ihn die Krankheit ans Bett gefesselt, seit er nicht mehr fähig war, eine Redaktionsstellung anzunehmen, seitdem hat auch der schriftstellerische Erfolg sich treulos von seiner Feder gewandt. Die heutige Zeit vergift so schnell, vergift so viele — und auch

Günter v. Freiwald gehört zu den früh Vergessenen. Die große Wohnung mußte bald aufgegeben werden, man flüchtete in eine kleine enge Mietstube, und auch



in die kam zur Krankheit endlich noch die nackte Not herein, das erbarmungslose graue Elend!

Pascha steht plötzlich wieder auf und schiebt seinen zottigen Kopf unter die linke Hand der jungen Frau. Ihn wandelt eine Sehnsucht nach einer Liebkosung

an, und Gabriele streichelt den schönen Kopf des klugen Neufundländers. Ja, dieser Hund — er ist der stete Ärger der Wirtin, der alten Frau Gutschke. „Wozu brauchen arme Leute sich einen Hund zu halten,“ hatte sie neulich auf der Treppe zu der Nachbarin gesagt. „Frau Lehnert, ich bitte Sie, Leute, die Hungerpfoten saugen, die die Miete nie pünktlich zahlen können — so 'nen teuren Hund, Frau Lehnert!“

Frau Gutschke wußte eben das nicht, was so viele nicht wissen, daß auch die Armut zuweilen einmal verschwenden will, verschwenden muß, um die Not überhaupt noch ertragen zu können, daß sie lieber trocken Brot isst, aber dafür eine blühende Hyazinthe ans Fenster stellt, daß sie lieber den Kaffeesatz noch einmal aufstocht, aber dafür zwei Groschen opfert, um einmal ein schönes Musikstück zu hören.

Der Hund, das war nun einmal Günters ganze Freude, das einzige Andenken noch an die frühere bessere, glücklichere Zeit. Gabriele wäre eher gestorben, als sich von dem Hunde zu trennen. Lieber darbt sie sich die Bissen vom Munde ab.

Der Tee ist fertig. Gabriele sitzt an des Kranken Bett.

„Und du, Liebling — isst du nichts?“

„Nein, Günter — später vielleicht. Mich hungert noch nicht.“

Er blickt sie an. Dieses müde, vornehme Gesicht — o Gott, wie er das liebt! Das wellige, weiche, blonde Haar! Seltsam — an der linken Schläfe ist es eisgrau geworden, da hat der Kummer zu schwer seine Hand darauf gelegt.

„Gabriele, du hungerst — um meinetwillen.“

Der Schmerz droht ihn zu ersticken.

„Nicht doch, Lieber.“

Sie spricht beschwichtigend, tröstend auf ihn ein, wie eine Mutter zu ihrem Kinde spricht. „Und dann, denke doch, nun muß ja auch bald das Resultat des Preisausschreibens erfolgen. Wenn du den ersten Preis errängest! Günter!! Zwölftausend Mark! Und dein Roman verdient ihn, das weiß ich, das fühle ich. Zwölftausend Mark! Dann könnten wir endlich nach dem Süden gehen, wo du genesen würdest, wir könnten einige Jahre ohne Not und Sorge leben. Dann würdest du wieder schaffen, denn du kannst nur schaffen in Schönheit und Frieden.“

Günter v. Freiwald lächelt unsäglich bitter und schmerzlich. „Das Preisausschreiben — ach nein, ich hoffe nichts mehr!“

Und er wendet müde das Haupt und schließt die Augen.

„Ja, schlaf, Lieber! — Schlaf tut dir not.“

Sabriele streicht ihm sorglich und lind die Rissen und die Decke zurecht. Dann nimmt sie wieder ihren Platz am Bett ein.

Langsam rinnen die Stunden.

Mit unaussprechlicher Qual haften ihre Blicke an den feinen, idealen Zügen des Kranken.

Wie schwer, wie unerbittlich und erbarmungslos ist doch das Schicksal! Keine Hoffnung — wirklich keine?

Aber vielleicht doch eine Wendung zum Besseren in der äußeren Lage. Die Qual war ja sonst nicht zu ertragen.

Aus einer Ecke des Zimmers glühen ihr flammende rote Blüten entgegen. Papierblumen, von Lutka Wegner einst gefertigt, als sie noch in dem kleinen Hinterzimmer nebenan wohnte. Deren Hungerzeit

hat nun ein Ende, sie warf sich der Sünde an den Hals, um die Not zu besiegen. Ja, wer das kann! Sie würde es nie können — das fühlt sie. Lieber in den Tod gehen!

Und die trägen, bleiernen Stunden rinnen.

Es schlägt Mitternacht.

Pascha hebt plötzlich den Kopf, als wittere er etwas. Dann beginnt er zu winseln.

„Ruhig, Pascha!“

Aber er gehorcht nicht. Mit gesträubtem Fell springt er jäh empor und stellt sich an die Tür, als stünde einer auf der Schwelle, der Einlaß wolle.

„Pascha!“

Der Hund heult — es klingt schauerlich in der stillen Mitternachtsstunde*).

Gabriele fliegt empor, sie zittert am ganzen Körper. Seltsam, des Kranken Lider öffnen sich nicht, schwer liegen sie auf den Augen. Die Hände aber beginnen unruhig auf der Bettdecke hin und her zu flattern.

Gabriele entsinnt sich plötzlich, daß in der Nacht, da ihr Vater, der alte Oberförster, starb, die Hunde auch so schauerlich heulten und nicht zu bändigen waren. Die Rüben im Hofe rissen sich von den Ketten los und verbellten die Tore, die Hündin im Wohnzimmer sprang wild und rasend gegen die Türen.

Hunde wittern die Nähe des Todes.

Gabriele hat plötzlich das Gefühl, als sträube sich ihr Haar von den Schläfen empor.

Pascha wirft sich jetzt mit einem so wilden, jähen Satz gegen die Stubentür, daß sie aufspringt, und das Hausflurdunkel Gabriele schaurig angähnt. Da stürzt sie hin, schlägt die Tür ins Schloß, packt den Hund am

*) Siehe das Titelbild.

Halsband und zieht ihn an sich. Seine Flanken fliegen, seine Lefzen triefen.

„Pascha, sei doch ruhig — Pascha!“

Ihre Stimme klingt ganz rauh und heiser vor Angst und Grauen.

Da schlägt es ein Uhr.

Der Kranke öffnet weit und groß die Augen. Gabriele beugt sich über ihn. Aber kein Schein des Verstehens dämmert in den lichten, blauen Sternen auf.

Nun schließen sich die Lider wieder — für ewig. Der Körper beginnt sich zu strecken in der Starre des Todes.

Die Arme um den Hals des treuen Tieres gekrampft, hält das einsame Weib die einsame Totenwacht.

Aber die Zeit geht unbeirrt ihren stillen Weg.

Auch diese Nacht verrinnt, und der bleiche Morgen schlägt die Augen auf.

Das Weib sitzt noch immer stumm und regungslos. Der Hund schaut sie mit seinen klugen, menschenähnlichen Augen unverwandt an.

Da pocht's an die Tür.

Pascha ist ganz still, er schlägt nicht einmal kurz an wie sonst.

Gabriele öffnet. Der Telegraphenbote. Ein Telegramm an Günter v. Freiwald.

Und die Frau liest: „Für Ihren Roman der erste Preis von zwölftausend Mark zuerkannt. Tageszeitung.“

Wie erstarrt steht das Weib minutenlang, dann tritt sie langsam an des Toten Lager.

„Und du starbst im Elend — in der Not!“

Alles Milde, Weiche ist von dem müden, vornehmen

Gesicht gewichen, die Züge sind plötzlich steinhart geworden. Dann kommt es in unartikulierten Lauten



von ihrem Munde, ein schrilles Lachen und grelles Schluchzen zugleich:

„Und als das Brot gebacken war,
Da lag das Kind auf der Totenbahr.“

Drei Tage später sind die Spalten der Berliner Zeitungen um eine Sensation reicher. Die Leser verschlingen förmlich die „interessante Geschichte“ beim Morgentaffee.

Auf der Schloßbrücke, mitten am hellen Tage, steht eine Frauengestalt. Ein vornehmes, bleiches Gesicht, aber förmlich versteinert in Härte und Schmerz. Auffallend reiches, welliges, blondes Haar. Nur seltsam — an der linken Seite ein schneeweißer Fleck.

Die Frau hebt plötzlich drohend die Hand empor gegen das wunderschöne Marmorbild, die Gestalt einer Nixe, die einen zusammenbrechenden Jüngling in ihrer Linken auffängt, während sie die Rechte mit einem Palmzweig wie schützend und beschwörend weit ausstreckt.

Jetzt neigt sich die Frau über das Geländer, und ehe die Passanten sich nur besinnen können, stürzt sie hinab in die Spree.

Die Menschen sammeln sich in Scharen, Schutzleute eilen herzu.

Da drängt es sich hindurch, da stößt es die Menschen zur Seite, da springt es über alles hinweg, tief hinab in das finstere Gewässer — ein schwarzer, prachtvoller Neufundländer.

Ein blondes Haupt taucht eben aus dem Wasser, und ein schwarzes Gewand schwimmt auf den Wellen. Der Hund erfaßt das Kleid, kämpft sich und seine Beute dem Ufer zu.

Hundert Hände strecken sich entgegen — man zieht beide an das Land.

Der Hund hat sich förmlich verbissen in die Gewänder der Frau. Die schlägt endlich die Augen auf — mit dem Blicke ewiger Unmachtung.

Gewaltsam muß man das Tier von ihr trennen. Und man trennt die beiden für immer. Pascha wird an einen Gemüsehändler verkauft, der ihn vor seinen Karren spannt. Anfangs sträubt sich das edle Tier, es heult laut, beißt um sich und zerreißt die Gurte,

endlich blicken seine schönen Augen stumpf und stier in das Gewühl der Straßen, und es zieht müde und geduldig seinen Karren.

Hinter Gabriele v. Freiwald schließen sich die Pforten des Irrenhauses. Auch sie schreit und tobt bald nicht mehr. Der Winterschnee der Schläfenhaare hat sich jetzt über das ganze, schöne, blonde Haar gebreitet. Auch sie ist stumpf, müde und geduldig. Manchmal nur ruft sie plötzlich in herzergreifenden Lauten: „Pascha, Pascha!“ — und zuweilen ringen sich Töne von ihren Lippen, die Töne eines alten, fast vergessenen Volksliedes. Die hallen seltsam gebrochen und schauerlich von den kahlen Wänden wider:

„Und als das Brot gebaden war,
Da lag das Kind auf der Totenbahr.“





„Ave, carissima!“

Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.)

†

(Nachdruck verboten.)

Zwei neue Bekanntschaften gleich am Tagesanfang, wenn ich die Schlange nicht mitrechne,“ dachte Ave, indem sie von dem Fußpfade den Saumweg zum Kastell betrat. „Alle guten Dinge sind drei. Wer wird mit noch über den Weg laufen, bis ich wieder in meinem Zimmer bin?“

Nicht nur über den Weg, tatsächlich in die Arme lief ihr die dritte Bekanntschaft dieses Morgens, denn als sie die Piazzetta betrat, flog ihr erst ein Reifen über den Kopf und ihm nach ein damit spielendes Kind, das durch die Eile, mit der es seinem gar zu gut geschleuderten Spielzeug nachlief, unfehlbar gefallen wäre, hätte Ave es nicht in ihren Armen aufgefangen.

Es war ein Knabe von ungefähr fünf Jahren, zart und fein gewachsen, der ausah, als wäre er aus dem Rahmen eines Bildes von Van Dyck gestiegen, in dunkelblauem Samtröckchen, Wadenstrümpfen und braunen, feinen Schnürschuhen. Über den zackigen Spitzentragen seines Röckchens hingen seidenweiche, rotbraune Locken. Das feine, schmale Gesicht war von einer entzückenden Schönheit, und furchtlose, große, etwas träumerische samtbraune Augen sahen Ave verwundert, aber gar nicht erschreckt an.

„Anima mia — bist du die Madonna?“ fragte das

Kind ohne den Versuch, sich aus den unerschlingenden Armen freizumachen.

„Leider nein,“ sagte Awe, ihrerseits den Knaben fester fassend. „Warum sollte ich denn die Madonna sein? Geht sie früh hier spazieren?“

„Wer kann's wissen?“ meinte er weise. „Du hast Haare wie Gold und ein weißes Kleid und bist so schön, so schön wie die Madonna oben in der Kapelle. Und kommst wie vom Himmel daher. Ich habe dich lieb!“

Mit dieser energischen Erklärung schlang das Kind die Arme um Awe's Hals und drückte seine jungen, reinen Lippen auf die ihrigen.

Awe war mehr als gerührt — sie war fast leidenschaftlich bewegt über diese Huldigung, über dieses ihr zugeflogene Herz, das wie ein Himmelsgruß an ihr beraubtes sich schmiegte, das ein dem Leben entgegenträumendes Kind wieder hergeben, eine zweite süße Hoffnung begraben gemußt.

„Ich habe dich auch lieb,“ murmelte sie, des Knaben Kopf sanft streichelnd, der an ihrer Schulter lag. Und nach einer Weile: „Wie heißt du denn?“

„Ich heiße Romeo*,“ rief er zu ihr aufsehend. „Und du?“

„Ich heiße Awe.“

„Aber das heißt ja ‚Sei gegrüßt‘,“ sagte der Knabe verwundert.

„Das weißt du schon?“

„Gewiß!“ sagte er. „Darf ich dich Awe nennen, oder muß ich Signorina zu dir sagen?“

„Bewahre! Nenne mich nur ruhig Awe — ich bin ja auch gar keine Signorina.“

„Wie kommst du hierher?“

*) Der Italiener betont das „e“. Also: Romēo.

„Das wollte ich dich eben fragen, Romeo.“

„Ich? Oh, ich gehöre ins Kastell!“

„Das ist aber schön, denn ich gehöre auch hierher!“

„Du? Ah, ich weiß, du bist gewiß mit der Principessa gekommen!“ rief Romeo. „Sie ist gestern eingetroffen, aber ich durfte nicht heraus, um sie zu sehen. Ich mochte sie auch gar nicht sehen, denn — aber du darfst es ihr nicht wiedersagen, Ave, ganz gewiß nicht, es ist ein Geheimnis, und ich habe es auch nur gehört, weil sie dachten, ich schlief schon, als sie es sagten — die Principessa ist eine böse Frau, und sie ist mein Feind! Was sagst du dazu?“

Ave öffnete schon den Mund, um zu fragen: „Wer hat das gesagt?“ Aber sie drängte es zurück, weil es ihr unwürdig schien, ein Kind auszufragen, das wahrscheinlich etwas ganz anderes verstanden hatte, als was gemeint worden war.

„Kleiner Romeo,“ sagte sie freundlich, „das war nicht recht von dir, denn man darf nicht lauschen, wenn die Großen etwas reden, was nur für sie bestimmt ist. Du hast dich auch sicherlich verhört, denn die Principessa ist nicht böse und hat die Kinder sehr, sehr lieb. Du kannst es mir glauben, denn ich weiß es genau, weil ich ja die Principessa bin!“

„Du?“ rief der Knabe. „Du hast ja keine Krone auf dem Kopfe!“

„Ah — die trage ich nur hin und wieder,“ lachte Ave.

„Aber die Madonna hat sie immer auf.“

„Ja, die Madonna — das ist etwas anderes!“

„Nun, es schadet nichts, du bist trotzdem eine sehr schöne Principessa, und ich sehe es dir schon an, daß du gut bist. Weißt du, man muß auch nicht immer alles glauben, was die Großen sagen,“ meinte Romeo alt-

flug. „Sie reden oft Sachen, über die man lachen muß. Ich werde sicherlich nicht mehr zuhören, sondern mir die Finger in die Ohren stopfen, wenn sie denken, daß ich schlafe. Ich werde das tun, weil du es sagst, denn du bist eine wirkliche Signora, und ich habe dich lieb!“

„Das ist schön. Wir wollen also Freunde sein und später miteinander spielen, und du kommst und besuchst mich. Gilt es?“

„Es gilt,“ versicherte der Knabe ernsthaft, und mit Handschlag wurde der Bund besiegelt, worauf Romeo zu seinem Spiel zurückkehrte und Aue die Felsentreppe zum Rastell emporstieg mit der verwunderten Frage, wie dieses Kind hierher kam, wem es gehörte, warum sie vorher nichts von seiner Existenz erfahren. Waren außer ihr Gäste im Schlosse, hatten sie wirklich über sie in diesem Tone geredet und warum in aller Welt?

Es begegnete ihr keine Seele, bis sie droben in ihren Zimmern anlangte. Im Schlafzimmer aber fand sie die Tochter des Rastellans, die anscheinend aufgeräumt hatte und nun den Staub von den Möbeln wischte.

„Signorina, es beschämt mich wirklich, daß Sie diese Arbeit tun,“ rief Aue freundlich. „Ist denn niemand anders da, der das besorgen kann?“

„Der Herr Principe wünschte, daß ich die persönliche Bedienung der Frau Principessa übernehme,“ erwiderte Rosalba Orlandi, als ob sie etwas Eingelerntes wiederholte. „Ich versäumte so schon, Altezza beim Ankleiden zu helfen. Altezza sind aber so früh schon ausgegangen —“

„Es ist die schönste Zeit zum Spazierengehen,“ sagte Aue im gleichen freundlichen Tone, trotzdem ein Etwas in der Haltung dieser jungen Dame sie peinlich

„Das wollte ich dich eben fragen, Romeo.“

„Ich? Oh, ich gehöre ins Rastell!“

„Das ist aber schön, denn ich gehöre auch hierher!“

„Du? Ah, ich weiß, du bist gewiß mit der Principessa gekommen!“ rief Romeo. „Sie ist gestern eingetroffen, aber ich durfte nicht heraus, um sie zu sehen. Ich mochte sie auch gar nicht sehen, denn — aber du darfst es ihr nicht wiedersagen, Ave, ganz gewiß nicht, es ist ein Geheimnis, und ich habe es auch nur gehört, weil sie dachten, ich schlief schon, als sie es sagten — die Principessa ist eine böse Frau, und sie ist mein Feind! Was sagst du dazu?“

Ave öffnete schon den Mund, um zu fragen: „Wer hat das gesagt?“ Aber sie drängte es zurück, weil es ihr unwürdig schien, ein Kind auszufragen, das wahrscheinlich etwas ganz anderes verstanden hatte, als was gemeint worden war.

„Kleiner Romeo,“ sagte sie freundlich, „das war nicht recht von dir, denn man darf nicht lauschen, wenn die Großen etwas reden, was nur für sie bestimmt ist. Du hast dich auch sicherlich verhört, denn die Principessa ist nicht böse und hat die Kinder sehr, sehr lieb. Du kannst es mir glauben, denn ich weiß es genau, weil ich ja die Principessa bin!“

„Du?“ rief der Knabe. „Du hast ja fast auf dem Kopfe!“

„Ah — die trage ich
Ave.

„Aber die Mador

„Ja, die Mador

„Nun, es schad

schöne Principessa

gut bist. Weiß

glauben, was

klug. „Sie reden oft Sachen, über die man lachen muß. Ich werde sicherlich nicht mehr zuhören, sondern mir die Finger in die Ohren stopfen, wenn sie denken, daß ich schlafe. Ich werde das tun, weil du es sagst, denn du bist eine wirkliche Signora, und ich habe dich lieb!“

„Das ist schön. Wir wollen also Freunde sein und später miteinander spielen, und du kommst und besuchst mich. Gilt es?“

„Es gilt,“ versicherte der Knabe ernsthaft, und mit Handschlag wurde der Bund besiegelt, worauf Romeo zu seinem Spiel zurückkehrte und Aue die Felsentreppe zum Rastell emporstieg mit der verwunderten Frage, wie dieses Kind hierher kam, wem es gehörte, warum sie vorher nichts von seiner Existenz erfahren. Waren außer ihr Gäste im Schlosse, hatten sie wirklich über sie in diesem Tone geredet und warum in aller Welt?

Es begegnete ihr keine Seele, bis sie droben in ihren Zimmern anlangte. Im Schlafzimmer aber fand sie die Tochter des Rastellans, die anscheinend aufgeräumt hatte und nun den Staub von den Möbeln wischte.

es beschämt mich wirklich, daß Sie diese Aue freundlich. „Ist denn niemand das besorgen kann?“

Principe wünschte, daß ich die persönliche der Frau Principe übernehme,“ als ob sie etwas Eingeweihte so schon, Altezza sind aber so früh

Spazierengehen,“ in Tone, trotzdem ein jungen Dame sie peinlich

berührte. „Bei der Heimkehr fand ich unten auf der Piazzetta ein entzückendes Kind, das behauptete, hier ins Schloß zu gehören. Ein Knabe — er heißt Romeo.“

„Er hat — er hat Altezza doch nicht belästigt?“ murmelte Rosalba mit einem sonderbaren Blick.

„Belästigt! Ich bitte Sie — ein so wohlherzogenes, reizendes Kind! Im Gegenteil, ich bin ganz glücklich, die Bekanntschaft dieses süßen Buben gemacht zu haben,“ versicherte Ave warm. „Wem gehört denn dieses Kind?“

„Mir, Altezza! Ich bin seine Mutter!“ sagte Rosalba Orlandi leise, aber mit einer Deutlichkeit und mit einer so ruhigen, ja stolzen Sicherheit, daß Ave, die erst wie vom Donner gerührt war, in ihrer Verwirrung blaß und rot wurde.

„Es hat mir kein Mensch gesagt, daß Sie verheiratet sind — ich habe es nicht gewußt.“

„Und ich, Altezza, habe es lange nicht gewußt, daß ich's nicht bin,“ war die gelassene, aber bittere Antwort.

„Wie soll ich das verstehen, Signorina?“ fragte Ave befremdet.

Rosalba zuckte die Achseln und sah finster vor sich hin. „Meine Vermählung ist vor dem Gesetze ungültig,“ erwiderte sie hart.

„Und vor Gott?“

„Vor Gott?“ wiederholte Rosalba heftig. „Wer fragt denn nach Gott, wenn das Gesetz vor ihn gestellt wird!“

„Aber dem Gesetze kann doch noch nachträglich Genüge geschehen, wenn es vorher nicht beachtet worden ist!“ sagte Ave kopfschüttelnd. „Soviel ich mir zusammenreimen kann, wurde Ihre Ehe durch die Kirche

geschlossen, ohne in das Zivilstandsregister eingetragen worden zu sein. Ich habe von solch einem Falle schon einmal gehört, aber in diesem wurde das Veräußerte nachgeholt, und wenn nach dem Gesetz diese Ehe auch nur vom Tage der Erfüllung an gültig und als begonnen betrachtet wurde, so war sie vor Gott und in den Augen der Menschen doch schon am Altar geschlossen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Rosalba bitter. „Aber bei meiner Vermählung am Altar soll eine Unregelmäßigkeit vorgekommen sein, welche sie auch vor der Kirche ungültig macht — machen soll!“

„Nun, wenn Ihr Gatte — der Mann, den Sie sich berechtigt glaubten, so zu nennen — ein Ehrenmann ist, dann muß er fraglos nachholen, was seine Frau und sein Kind vor Gott und dem Gesetz anerkennt,“ rief Awe mit aufrichtiger Teilnahme, indem sie näher trat und Rosalba die Hand reichte.

Aber diese legte die ihrige nicht hinein. „Woher wissen Sie, daß der Vater meines Kindes ein Ehrenmann ist?“ fragte sie schneidend. „Ah, Verzeihung — Sie sagten, ‚wenn er einer wäre‘. Ja, wenn die Erde sich im Herbst nicht von der Sonne entfernte, dann gäbe es keinen Winter, und wenn alle Männer Ehrenmänner werden, dann gäbe es keine unglücklichen Frauen in der Welt.“

„Signora —!“ Awe trat verlegt wieder einen Schritt zurück und richtete sich unter dem bedeutungsvollen Blick der kühn auf sie gerichteten Augen höher auf. Aber sie nahm sich zusammen, denn diese Frau mußte fast noch mehr gelitten haben wie sie. „Ich bringe Ihnen Teilnahme entgegen — meine Worte sollten Sie nicht kränken,“ sagte sie freundlich, aber zurückhaltender.

Ein dunkles Rot, das eigentümliche Karminrot der Damaszenerrose, überzog wieder das Gesicht der Rastellanstochter. „Altezza können mir Ihr Wort geben, daß Sie nichts von mir — über mich gewußt haben?“ fragte sie forschend, mißtrauisch, erstaunt, und so wenig Ave gewohnt war, in dieser Weise von einem Familienmitglied der Untergebenen ihres Gatten angeredet zu werden, so wenig stand sie jetzt an, die kühne, fast verletzende Frage in der geforderten Weise zu beantworten.

„Mein Wort darauf — ich habe nichts über Sie gewußt,“ erwiderte sie ohne Zögern. Es ging ihr dabei durch den Sinn, hinzuzufügen: „Und Sie haben gesagt, ich wäre Ihres Kindes Feind! Etwa weil Ihre Ehe nicht anerkannt worden ist? Als ob ich so engherzig wäre!“ Aber sie sprach es nicht aus, um ihren neuen kleinen Freund nicht zu verraten.

Rosalba Orlandi sah die junge Frau, die Schloßherrin von Rocca del Serpe, mit wechselndem Ausdruck an. „Ich glaube Ihnen,“ sagte sie langsam. „Sie wären sonst auch nicht hergekommen. Sie nicht. Sie haben sicher noch nie gelogen.“

„Ich hoffe es wenigstens,“ erwiderte Ave kühl.

Aber die andere bemerkte dieses Zeichen, den Grenzpfahl für das Erlaubte, nicht. Sie trat dicht an die Principessa heran, legte ihr die Hand auf den Arm und sah ihr gerade ins Auge. „Ich glaube Ihnen,“ wiederholte sie. „Sie haben die Augen der Wahrheit. Sie würden keine Lüge aussprechen, um damit Ihr Leben zu retten!“

Ave ließ das Überschreiten der Grenze unbeanstandet hingehen unter dem Eindruck des Ungewöhnlichen. „Ich hoffe es von mir, Signora,“ sagte sie ruhig. „Wer aber kann für sich stehen? Als Petrus den Herrn

verleugnete, sprach er eine Lüge aus, weil er von der Furcht für sich befallen wurde, und aus Furcht für ihre Armen log die heilige Elisabeth, als sie sagte, sie trüge Rosen im Korbe. Wenn also diese Heiligen und Gerechten über ihre menschliche Natur zu Falle kamen, wie dürfte ich mich vermessen, anders zu sagen als: ich hoffe es von mir!“

Rosalba Orlandi beugte sich herab und küßte Aves Hand. „Amen,“ sagte sie mit großer Anmut. „Verzeihen Sie mir, Altezza. Die Einsamkeit und das Unglück machen mißtrauisch und sonderbar. Ihre hochherzige Voraussetzung der Ehrenhaftigkeit meines — des Vaters meines Kindes war nämlich eine irrige. Er hat nichts getan, um unsere Verbindung vor Gott und dem Gesetz legitim zu machen — im Gegenteil, er hat die offene Tür benützt, um sich hinauszuschleichen und — eine andere zu heiraten.“

Alles verstehen heißt alles vergeben. Erschüttert und vom tiefsten Mitleid ergriffen legte Aves ihren Arm um den Hals der Verlassenen und küßte sie herzlich auf die breite, weiße, klassische Stirn.

Rosalba aber machte sich los und trat einen Schritt zurück. „Nein,“ rief sie leidenschaftlich, „nein! Es wäre feige und falsch und ehrlos von mir, Ihre Güte anzunehmen, ohne Sie aufzuklären, ohne Ihnen zu sagen, wer es war, der mein Leben vernichtet, mein und sein Kind namenlos gemacht hat. Er heißt Don Cornelio Domiziani, Fürst von Rocca de' Serpi!“

Es war ein Schlag für Aves, aber keiner, unter dem sie niederbrach, denn sie war längst jenseits dieser Grenze angelangt. Es war auch mehr ein Licht, ein häßlicher, greller Blick, von dem geblendet sie zusammenfuhr und sehend wurde: darum also hatte er es sich schriftlich von ihr geben lassen, daß sie aus

eigenem freien Willen nach Rocca del Serpe ging, damit die Leute nicht sagen konnten, daß er es war, der ihr diesen bitteren Kelch der Demütigung aufgezwungen! Denn was hätte es sonst für einen Zweck gehabt? Ave war ein Mensch, eine beleidigte, in ihrer Würde tief verletzte Frau, und es wäre unnatürlich gewesen, hätte sie die Bitterkeit nicht in ihrer Seele verspürt; aber sie war vor allem eine sehr selbstlose, sehr großmütige Natur, und das Bewußtsein ihrer ungewollten Überlegenheit über ihre um ihre Rechte durch sie, als unschuldige Ursache, betrogene Rivalin gab ihr die Kraft zu einer schönen Probe der Selbstüberwindung. Sie breitete ihre Arme aus und sagte sanft: „So wären wir also Schwestern im Leid, Rosalba? Nun, so laß uns einander nicht hassen, sondern lieben. Wir können keine für der anderen Unglück, darum können wir es gemeinsam miteinander tragen.“

Einen Augenblick stand Rosalba unschlüssig, wie betäubt, dann machte sie eine Bewegung, als ob sie fliehen wollte, und was an unberechtigtem, aber erklärlichem Haß gegen die Frau, die an ihrer Stelle stand, langgenährt an ihrem Herzen genagt und gefressen, schien auf einmal zur verzehrenden Flamme aufzudornen zu wollen. Aber es sank erlöschend zusammen, als sie zurückblickend in die großen, traurigen, grauen Augen sah, deren Blick ihr mit einem fast überirdischen Ausdruck folgten.

Laut schluchzte sie auf, und im nächsten Augenblick hielten die beiden Frauen sich fest umschlungen.

„Und ich liebe ihn immer noch, trotz allem und allem,“ murmelte Rosalba, als sie mit überströmenden Augen dann zu Ave aufblickte.

„Du Glückliche! Du bist viel, viel reicher als ich!“ erwiderte Ave leise. „Ach, ich habe ihn nie geliebt —

in diesem Sinne. Nur wußte ich das nicht im Unverstand meiner Jugend. Und du hast das Kind, das herzige, süße Kind, und meine beiden sind mir genommen worden, ehe ich sie noch eigentlich besaß —“

„Nun sag mir aber mal, zum Kukud, wo du stehst, Awe!“ scholl Scholastikas Stimme durch das Badezimmer entschieden aufgebracht herein und kam im Reden näher. „Ich sitze und sitze und warte auf dich mit dem Frühstück wie die Ariadne auf Naxos, und der Magen knurrt mir wie ein hungriger Wolf. Bist du das, die da drinnen immerzu pappelt, oder bist du's nicht? Mit wem in aller Welt —“

Scholastika Müller sah, über die Brille auf der Nasenspitze hinüberlugend, nur noch das blauweiße Kleid Rosalbas verschwinden, als sie in das Schlafzimmer trat.

„Nanu! Die rennt ja davon, als ob ich sie fressen wollte!“ fuhr sie entrüstet fort. „Diese Rastellans-tochter werde ich mir schon noch näher ansehen, denn mit der ist etwas faul, oder ich lasse mich hängen. — Na, was stehste denn so verstriegelt da, Awe? Wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind! War die Person etwa unverschämt? Dann überlasse sie mir, denn erstens ist mein italienischer Schimpfzettel länger als deiner, und dann habe ich vor dir den Vorzug pädagogischer Bildung.“

Awe erstarrte, was noch folgen sollte, in einer herzhaften Umarmung. „Bezwinge deine Triebe, guter alter Schums,“ sagte sie mit etwas gezwungener Leichtigkeit. „Dein Schimpfzettel kann, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, zunächst zu den Alten kommen. Als ich früh schon erwachte, schließt du wie ein Hamster im Bau, und da bin ich eben allein auf Entbedungsreisen ausgezogen.“

„Und hast du was entdeckt?“

„Es genügt für den ersten Blick ins unbekannte Land. Erstens eine Schlange — eine wirkliche, Schums, lang wie eine *Boa constrictor*, zischend und fauchend. Daher der Name *Rocca del Serpe*. Dann einen Kapuzinerpater mit einem Säbelhieb auf dem Kopfe, dann einen namenlosen Unbekannten, der wie ein Diplomat aussieht und hier im Schlosse kopiert, und dann —“

„Was redest du denn da alles zusammen!“ rief Scholastika ärgerlich, als Ave plötzlich einhielt. Doch ehe sie noch antworten konnte, klopfte es, und Tonio meldete, daß das Frühstück im kleinen Salon serviert sei.

Während die beiden Damen dazu niedersaßen, erzählte Ave ihre Abenteuer hübsch der Reihe nach. „Und als ich wieder auf der Piazzetta anlangte,“ schloß sie, „da —“

„Ja, da —? Was war da?“

„Da begegneten mir Familienangelegenheiten, die nicht anzuhören du dich schriftlich verpflichtet hast,“ sagte Ave mit einem halben Lächeln über das Gesicht, das ihre alte Freundin schnitt, als ob sie in einen sauren Apfel gebissen hätte.

„Das ist ja gerade, als wenn's bei einem interessanten Roman heißt: Fortsetzung folgt,“ brummte Scholastika entrüstet. „Ich werde gleich den bewußten Block auspacken, und du kannst dich im Schreiben üben. Oder erzähl's doch der Teekanne hier.“

„Du darfst ja doch nicht zuhören, Schums!“

„Wenn's mir nicht erzählt wird?“

„Nichts da! Du kannst dich vor deinem eigenen Gewissen nur dann einigermaßen rechtfertigen, wenn du dich an den Buchstaben von dem hältst, was du geschrieben hast!“

„Hol's der Popelmann!“ schimpfte Scholastika erbost. „Warum bin ich solch ein altes Schaf gewesen, den Wisch zu schreiben? Weil ich Angst hatte, ich könnte es anders nicht durchdrücken! Das kommt davon, wenn man zu wenig Selbstvertrauen hat. Na also: es lebe der Schreibblock! Bist du fertig mit deinem Tee? Gib mir auch noch eine Tasse. Ja, und was ich sagen wollte: es müssen noch andere Leute hier im Schlosse wohnen oder Fremde sind gekommen, denn ich sah von meinem Fenster aus auf der Umfassungsmauer, die so breit wie eine Terrasse ist, ein Kind herumlaufen, einen Jungen im blauen Samtanzug, der wie ein Prinz aussieht. Ein reizender Bengel, sag' ich dir. — Ave, hast du gehört, was ich dir erzählt habe?“

„Doch,“ versicherte Ave aufblickend. „Aber was ich über dieses Kind zu sagen hätte, darfst du nicht anhören — Familienangelegenheiten.“

Scholastika Müller setzte die Tasse, die sie schon an den Lippen hatte, wieder hin. „Na, da schlag Pulver und Blei drein!“ sagte sie entgeistert. Und da Ave dagegen nichts einzuwenden schien, räusperte sie sich geräuschvoll und dachte laut: „Ich möchte wissen, ob es auch in das Ressort der Familienangelegenheiten schlägt, über die man hier, scheint's, stolpern muß, wenn ich die Frage täte, ob wir heute vormittag oder erst nach dem Essen wieder hier abreisen werden.“

Ave lächelte ein wenig. „Lieber Schums, wenn du erst beim Stolpern bist, dann kannst du dich vielleicht noch halten. Ich liege schon auf dem Rücken und muß mich erst etwas erholen und sammeln. Du brauchst übrigens deinen Block nicht auszupacken, ich habe auch einen und werde ihn sofort zu deinem Nuß und Frommen vornehmen. Aber erst will ich mir

einmal den Ghislandi ansehen, den der Unbekannte kopiert. Würdest du voraus in die Porträtgalerie gehen, um nachzusehen, ob er schon da ist? Ich mag ihm natürlich dort nicht — nicht nachlaufen. Du verstehst mich schon — nicht wahr?“

Scholastika verstand es ganz gut, aber sie begriff nicht, wie man sich „erst“ ein Bild ansehen mußte, ehe man sich so weit erholen und sammeln konnte, um sich mit dem zu beschäftigen, was einem doch am nächsten liegen mußte. Das Bild lief doch nicht davon — zum Nachwächter noch einmal! Genau besehen, verstand sie auch nicht, warum die Fürstin von Rocca de' Serpi den Kopisten eines ihrer Gemälde nicht bei der Arbeit sehen sollte. War denn der Mensch so aufgetreten, daß Ave solche Vorsichtsmaßregeln gegen ihn für angebracht hielt?

Brummend erhob sich Scholastika vom Teetisch und wendete sich der Tür zu, durch die sie aus den Zimmern der Fürstin sofort in die Porträtgalerie gelangen konnte.

Dort drehte sie sich noch einmal um. „Du, Ave,“ sagte sie, „eines möchte ich noch gerne vorher wissen: ist die Kastellanstochter etwa auch eine Familienangelegenheit?“

„Sie war's, ehe ich eine wurde,“ erwiderte Ave gelassen.

Da ballte Scholastika beide Fäuste und schüttelte sie drohend nach der Richtung, in der sie Rom vermutete. „Daß dich der Schinder holt!“ schimpfte sie mit erstarrter Stimme und verschwand schleunigst, weil sie sich selbst nicht mehr traute, denn sie hätte am liebsten Ave gebeutelt, weil die ein Bild sehen mußte, während der Boden unter ihr wankte und zusammenbrechen wollte.

„Sie ist meschugge — reinweg meschugge,“ dachte sie, mit Mitleid und Empörung ringend. „Es hat ihr den Kopf verdreht! Sie muß jetzt den Ghislandi sehen! Ausgerechnet jetzt! — Ich wollte, der Kerl säße da und pinselte!“

Er tat der guten Scholastika den Gefallen. Die berühmte Familienporträtgalerie von Castello Rocca del Serpe war ein langer, schmaler Raum, dem sechs Fenster nach Norden ein ganz gutes Licht gaben. Die Einrichtung beschränkte sich auf eine Reihe von brokatbezogenen Sesseln und Sofas an der Längswand und auf geschnitzte Konsoltische mit Serpentinplatten zwischen den Fenstern.

In eines derselben war die Staffelei des Malers gerückt, und auf einer anderen stand das Porträt — ein Bild in halber Figur — das er kopierte. Scholastika sah nur seine Beine, als sie die Galerie betrat. Kopf und Torso wurden durch die Leinwand verdeckt, vor der er saß. Das wenige, was sie sah, hätte sie eigentlich von dem überzeugen können, was sie zu wissen kam, aber das Bedürfnis, irgend jemand anfahren und an ihm ihren Schmerz und Jammer, ihre Wut und ihre Entrüstung auszulassen, trieb sie vorwärts. Wenn der Kerl frech war — na, da konnte er sich freuen!

Mertwürdigerweise tat er das auch, aber im buchstäblichen Sinne des Wortes. Denn als Scholastika plötzlich hinter dem Ghislandi hervortrat und ihn grimmig ansah, da sprang er auf, schlang die langen Arme samt Pinseln, Palette und Malstock um sie herum und mit einem lauten: „Na, 's ist doch aber gar nicht menschenmöglich!“ gab er ihr einen tüchtigen Ruß.

„Sie sind woll —“ fing sie entrüstet an. „Jerum

— der Peter! Natürlich der Peter!“ fuhr sie strahlend fort. „Einem anderen männlichen Menschen fiele es ja gar nicht im Traume ein, einer alten Schachtel wie mir einen Ruß zu geben. Das bringt Gott sei Dant leider nur der Peter fertig! — Ja, wie kommen Sie denn hierher? Sie sind also der große Unbekannte, der seinen Namen nicht nennen wollte? Warum haben Sie Ave Ihren Namen nicht gesagt? War das anständig — hä?“

Der so Angefauchte trat einen Schritt zurück und betrachtete mit schiefgehaltenem Kopfe liebevoll die alte Dame. „Domina Scholastica,“ sagte er feierlich, „ich hab's ja immer gesagt, daß Sie zum Untersuchungsrichter geboren sind. Hab' ich je stand- und dighthalten können, wenn Sie sich ans Ausforschen meiner Dummheiten machten? Wie soll ich denn aber ein halbes Duzend Fragen auf einmal beantworten? Hergekommen bin ich teils mit der Eisenbahn, teils auf meinen Füßen, um dieses Bild zu kopieren. Weshalb bin ich aber ein großer Unbekannter und wem habe ich meinen Namen nicht nennen wollen?“

„Na, Ave!“

„Ave!“ wiederholte er andächtig. „Das ist ein Gruß, aber kein Name!“

„Papperlapapp!“ machte sie ungeduldig. „Sie wissen sehr gut, daß ich bei Ave van Bergen bin, wenn ich Ihre liebe Mutter nicht besuche. Ave van Bergen, die den Principe Rocca del Serpe geheiratet hat —“

Er schlug sich mit der freien Hand vor die Stirn. „Es dämmert — es dämmert!“ rief er. „Natürlich weiß ich das alles. Ich saß nur auf dem Namen Domiziani fest und hatte total vergessen, daß Ihr Idol ‚Ave‘ heißt. Ave! Was für ein wundervoller Name! Und so passend auf seine Trägerin! Wissen Sie, Do-

mina, daß ich in mir: ‚Ave, regina!‘ sagte, als ich die Fürstin Rocca de' Serpi heute zum ersten Male sah?“

„Nee. Woher soll ich denn das wissen?“ fuhr Fräulein Müller ihn an. „Wissen möchte ich bloß, warum Sie den Rüpel gespielt und sich ihr nicht vorgestellt haben?“

„Sie hat das beanstandet — nicht wahr? Ich hab' es ihr angesehen,“ meinte er, großmütig über den „Rüpel“ hinweggehend, trotzdem er tatsächlich rot geworden war. „Ich werde Ihnen sagen, warum ich das getan und warum ich sogar entschlossen bin, dabei zu bleiben. Sehen Sie, Domina, als ich hierher kam, ahnte ich natürlich nicht, daß die Principessa nach Rocca del Serpe kommen würde. Ich erfuhr es hier vor einigen Tagen, aber ich bildete mir ein, daß es ihr nicht einfallen würde, ein solch gewöhnliches Individuum von einem Schmierer bei seiner Arbeit aufzusuchen, den die Leute als den ‚Signor Pietro‘ kennen. Damit hoffte ich auch um einen Rotau vor Ihrer Durchlaucht zu kommen, mein Bild zu beenden und mich dann sang- und klanglos wieder zu drücken. Der Zufall, wie denkfaule Leute es zu nennen pflegen, führte mich heute aber vor sie hin. — Nun, Verehrungswürdige, hatte ich schon einiges über die Ehe dieser unglücklichen Frau gehört — nicht von Ihnen oder durch Sie, denn Sie sind die Distretion selbst und reisen nicht auf die Privatangelegenheiten Ihrer Freunde — sondern von meinen Kollegen. Ich bin nämlich nach Rom versetzt worden und benütze meinen Urlaub vor dem Eintritt in meinen Dienst, um in der Campagna herumzustrolchen. Nun, sehen Sie, da ging es mir so durch den Sinn: der Himmel ist hoch, und der Herr ist weit, aber er — der Principe — hat jedenfalls hier Ohren, mit denen er in Rom hören

kann, am Ende gar eine dumme Geschichte, daß seine arme Frau hier in der Einsamkeit mit einem Mitglied des diplomatischen Korps zusammengetroffen ist. — Domina, ich sage Ihnen, die Welt ist böse und sucht überall das Arge. Na, kurz und gut, ich dachte mir, es wäre gut, wenn die Principessa keine Ahnung hat, wer dieser ‚Herr Peter‘ eigentlich ist, der sein Bild heute fertigschmiert und dann umgehend verduftet. Es gibt nämlich Fälle, in denen ein Gentleman lieber den ‚Rüpel‘ auf sich nimmt, als daß er einer armen Frau durch sich selbst einen Knüppel in den Weg wirft, der einem so angenehmen Gemahl, wie der ihrige zu sein scheint, womöglich die willkommene Ursache ist, um daraus einen ‚Fall‘ zu dreheln, der ihm vielleicht ein gefundenes Fressen ist. Verstehen Sie mich?“

Jetzt war es Scholastika, die sich vor die Stirn schlug. „Daran hätte ich nicht gedacht!“ rief sie erregt. „Sie haben recht, lieber Peter, nur zu recht! Ich nehme feierlich den ‚Rüpel‘ zurück und sage Ihnen: Sie sind ein Gentleman! Nicht, daß ich daran je gezweifelt hätte — aber natürlich, so ist es ganz recht, wie Sie es vorhaben. Ach, das arme, arme Kind! Peter, wenn Sie ahnen könnten, was Ave zu leiden hat! Ich wundere mich nur, daß sie es überlebt! Aber sie ist rein wie die Engel im Himmel, und das trägt sie über all das Elend hinweg. — Sagen Sie mir: könnte ich Sie nicht noch irgendwo sprechen? Denn ich will jetzt gehen, damit die Ohren, mit denen der Principe sicher in Rom hört, was hier vorgeht, nicht gar noch eine Verschwörung durch mich als Vermittlerin zu hören kriegen.“

Er dachte einen Augenblick nach. „Es ist schon möglich, daß ich noch ein paar Tage bei den Rapuzinern bleibe, um das Bild dort nach dem Gedächtnis

fertigmachen und übertrocknen zu lassen," meinte er dann. „Aber es wäre vielleicht besser, Sie zeigen sich nicht mit mir, damit auch der Schatten einer ‚Verständigung‘ vermieden wird. Meinen Sie nicht auch?“

Scholastika langte mit ihrer Rechten nach dem obersten Knopf seines Jacketts, zog ihn daran zu sich herunter und gab ihm einen Kuß. „So," lüchelte sie schadenfroh, „das ist zwar kein Genuß von einem alten Weibe, aber zur Abwechslung ganz gesund. Getraut hat's auch — Sie haben sich wohl heute noch nicht rasiert, mein Sohn? — Doch? — Na, unsereins kann das Alter der Bartstoppeln nicht auf die Stunde abschätzen. Also: Sie haben recht, und ich muß mich auf einen Schwaz mit Ihnen verträsten. — So, jetzt setzen Sie sich und pinseln Sie drauf los! — Ei, sieh mal an, das haben Sie fein gemacht! Sie haben Ihren Beruf verfehlt! Maler hätten Sie werden sollen! — Aber das Bild ist ja fertig!“

„Die Rückseite von einem Smyrnateppich ist auch fertig und ist doch nur der Schatten der Oberseite," erwiderte er, kritisch sein Werk mit dem Original vergleichend. „Acht Tage hätte ich noch gut gebraucht, um alle die Feinheiten herauszumodeln, mit denen Ghislandi spielt wie ein Jongleur. Und was meinen ‚verfehlten‘ Beruf betrifft, Domina: damit ist nichts zu wollen. Ich weiß, daß ich ein passabler Kopist bin; aber zum selbstschaffenden Künstler hätt's nicht gelangt. Nicht, daß ich mir einbilde, ein Bismarck werden zu können, aber ich bin kein schlechter Arbeiter, begreife ziemlich schnell und habe Initiative. Damit kann man's schon zu was bringen.“

„Gewiß, wenn man dazu einen Namen, Verbindungen, das nötige Kleingeld mitbringt und sonst Glück hat," meinte Scholastika trocken.

Damit reichte sie ihm die Hand zu kräftigem Druck und ging in den „kleinen Salon“ zurück, in dem sie Ave noch auf derselben Stelle vorfand, auf der sie sie verlassen hatte.

„Du bist lange geblieben,“ rief sie ihr entgegen. „Oder ist es mir nur so vorgekommen, weil ich so viel zu denken hatte.“

Scholastika hatte auch viel zu denken und war damit noch nicht fertig geworden. „Geh jetzt schreiben,“ sagte sie kurz angebunden. „Der Maler sitzt schon drin in der Galerie und pinselt auf Teufelholen, denn er will heute noch fertig werden.“

„Will er?“ fragte Ave mit einem Gefühl von Enttäuschung, über das sie sich selbst wunderte. „Davon hat er nichts gesagt — und du hast dich natürlich ein bißchen mit ihm unterhalten,“ schloß sie mit einem halben Lächeln.

„hm — ja, natürlich,“ sagte Scholastika verlegen.

„Nun? Wie hat er dir gefallen? Hat er dir seinen Namen genannt?“

„Ich hab’ ihn nicht danach gefragt,“ erwiderte Scholastika wahrheitsgetreu. „Es war auch überhaupt nicht nötig,“ setzte sie, über ihre Taktik nun im reinen, energisch hinzu. „Ich kenne ihn nämlich.“

„Ah!“ rief Ave interessiert. „Ist er ein Maler von Ruf? Kennst du ihn schon lange?“

„hm — laß mal sehen. Ich habe Pate bei ihm gestanden und ihm eine silberne Klapper geschenkt, aber eigentlich kennen gelernt habe ich ihn erst, als er die ersten Hosen trug,“ berichtete Scholastika ernsthaft. „Das ist nun schon an die dreißig Jahre her. Was die Zeit vergeht, das ist nicht zum Sagen!“

„Aber Schums! Warum hast du mir denn nie von ihm erzählt? Ich kenne doch alle deine Freunde

aus deinen Erzählungen, aus ihren Photographien —“ Awe stockte und suchte mit gerunzelter Stirn in ihrem Gedächtnis nach einem Bilde in der Sammlung ihrer alten Freundin, die sie forschend dabei ansah. „Also, wie heißt er?“

„Peter,“ antwortete Scholastika prompt.

„So viel weiß ich selbst,“ meinte Awe lachend. „Und weiter?“

„Pizlipuzli-Müller-Schulze-Meyer,“ schnob Scholastika und wurde rot dabei.

„Danke — das genügt!“ erwiderte Awe. „Wünschst du eine Quittung für die kalte Dusche auf meine Neugierde, die eigentlich aber doch nicht so unberechtigt ist in Anbetracht dessen, daß dieser geheimnisvolle Peter Zutritt unter dieses Dach erhalten hat, das jetzt das meinige ist?“

Jetzt war es Scholastika, die lachen mußte. „Awe, ich sehe dich zum ersten Male auf dem hohen Pferde vor mir,“ sagte sie behaglich. „Es kleidet dich gar nicht — dieses ‚hohe Pferd‘! Meinst du denn nicht, Herzl, daß der Mann seine guten Gründe haben muß, inognito zu bleiben, wenn ich selber sie vor dir anerkenne, indem ich sie damit unterstütze?“

„Va bene! Reden wir von etwas anderem!“ erwiderte Awe noch nicht ganz überzeugt.

„Reden wir!“ stimmte Scholastika zu. „Zum Beispiel von deiner endlichen Benützung des Schreibblockes.“

Aber Awes Gesicht flog ein tiefer Schatten. Mit einem Seufzer erhob sie sich und ging ohne ein weiteres Wort nach dem nebenanliegenden Zimmer, das ihr als Boudoir dienen sollte. Aber auf dem Wege dahin verschwand der Schatten halb, denn zwischen die Drangsale der Gegenwart schob sich eine Erinnerung

halbvergessen, halbverwischt, an eine Photographie, die sie, in Scholastikas Schätzen kramend, in Hinrichshöhe einmal in den Händen gehalten, die Photographie eines schlanken, großen, jungen Mannes in der Uniform der Gardeducorps im Adlerhelm und mit dem Gardestern auf der Brust, die Hände auf den Pallasch gestützt, ein Paar große, wundervoll treue Augen geradeaus richtend. Und unter dem Bilde stand in kühner, klarer Schrift eine Widmung.

Ave blieb in der Tür stehen und faßte sich an die Stirn, aber sie konnte die Worte der Widmung durch den Nebel der dazwischen liegenden Jahre — und welcher Jahre! — nicht mehr deutlich erkennen.

Langsam wandte sie sich um und sah ihre alte Freundin suchend an. „Sag mir, Liebe, wie nennt dich denn der Maler Peter, wenn er mit dir spricht?“

„Er nennt mich Domina Scholastika. Warum?“

„Ich wollte es nur eben wissen!“

Und Ave verschwand mit einem freundlichen Kopfnicken.

Sie hatte es, sie hatte es! „Seiner lieben Domina Scholastika von ihrem getreuen Peter,“ stand unter dem Bilde. Und damit fiel ihr auch der Rest ein: die Mutter dieses „Peter“ war eine Schülerin Scholastikas gewesen, die als blutjunge Erzieherin in das Schloß eines englischen Magnaten gelangte und in treuer Freundschaft mit ihrem Bögling verbunden blieb, auch nachdem die junge Dame der Schulstube erwachsen und sich mit einem deutschen Diplomaten verheiratet hatte, dem später das Majorat seines Hauses zufiel — Graf v. Winded und Hohen-Winded. Und sein Sohn Peter, den Scholastika „mein Bubi“ nannte, saß eben jetzt im Kastell Rocca del Serpe und kopierte den berühmten Ghislandi!

Ave berührte die Freude angenehm, die Scholastika bei dem Wiedersehen gehabt haben mußte, aber sie verstand um die Welt nicht, warum er sich ihr nicht nennen wollte, denn sie war unberührt geblieben von dem Hauche des Argen, in dessen Mitte sie vier Jahre lang gelebt, weil sie eine jener seltenen weißen Seelen besaß, an denen der Schmutz nicht haften und keine Flecken zurücklassen kann, Seelen, die Arges sehen und hören, aber selbst nicht denken können.

Was sie Scholastika mitzuteilen hatte, nahm sie nicht lange in Anspruch. Es war charakteristisch für sie, für ihres Vaters Tochter, daß sie dabei wie zuvor bei ihrer Unterredung mit Rosalba Orlandi nicht an sich selbst, sondern nur an das der anderen zugefügte, himmelschreiende Unrecht dachte. Sie hätte ja natürlich kein Mensch und vor allem keine Frau sein müssen, wenn der damit auf sie gefallene Schlag sie nicht getroffen und schwer verlezt hätte. Daß der Principe sie dahin ziehen ließ, wo die Zeugen seines doppelten Verrates sie umgaben, war eine berechnete und bewußte Beleidigung ihrer eigenen Frauenehre, ein ihr mit kalter Bosheit zugefügtes Weh, über dessen Bedeutung sie nicht im unklaren bleiben konnte. Aber war das Leiden der anderen durch ihre Gegenwart nicht ins Hundertfache vergrößert und verbittert worden? Mußte es für Rosalba Orlandi nicht einfach unerträglich sein, die Frau täglich sehen und bedienen zu müssen, die — wenn auch ohne ihre Schuld — ihren eigenen rechtmäßigen Platz einnahm? Wozu diese Grausamkeit der sowieso schon grausam Behandelten noch besonders zufügen?

Ave stand hier vor einem Rätsel, für das sie keine Lösung hatte. Es war ganz undenkbar, daß ein Mann einer Frau, die er doch geliebt haben mußte,

eine solch unerträgliche Bürde aufladen konnte. Was war das Motiv für eine solche geradezu teuflische Bosheit? Denn ein Motiv mußte Nello Domiziani gehabt haben, als er seine legitime Frau an den Ort ziehen ließ, in dem seine kraft des Gesetzes illegitime Frau lebte, und diese zwang, der anderen Dienerin zu sein! Man läßt dergleichen nicht einmal aus Fahrlässigkeit zu, ganz abgesehen davon, daß der Principe nichts ohne Grund zu tun pflegte. Pure, glatte, unverhüllte Niederträchtigkeit, einfach aus der Freude am Niederträchtigen, aus Rachsucht, aus Haß? Ave kannte ihren Mann besser, als daß sie ihm einen solchen Luxus der Gefühle ohne ein dahinter liegendes, tieferes Motiv zugetraut hätte. Ja, wenn er sie allein damit hätte treffen können! Aber so hatte er doch scheinbar allen Grund, die andere eher zu beschwichtigen, denn sie noch tiefer zu treffen, als es so schon geschehen.

Ave fügte diese Fragen, für die sie keine Antwort wußte, den Zeilen bei, mit denen sie Scholastika davon unterrichtete, wer Rosalba Orlandi war.

Sie hatte das Blatt kaum zusammengefaltet, als die Tochter des Kastellans in ihr Zimmer trat, um ihr die eingetroffene Post zu überbringen.

„Warum tun Sie das selbst? Kann Tonio es nicht tun oder meinetwegen Ihr Vater?“ fragte sie freundlich.

„Er — Nello — ich meine der Principe hat ausdrücklich verlangt, daß ich die Principessa in ihren Gemächern bediene,“ erwiderte Rosalba abgewandt. „Er hat es eben noch durch das Telephon meinem Vater wiederholt und ihm mit dem Verlust seiner Stellung gedroht, wenn der Befehl nicht befolgt wird.“

Ave stand auf und legte den Arm um die Schultern der jungen Frau. „Es gibt Befehle, deren Befolgung

ein größeres Unglück ist als der Verlust einer Stellung," sagte sie herzlich. „Ich will es nicht haben, daß Sie, meine liebe Schwester im Unglück, so hart geprüft werden, und wenn der Principe seine Drohung wahr macht, dann werde ich für Ihren Vater, für Sie, für Ihren süßen Romeo sorgen. Ich fürchte, es würde nichts helfen, wenn ich dem Principe schriebe, aber ich kann und werde etwas anderes tun: ich werde Rocca del Serpe wieder verlassen, um mir den ständigen Vorwurf, daß ich an Ihrem Platze stehe, nicht unerträglich zu machen.“

Rosalba sah mit großen, feuchtglänzenden Augen auf. „Wodurch hat Nello eine solche Frau verdient, wie Sie es sind?“ fragte sie naiv. „Ich — wenn ich an Ihrer Stelle stünde — aber der Himmel weiß, daß ich genug mit mir selbst zu tun habe, und es ist ganz gut, wenn Sie wissen, mit welchem Heer von bösen Geistern ich in mir kämpfen muß — sobald die Tür zwischen mir und Ihnen zufällt. Ich muß Sie lieben, wenn ich Sie sehe, wenn Sie zu mir reden, denn Sie sind alles, was gut, großmütig und lebenswürdig heißt — und ich habe gelernt, alles das anzuerkennen, schön und nachahmenswert zu finden. Vorhin war ich hingerissen von Ihnen, von Ihrer wunderbaren Persönlichkeit, ich bin es jetzt mit Herz und Seele — aber als ich Sie verließ, habe ich Sie gehaßt und werde Sie wieder hassen, wenn ich Sie nicht mehr sehe. — Ach, Sie müssen nicht den Kopf schütteln und lächeln! Es ist wahr, daß ich durch die mir zuteil gewordene Erziehung moralisch einen enormen Vorteil über die Frauen meiner Klasse gewonnen habe, aber es ist auch ebenso wahr, daß das Volkerblut in meinen Adern dagegen anstürmt und daß alles geschehen ist, um es aus seinem künstlichen Schlafe aufzuwecken.“

„Das kann ich sehr gut verstehen und es mit Ihnen fühlen,“ versicherte Ave ernsthaft und eindringlich. „Gestern bei meiner Ankunft ging es gegen mein Gefühl, mich von einer Frau bedienen zu lassen, die mir an Bildung gleichsteht — heute widerstrebt dem noch das Bewußtsein, daß ich, wenn es auch ahnungslos geschah, den Platz eingenommen, der Ihnen gebührt. Ich werde es nicht zugeben, daß Ihnen eine solche Erniedrigung widerfährt, und ich begreife nicht, wie Nello das verlangen konnte. Können Sie erraten, welchen Zweck er damit verfolgte?“

Rosalba schüttelte den Kopf. „Ich wüßte nichts anderes, als daß er Sie und mich quälen will,“ murmelte sie.

„Mich — vielleicht! Aber Sie — warum? Er hat allen Grund, Sie und Ihre Gefühle zu schonen. — Doch zerbrechen wir uns den Kopf nicht mit einem Rätsel, dessen Lösung wir doch nicht erraten können. Genug also: Sie sollen mich nicht mehr bedienen, ich will es nicht und werde es dem Principe mitteilen. Aber ich hoffe und bitte Sie, mich zu besuchen und gemeinsame Sache mit mir zu machen für ein gemeinsames Ziel: die Zukunft Romeos. Was von meiner Seite geschehen kann, soll nicht unterlassen werden, um ihn in seine Rechte als Sohn und Erben Nellos einzusetzen.“

Rosalba schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Großer Gott, welch eine Frau!“ rief sie. „Es ist nicht zu glauben! Ich hätte das nicht für möglich gehalten! Ja, man liest wohl von solchem Edelmut, aber man glaubt nicht daran — in unseren Zeiten, wo jeder nur an sich selbst denkt!“

„Nun, hoffentlich doch nicht jeder,“ fiel Ave peinlich berührt ein, denn sie sah nichts Besonderes in ihrem Entschluß, zu dem sie gelangt war, während Scho-

lastika in der Familiengalerie mit dem Maler sprach. „Ich denke, es wird doch noch der Mehrzahl der Menschen die Gerechtigkeit über ihre eigenen Interessen gehen. Und es ist mir der Gedanke gekommen, ob ich meine Kinder nicht habe hingeben müssen, um dem kleinen Verstoßenen zu seinem Rechte zu verhelfen. — Weiß Romeo, wer sein Vater ist?“

„Nein,“ erwiderte Rosalba ohne Zögern. „Nicht nur, weil Nello es verboten hat, das Kind mit unerfüllbaren Wünschen und Begriffen großzuziehen — es ist auch mein eigener Wunsch, daß er nie erfährt, wer sein Vater ist, damit er ihn nicht hassen lernt. Ich hab's ja selbst noch nicht gelernt, trotzdem meine Seele voll Bitterkeit ist. Ich muß über das nachdenken, was Sie mir gesagt haben — die Vorstellung von der Möglichkeit einer Anerkennung Romeos ist mir noch nie gekommen — nie! Ich dürfte ihr ja natürlich nie im Wege stehen, aber — aber wird mein Sohn seine Mutter nicht verachten lernen, wenn es ihm zum Bewußtsein kommt, daß eine andere als rechtmäßige Frau seines Vaters an meinem Platze steht? Wird er an meine Geschichte glauben? Und wenn er das tut, was werden dann seine Gefühle für seinen Vater sein? Auch Verachtung, falls mein Blut in seinen Adern lauter spricht als das Blut der Domiziani?“

Ave war tief betroffen von diesen so folgerichtigen Ausführungen. „Daran habe ich freilich nicht gedacht — ich wußte nur, daß ich Gerechtigkeit für das schuldlose Kind, Sühne für seine Mutter wollte,“ sagte sie schlicht, demütig fast und mit tiefem Empfinden. „Vielleicht — vielleicht, wenn ich fern bin — und ich werde fern sein, denn wir haben uns getrennt, der Principe und ich — für immer getrennt —“

„Ah!“ rief Rosalba mit blitzenden Augen — sie

hätte diesen Ausdruck ihres Triumphes nicht um die Welt unterdrücken können — „war er Ihnen untreu? War er grausam gegen Sie? — Aber was rede ich da? Verzeihen Sie mir! Ich habe mich vergessen, mich einer Indiskretion schuldig gemacht — als Lohn für Ihre Güte. Ich bin tief beschämt — tief!“

„Lassen Sie das — es ist ja so verständlich von Ihrem Standpunkt aus,“ fiel Ave mit großer Selbstbeherrschung ein. „Ich fühlte mich verpflichtet, die Tatsache zu erwähnen, um damit vielleicht das eine Ihrer gerechtfertigten Bedenken zu beseitigen, was ja freilich nur unvollkommen der Fall sein kann. Ich könnte vielleicht mehr tun, wenn ich eine gerichtliche Scheidung verlangte. Aber was hilft das Ihnen? Auf keinen Fall indessen wird Romeo mich an Ihrem Plaze sehen, und bis er so weit ist, daß er die Lage voll begreifen lernt, hat er am Ende seinen Vater zu liebgewonnen, um ihn zu — um ihm einen allzu großen Vorwurf machen zu können. Es kann ja auch sein, daß ich dann schon längst tot bin und Nelio an Ihnen alles wieder gutgemacht hat.“

Rosalba hob abwehrend die Hand. „Versuchen Sie mich nicht, Principessa, damit nicht Wünsche um diesen Preis in mir wach werden,“ rief sie leidenschaftlich. „Wünsche, die ich längst begraben habe, denn Nelio wird seinen Verrat an mir in dieser Weise nie gutmachen, weil er ganz genau weiß, daß die römische Gesellschaft mich nie anerkennen würde. Ich muß zufrieden sein, wenn er Romeo in seine Rechte einsetzt. Und auch daran zweifle ich. Nicht an Ihrem guten Willen, aber an Ihrer Macht. Verzeihen Sie meine Offenheit — ich kenne Nelio. Er wird nichts tun, was Sie von ihm verlangen — Sie!“

„Nein, sicherlich nicht. Aber ich kenne Personen,

die Einfluß auf ihn haben und auf deren Freundschaft ich bauen darf," erwiderte Awe, ohne sich beirren zu lassen, wenn schon ihr berechtigter Stolz sich gegen die unumwundene Herabsetzung ihrer Stellung aufbäumen wollte. — „Sie dürfen mir schon anheimgeben, die richtigen Schritte zu tun," setzte sie kühler hinzu, als sie in ihrer Großmut, die ihr Ehrensache war, beabsichtigte.

Rosalba Orlandi verbeugte sich mit wahrhaft königlichem Anstand.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten, das in Ihnen zu finden, was Sie sind, Principessa," sagte sie mit rückhaltlosem, tiefem Gefühl. „Sie haben mir von meinem sich mehr und mehr verlierenden Glauben an die Seelengröße der menschlichen Natur mehr zurückgegeben, als ich Ihnen mit Worten ausdrücken kann. Tun Sie denn, was Sie tun zu müssen glauben, für meinen armen Romeo — ich werde Ihnen dankbar sein bis an mein Ende, auch wenn Ihre Bemühungen fehlschlagen. Ich habe längst aufgehört, an mich zu denken — die Mutter in mir hat das Weib zum Schweigen gebracht. Denn jeden Tag frage ich mich vom Morgen bis zur Nacht: Was soll aus dem Kinde werden? Sie haben ihn gesehen. Sieht er aus wie ein Knabe, der in die Stellung seines Großvaters und seines Onkels zurückgleiten kann, der in einer Livree — am Ende gar in der Livree der Domiziani — hinter den Stühlen der Leute steht, ihnen die Speisen zureicht, die Türen öffnet, die Wagenschläge schließt? Nein, dreimal nein! Er sieht aus wie das, was er ist: der purpurborene Sproß eines fürstlichen Hauses, des ältesten, das die römische Welt kennt. Dieses Blut wird ihm zu schaffen machen, das kann man heute schon in seinen Augen lesen,

und diesem Blute zu Ehren kleide ich ihn wie einen kleinen Prinzen. — Sie werden mir mit Recht sagen, daß ich eine Törrin bin, damit Begriffe und Gedanken in dem Kinde zu erwecken und großzuziehen, die sehr bald Fragen von ihm fordern werden, die ich nicht beantworten kann, denn ich weiß, daß Nello dem Kinde nie eine über den Stand meines Vaters hinausgehende Erziehung geben lassen wird — damit es ihm nie unbequem werden kann. Und dennoch — dennoch hoffe ich, daß Romeo vom Becher der Bildung in vollen Zügen trinken wird. Man hat mir davon so viel zu kosten gegeben, daß es mir zwar mein hartes Schicksal doppelt schwer zu tragen macht, aber der geisterweckende Trunk hat mir anderseits Pforten erschlossen, durch die ich einen Einblick in eine andere Welt erhielt, die meinen Sohn aufnehmen soll und muß. Ich habe fremde Hilfe dazu nie in Betracht gezogen, am allerwenigsten aber die Ihrige, Principessa — wie Sie sich ja leicht denken können, und ich gestehe Ihnen rückhaltlos, daß ich gestern noch lieber mit dem Kinde ins Wasser gesprungen wäre, als Hilfe von Ihnen anzunehmen. Heute ist es anders — Sie haben mich besiegt, soweit ich selbst und Romeo in Frage komme. Ich werde nicht eifersüchtig sein, wenn er Sie liebt — er redet schon den ganzen Morgen von Ihnen als von der blonden Madonna und scheint über Sie sogar den fremden Maler vergessen zu haben, der bisher sein Gott war. Aber ich warne Sie vor mir, sobald Nello zwischen Sie und mich tritt!“

Ave hatte den wild hervorgestoßenen Strom der Worte, ohne eine Bewegung zu machen, über sich ergehen lassen und unter dem Einfluß der Empfindungen, denen sie entsprangen, ihre eigenen etwas verletzten Gefühle zum Schweigen gebracht; bei den

letzten Worten Rosalbas fuhr sie jedoch zurück wie gestochen, denn in jedem Menschen ist an irgend einer Stelle — es braucht nicht gerade die zu sein, wo er „sterblich“ ist — ein Grenzpfahl aufgesteckt, den anzustoßen oder umzuwerfen einen Wendepunkt für beide Teile bedeuten kann. Dieser Grenzpfahl hieß bei Awe ihre Frauenwürde, die selbst Nelios Behandlung nicht in den Staub zu treten vermocht, die jetzt aber in ein so starkes Wanken geriet, daß es einen harten Kampf kostete, das geistige Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Die Selbstbeherrschung war indes eine der schönsten Eigenschaften Awes, weil sie bei ihr aus den reinen Motiven der Moral, also ohne Hintergedanken und ohne den Wunsch, diese zu verbergen, entsprang.

„Ich wünsche durchaus nicht, in eine Konkurrenz mit Ihnen zu treten,“ sagte sie kühl, als sie's eigentlich wollte. „Der Principe von Rocca de' Serpi ist ein beendetes Kapitel im Buche meines Lebens.“

„Er ist Ihr Gatte, und wenn er es verlangt, müssen Sie zu ihm zurückkehren — werden Sie zu ihm zurückkehren!“ rief Rosalba mit blickenden Augen.

„Meinen Sie nicht, daß das, was ich tun muß und tun werde, außerhalb der Grenzen unserer Aussprache steht?“ fragte Awe leise, weil sie sich selbst nicht mehr traute.

Rosalbas feines Ohr hörte jetzt heraus, daß sie zu weit gegangen war. „Verzeihen Sie mir,“ bat sie mit aufrichtiger Reue. „Ich — ich wollte Sie nur vor mir warnen — — ich kenne mich, ich bin so impulsiv, und beim heiligsten Vorsatz, beim besten Willen kommt es vor, daß mein Blut die Oberhand gewinnt und —“

„Ich verstehe schon, was Sie meinen und wie Sie's meinen,“ fiel Awe großmütig ein. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für — für Ihre Warnung, aber ich denke,

sie ist eine überflüssige Selbstanklage. Wir sind alle nur Menschen und unseren Schwächen unterworfen. — Um auf etwas anderes zu kommen: darf ich Sie bitten, mich durch das Schloß zu führen, oder ist es das Vorrecht Ihres Vaters? Ich möchte es gern bald gesehen haben, da ich ja wahrscheinlich nicht lange hier bleiben werde, wie ich Ihnen schon sagte. Und heute nachmittag, gleich nach dem Essen, möchte ich nach Rom fahren, um dort einen Besuch zu machen — in Romeos Angelegenheit.“

Auf Rosalbas klassisch schönen Zügen spiegelte sich bei Aves Worten eine ganze Skala innerer Bewegungen mit einer solchen Lebhaftigkeit wider, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu übersehen. Erst zuckte ein Blick des Verständnisses in ihren Augen auf, als wäre plötzlich ein Schleier vor ihr zerrissen worden und ein Bild vor ihr enthüllt, vor dem sie die Augen schließen und entsetzt zurückweichen mußte. Und dann zog sich ein harter Zug um ihren Mund, und eine tiefe Falte grub sich zwischen ihre starken, charakteristischen Augenbrauen wie unter der Einwirkung eines physischen Schmerzes, und zuletzt war's ein wilder innerer Kampf.

Ave sah auf diese wechselnde Bewegung in den Zügen der Rastellanstochter erst fragend und erstaunt, dann unter einem eigentümlichen Zusammenziehen des Herzens, von dem sie wußte, daß es Angst war — die Furcht vor etwas Unbestimmtem, Namenlosem. Und mit angehaltenem Atem wartete sie auf Rosalbas Antwort.

„Es wird mir eine Ehre sein, Principessa, Ihnen das Schloß zu zeigen. Mein Vater führt die Fremden, die sich ja hier nicht zahlreich einfinden — es ist gütig von Ihnen, meine Begleitung zu wünschen. Ich gehe nach den Schlüsseln und hole Sie dann hier wieder ab,

wenn es Ihnen recht ist. Das Automobil aber, Altezza, ist auf Befehl des Principe gestern abend wieder nach Rom zurückgekehrt.“

„Das kann nur auf einem Irrtum beruhen,“ rief Aye nach einem Augenblick des Erstaunens, das aber mit einem leisen Schrecken durchsetzt war. „Das Automobil ist mein eigenes, zu meinem persönlichen Gebrauch bestimmtes und hat mit denen des Principe nichts zu tun. Sagen Sie, bitte, Ihrem Vater, daß er sofort telephoniert und das Automobil ohne Verzug zurückbeordert — auf meinen Befehl!“

Rosalba machte eine Bewegung mit beiden Händen. „Ich werde es tun, aber — — man wird mit Ausflüchten antworten. — Principessa,“ setzte sie näher-tretend schnell und mit gedämpfter Stimme hinzu, „ich begehe einen Verrat, aber ich stehe in Ihrer Schuld und kann diese nicht besser zu tilgen versuchen, als daß ich Ihnen die Augen öffne. Nello will Sie in Rocca del Serpe von der Welt abschneiden. Er hat das Automobil entfernt und meinem Vater Befehl gegeben, Ihnen unter jedem erdenklichen Vorwande ein Fuhrwerk zur Station zu verweigern. Ihre Ausgänge sollen bewacht und Bericht darüber erstattet werden. Ihr Telephon ist mit dem bei meinem Vater verbunden, so daß es bei ihm anläutet, wenn Sie mit jemand sprechen wollen, und er hört, was Sie sagen, damit er es dem Principe wiederholen kann. — Nein, sehen Sie mich nicht an, als ob Sie meinten, ich hätte den Verstand verloren. Es ist genau so, wie ich es Ihnen sage. Ich schulde Ihnen diese Mitteilung, ehe Sie selbst dahinter kommen, daß Sie eigentlich hier eine Gefangene sind. Und ich biete Ihnen meine Hilfe an, soweit ich imstande bin, Ihnen zu helfen. Damit habe ich mich in Ihre Hände gegeben, denn wenn

der Principe und mein Vater erfahren, welchen Verrat ich geübt — — mein Vater ist nämlich unbestechlich und auch mir unzugänglich, wenn es sich um einen Befehl des Principe handelt. Er tabelt nicht einmal, was Nelio an mir verbrochen, denn für ihn ist der Principe Herr über Leben und Tod seiner ‚Untertanen‘, er spuckt auf die Gesetze, die ihm das nehmen wollen. Wenn es Nelio einfiel, ihm zu befehlen, Sie dort in den Turm bei Wasser und Brot zu sperren, er würde es sofort tun, und zwar ohne jedes Bedenken, denn was der Principe Rocca de’ Serpi für gut hält, das kann für ihn kein Unrecht sein. Mir hat Nelio durch seinen Verrat nach seiner Ansicht noch eine ‚Ehre‘ erwiesen! — Also, was Sie tun wollen, um Rocca del Serpe zu entrinnen, das müssen Sie heimlich planen und ausführen, und ich werde Ihnen helfen, soweit es in meinen Kräften steht. — Haben Sie jetzt noch Lust, das Schloß gleich zu sehen?“

Es war ganz eigen, daß Ave bei dieser sicherlich nicht beruhigenden Enthüllung genau wußte, daß ihr dunkles Angstgefühl nicht aus der Ahnung des eben Gehörten entsprungen war. Im Gegenteil, es flößte ihr gar keine Angst ein, wohl aber eine mit einer reichlichen Dosis von Verachtung gemischte Empörung über den unwürdigen Ausdruck eines elenden, kleinlichen Hasses, mit dem ihr Gatte sie verfolgte und sie jedenfalls vor seinem Untergebenen, vor Rosalba demütigen wollte.

„Doch,“ sagte sie vollkommen ruhig und selbstbeherrscht, „sicherlich werden wir den Rundgang sofort antreten, schon um gegen uns beide den Anschein zu vermeiden, als hätten wir Außergewöhnliches miteinander gesprochen. Oder fürchten Sie, daß man uns belauscht hat?“

„Sicher nicht,“ rief Rosalba, sichtlich erstaunt über Aves Ruhe. „Ich — ich stehe ja am allerersten außerhalb des Verdachtes, mit der rechtmäßigen Gemahlin des Principe gemeinsame Sache zu machen. Das würde meinem Vater nicht im Traume einfallen, und Nelio — Nelio würde eher an den Einsturz des Himmels glauben.“

„Vermutlich,“ erwiderte Awe trocken und fuhr wärmer, aber nicht überschwenglich fort: „Ich bin Ihnen natürlich sehr dankbar für Ihre Mitteilungen, die mir das langsame Sehendwerden ersparen und mir gleich sagen, woran ich bin. Und wir leben im zwanzigsten Jahrhundert, das ja selbst an Rocca del Serpe nicht spurlos vorüberzugehen scheint, denn wenn mir die Telephondrähte auch nicht bedingungslos zur Verfügung stehen, so habe ich doch unten im Dorfe eine Postagentur bemerkt.“

„Mein Vater hat den Auftrag, die Briefe der Frau Principessa nicht der Post zu übergeben, sondern sie in einem zweiten Umschlag dem Principe zuzusenden,“ erwiderte Rosalba kopfschüttelnd. „Geben Sie also meinem Vater nur ganz unwichtige Briefe zur Bestellung — bald, heute schon, damit er keinen Verdacht schöpft. Was Sie aber den Principe nicht lesen lassen wollen, das vertrauen Sie mir an — wenn Sie mir überhaupt vertrauen können und wollen. Ich werde diese Briefe dann unten in den Postkasten tun oder einen Vorwand finden, um sie selbst nach Rom zu bringen. Ich fahre ab und zu nach der Hauptstadt, um meine Einkäufe zu machen. Darin würde also nichts Auffälliges liegen. — Oh, haben Sie Vertrauen zu mir, ich meine es ehrlich, selbst wenn —“

Sie stockte und sah zu Boden.

Awe aber reichte ihr freundlich die Hand. „Doch,

ich vertraue Ihnen gern und ganz,“ sagte sie herzlich. „Sie werden mich schon um Ihres Sohnes willen nicht hintergehen, und wenn Sie es nicht ehrlich meinten, warum hätten Sie dann überhaupt etwas zu sagen brauchen? — Und nun gehen Sie und holen Sie die Schlüssel. Ich werde hier auf Sie warten.“

Rosalba Orlandi drückte ihr die gereichte Hand fest, fast heftig und entfernte sich ohne ein weiteres Wort; Ave aber nahm die für Scholastika beschriebenen Blätter und trat damit in den anstoßenden Salon, neben dessen offengebliebener Tür sie ihre alte Freundin auf einem Stuhl zusammengesauert vorfand mit einem Gesicht, das um zehn Jahre gealtert schien.

„Sib her,“ sagte sie, die Hand nach dem Papier ausstreckend. „Es hat zwar kaum einen Zweck, aber ich kann ja immerhin noch das erste Kapitel nach dem zweiten lesen. Natürlich habe ich gehört, was du mit dem Mädchen gesprochen hast. Erstens stand ja die Tür offen, zweitens habe ich sehr gute Ohren, drittens habt ihr laut genug geredet, und viertens spart es dir das Schreiben. Ja, es ist sehr hübsch auf Rocca del Serpe. Und sehr interessant. Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß wir in einer wunderbaren Mausefalle sitzen — wir, wohlverstanden, denn dein kostbarer Sattel wird doch kein solcher Esel sein, mich ziehen zu lassen, damit ich draußen meine werthe Stimme erhebe und aus der Schule schwache. Zwanzigstes Jahrhundert! Papperlapapp! Mitten im Mittelalter sitzen wir hier, und wer's nicht glaubt, kann mir leid tun. Unser einziger Hoffnungsanker ist dieses Mädchen, obgleich sie selbst sagt, daß sie immer noch auf der Seite ihres trefflichen Nello steht. Auf ihre Gefühle für dich pfeife ich. Was hat sie denn groß gewagt, als sie dir den Star stach, wenn deine Briefe doch nur durch

ihre Hand gehen können — in der stillen Hoffnung, daß sie damit den allerhöchsten Unwillen, vielleicht, nein sicher Kopf und Kragen damit riskiert. Du wirst doch nicht so dumm sein, dich wirklich von ihr durch das Schloß führen zu lassen?“

„Doch. Ich muß ihr beweisen, daß ich Vertrauen zu ihr habe, muß den Alten in dem Wahn lassen, daß ich ahnungslos bin,“ erwiderte Awe fest, aber mit blaffen Lippen. „Du denkst doch nicht, daß — daß mir dabei etwas geschehen kann?“ fügte sie flüsternd hinzu.

„Frau, schau, wem!“ sagte Scholastika achselzuckend. „Wer weiß denn, was der Herr Principe für den Fall ‚befohlen‘ hat, daß du das Schloß besuchen willst? Bei seiner anmutigen Veranlagung kommt's mir vor, als ob man ihm schon etwas besonders Feines zutrauen dürfte. Man könnte schließlich ja auch sagen: Ich nicht, was dir hier gekocht wird — aber ich halte dafür, daß er zu gerissen ist, um sich unbequemen Nachfragen auszufehen, denn in Rom ist das zwanzigste Jahrhundert tatsächlich am Ruder.“

Awe machte einen Versuch zum Lachen, der ihr zwar nicht ganz gut gelang, aber ihr doch ein Stückchen des ihr leise entweichenden Selbstvertrauens zurückgab. „Unsinn, Schums, du siehst Gespenster!“ rief sie tapfer. „Das ist doch sonst nicht deine Sache. Was ist denn nur in dich gefahren?“

„Die Luft in Rocca del Serpe geht mir auf die Nerven,“ erwiderte Scholastika fröstelnd, „und das Bewußtsein, so glatt und aus ‚eigenem freien Willen‘ in die Falle gegangen zu sein. Darum hat er sich's von dir bescheinigen lassen, damit er schön heraus ist. Und mir hat er die Ohren und den Mund verstopft — zum Glück aber nur nach einer Richtung. Es wundert

mich nur, daß er nicht darauf gekommen ist, mir die Augen zu verbinden. Freilich, viel nützen können sie mir nicht. Ich darf damit grade bloß zusehen, was mit dir geschieht.“

„Schums, jetzt hörst du auf, wie ein Rabe zu krächzen!“ fiel Ave mutig ein. „Das ist ja alles Unsinn! Was hätte Nello davon, mich —“

Sie hielt ein, um das Wort nicht auszusprechen, das ihr auf den Lippen schwebte.

„Was er davon hätte? Oh, eine ganze Kleinigkeit: seine Freiheit und dein Geld!“ murmelte Scholastika grimmig. „Dafür hat schon mancher eine hohe Karte ausgespielt — er wäre der erste nicht. Hast du ein Testament gemacht und ihn etwa auf den Pflichtteil gesetzt, was an sich schon der Mühe lohnte? — Nein. — Also, wenn du ohne Testament sterben solltest, ist er dein Erbe ohne Drehen und Deuteln, und deine eigene Mutter kriegte keinen roten Pfennig — alles wäre fein!“

„Schums, mir scheint, du besprichst Familienangelegenheiten mit mir,“ versuchte Ave einen scherzenden Ton anzuschlagen. Sie war aber sehr blaß geworden, und ihr Herz zog sich wieder zusammen, nur daß dieses Mal das Furchtgefühl deutlicher wurde. Doch zwang sie es mit großer Kraft zurück, indem sie sich sagte, daß sie den Kopf nicht verlieren dürfe, weil sie ja immer noch etwas zu hoffen hatte. Was? Das wußte sie selbst nicht, sie wußte nur, daß in die Nacht ihres Lebens ein schwacher, ferner Lichtstrahl gefallen war, dem sie folgen mußte, folgen wollte, denn sie war ja noch so jung — so jung! Sie hatte diesen schwachen, fernen Schimmer vorausgeföhlt, als sie gestern Rocca del Serpe entgegenfuhr, sie hatte ihn heute früh in zwei treuen, klaren Augen deutlich gesehen — un-

erreichbar für sie und doch so tröstend, so verheißungsvoll, so belebend! — Konnte er nur das letzte Aufklappen ihres Sternes sein, ehe der Schleier zwischen ihr und diesem Leben fiel?

Sie konnte es nicht glauben, sie —

Ein Klopfen an der Tür des Nebenzimmers ließ sie zusammenfahren. Es war Rosalba, die mit einem Schlüsselbund in der Hand kam, um sie abzuholen, blaß wie eine Tote, mit kurzem Atem, als wäre sie überschnell die Treppe heraufgeeilt, in den Augen ein irres, flackerndes Licht.

Ave, mit sich selbst, mit ihren Gedanken beschäftigt, bemerkte es nicht. „Ja, ich komme,“ sagte sie mit einem Lächeln, in welchem sich der in ihrer Seele neugeborene Lichtstrahl widerspiegelte, und sich zurückwendend fragte sie: „Kommst du mit, Liebe?“

„Danke — nein,“ erwiderte Scholastika müde. „Meine Beine würden es heute nicht schaffen. Sie sind schwer wie Blei — ob das von der harten Matratze kommt oder — oder von was anderem, weiß ich nicht. Laß mich hier sitzen und komm bald wieder — hörst du?“

Ave warf einen besorgten Blick auf ihre alte Freundin, die grau im Gesicht und zusammengefallen auf ihrem Stuhle hockte, und trat dann zu Rosalba hin, die an der Tür stehen geblieben war.

„Die Signorina scheint nicht recht wohl zu sein,“ sagte Ave leise. „Ich will daher heute nicht den ganzen Rundgang machen, um sie nicht zu lange allein zu lassen. Vielleicht führen Sie mich deshalb nur in die Kapelle, die ja wohl die größte Sehenswürdigkeit in Rocca del Serpe ist.“

Rosalba nickte. „Wir können durch die Familiengalerie gehen — es ist der nächste Weg,“ sagte sie.

„Oh — ich danke, es kopiert dort jemand,“ wandte Ave mit einem Herzklopfen ein, das seinen Takt plötzlich verändert hatte und ihr nicht mehr kalt, sondern warm machte.

„Was tut das?“ erwiderte Rosalba gleichgültig. „Die Galerie ist groß genug — der Maler wird uns nicht im Wege sein.“

„Dann — avanti,“ murmelte Ave mit einem leisen Lächeln über das kleine Mißverständnis, das ihrem eigenen Wunsche, den sie unterdrücken zu müssen geglaubt, entgegenkam. Sie stand ja doch auf eigenem Grund und Boden, und er war ja heute zum letzten Male hier, und sie würde ihn nie wiedersehen.

Wirklich nie mehr, nachdem sie das aufglimmende Licht für das Dunkel ihres Lebens in seinen Augen gesehen hatte?

* * *

Der Maler saß noch an seinem Plaze, als die beiden Damen in die Galerie traten, in der Rosalba ihr die besten der Bilder mechanisch und interesselos hervorhob, und sie selbst nickte zu den dürren Namen und Daten, die sie nur mit halbem Ohre hörte. Nur vor einem alten verblaßten Porträt blieb sie verwundert stehen, denn es war an vielen Stellen durchlöchert wie eine Scheibe.

„Nach diesem Bilde schießt der Principe, wenn er hier ist und sich zerstreuen will,“ erklärte Rosalba.

Als sie an die Stelle kamen, wo der Maler hinter seiner Staffelei saß, erhob er sich und machte Ave eine tiefe, respektvolle Verbeugung.

„Der Signore kopiert den berühmten Ghislandi,“ sagte Rosalba, mit einem Kopfnicken den ihr gewidmeten zweiten Gruß erwidern.

Ave blieb stehen und sah sich das Porträt an. „Es

steckt an mit seinem Lachen, mit den vor Übermut tanzenden Augen. War sie glücklich, diese reizende Dame?"

„Sie starb jung — das größte Glück für eine Fürstin Rocca de' Serpi,“ antwortete Rosalba so leise, daß es kaum zu verstehen war.

Aber Awe hörte es doch, und es jagte ihr einen kalten Schauer durch den Körper, während ihr gleichzeitig das Blut in die Wangen stieg über die Freiheit, welche die Tochter des Kastellans sich nahm. Hatte der „Maler“ die leisen Worte gehört und verstanden? Sie wagte nicht, ihn anzusehen, und nach einer kleinen Pause sagte sie: „Ich höre, Sie wollen heute schon Ihre Arbeit beenden, Signore? Hoffentlich ist es nicht meine Ankunft hier, die Sie fürchten läßt, im Wege zu sein. Die Galerie steht gern fernerhin zu Ihrer Verfügung.“

„Wer hat Ihnen gesagt, Fürstin, daß ich heute schon fertig werden will?“ entgegnete er auf deutsch.

„Wer? Scholastika Müller natürlich,“ erwiderte sie in derselben Sprache. „Sie hat eine riesige Freude gehabt, in Ihnen einem Freunde hier zu begegnen.“

„Die Freude war gegenseitig,“ versicherte er warm und setzte ein klein wenig ärgerlich hinzu: „Also hat die gute Domina doch nicht reinen Mund halten können.“

„Da kennen Sie Scholastika schlecht,“ nahm Awe sofort die Verteidigung der alten Freundin auf. „Gar nichts hat sie gesagt, als daß sie Sie schon kennt, seit Sie noch ein ganz kleiner Bub waren, und daß Sie wirklich Peter heißen. Mir kam aber dabei die Erinnerung an eine Photographie, die ich bei ihr gesehen — Sie selbst in einem Lohengrinhelm, nur mit einem Adler statt eines Schwans darauf. Unter dem Bild stand auch nur ‚Peter‘, weiter nichts. Eine sehr schöne Photographie in wirkungsvoller Stellung — ‚gelehnt auf sein Schwert‘.“ Sie lachte dazu.

Auch er lachte. „Extra für die Domina und zu ihrer höheren Erbauung gemacht,“ sagte er im Brustton der Wahrheit. „Im übrigen aber nur ein Sonntagslohengrin — ‚à la suite des Regimentes‘, wie die mythische Formel heißt, die den deutschen Ausdruck noch nicht gefunden hat, um die ebenso mythische Tätigkeit anzudeuten. Der nüchterne Grad vertritt sonst bei mir die ganze Pracht aus zweierlei Tuche. Die Photographie ist also sozusagen nur Blendwert der Hölle.“

„Schadet nichts — ich weiß, daß der Schums — ich meine Scholastika — sehr stolz darauf war,“ erwiderte Ave lächelnd. „Also, nicht wahr, Sie lassen sich nicht durch mich vertreiben, sondern kommen, so oft Sie noch wollen. Ich verspreche Ihnen vollkommene Unge störtheit durch mich und hoffe auf der Basis dieses Übereintommens gedeihliche Förderung Ihrer Arbeit.“

Und mit einem leichten Gruß ging sie weiter die Galerie hinab. Sie hatte ihn eigentlich für sein hartnäckiges und ihr unbegreifliches Festhalten an seinem Intognito „schneiden“ wollen, aber die Unmöglichkeit dieses Verfahrens eingesehen, indessen —

„Ein deutscher Landsmann von mir,“ erklärte sie Rosalba.

Nicht ohne eine gewisse Geringschätzung erwiderte diese: „Sie sitzen aus allen Ländern kopierend in den Galerien herum. Dieser sieht wenigstens ganz anständig aus.“

Ave fand diese Kritik so erheitern, daß sie nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte. Die Begegnung hatte überhaupt alle Gespenster verscheucht, die sich um sie zu sammeln begannen und die sie nun ins Reich des Unmöglichen zurückwies.

„Welch schöner Kopf!“ sagte sie, vor dem Porträt einer Dame in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts stehen bleibend — eigentlich mehr, um Rosalba nicht ihre plötzlich erwachten Lebensgeister sehen zu lassen, als aus besonderem Interesse für das auf Schiefer gemalte Bild. Es hing an der der langen Fensterreihe gegenüberliegenden Wand, die an dieser Stelle durch einen balkonartigen Ausbau unterbrochen wurde. Der Ausbau war zu einer vergitterten Loge verwendet, in die man von den oberen Wohnräumen direkt eintreten konnte und die einen umfassenden Überblick über die Galerie gewährte.

„Das ist die berühmte Principessa Violanta von Rocca de' Serpi von Bronzino gemalt,“ erklärte Rosalba mechanisch weiter, denn ihre Gedanken waren ganz anderswo, und sie hatte keine Augen für das erwachte Leben im Blicke der anderen.

„Wieso berühmt?“ fragte Awe, nun aufmerksamer das feine blasse Gesicht der rotblonden Schönheit betrachtend.

„Oh, Altezza kennen doch sicherlich ihre Geschichte,“ erwiderte Rosalba nun auch lebhafter. „Sie wurde aus Rachsucht von einer Dame ihrer Umgebung, die an ihre Stelle zu treten wünschte, der Untreue angeklagt, und weil sich das Gerücht davon verbreitete und die Ehre des Hauses dadurch verlegt wurde, so mußte der Principe, ihr Gatte, dem Drängen der Familie nachgeben und sie hinrichten lassen.“

„Trotzdem er wußte, daß sie schuldlos war! Ja, ich erinnere mich ihrer Geschichte,“ sagte Awe empört. „In diesem Falle hat aber die Gerechtigkeit schon auf Erden das Verbrechen gesühnt, denn der Fürst wurde zur Verantwortung gezogen und in der Engelsburg enthauptet.“

„Verzeihung — er hat nichts verbrochen, sondern kraft seines Rechtes als Souverän ein Urteil zur Sühne für die Ehre seines Hauses gefällt,“ entgegnete Rosalba sehr bestimmt. „Die Rocca de' Serpi waren souveräne Herren und niemand für ihre Rechtsprüche verantwortlich.“

„Vielleicht nicht dafür, aber der Tod der schuldlosen Fürstin Violanta war nichts als ein Mord,“ beharrte Ave auf ihrer Auffassung.

„Die Ehre des Hauses verlangte eine Sühne. Daran könnte selbst die heutige Zeit nichts ändern,“ erwiderte Rosalba mit einer Betonung, die Ave nur zu deutlich sagte, daß die mittelalterliche Überzeugung von dem unfehlbaren Rechte der italienischen Großen noch heute fest in den Köpfen der einstigen Vasallen und — in denen ihrer Herren wurzelte, denn sie gedachte der Urgroßmutter ihres Gatten in der Hochzeitstruhe der Medici im Palazzo Domiziani, und mit dem kalten Schauer, der ihr dabei durch die Glieder ging, fühlte sie wieder die Nähe der Schatten, die sie heute zu umringen begonnen hatten. Sie gab es auf, ihre Führerin von dem längst verfallenen „Rechte“ zu überzeugen, das heute einfach eine Übertretung des Gesetzes geworden war, und folgte ihr durch einen schmalen, kurzen Gang in ein langes, enges Gemach, das durch ein hochgelegenes, vergittertes Fenster nur schwach beleuchtet und durch zwei hölzerne Säulen, die durch einen Querbalken verbunden waren, geteilt wurde. Diese Säulen wiesen starke Brandspuren auf, die Ave auffielen.

„Es ist dieses das Exekutionszimmer, das an den Gerichtssaal stößt,“ erklärte Rosalba mit einer Gelassenheit, als redete sie von der natürlichsten Sache der Welt. „Die Angeklagten wurden hier der pein-

lichen Frage unterworfen — der Tortur mit einem Worte. Die Säulen tragen die Spuren der glühenden Eisen, mit denen das Geständnis erzwungen werden mußte, an dem Balken dazwischen wurden die Verurteilten gehengt. Natürlich nur die niederen Verbrecher, die bevorzugteren starben durch das Schwert. Auf dem Block hier büßte die Fürstin Violanta — er wurde für sie natürlich mit einer Decke von Purpursamt verhängt, die dort in jener Truhe aufbewahrt wird. Mit jenem Schwert, das hier an der Wand hängt —“

„Ich danke. Gehen wir weiter, denn leider ist mein Geschmack für diese Dinge nur sehr unvollkommen entwickelt,“ fiel Awe mit einem Schauer ein. „Wie kann man diese Zeugen einer barbarischen und gottlob überwundenen Zeit so pietätvoll verwahren — nun ja, meinetwegen als Kuriositäten, aber man sollte sie den Leuten nicht besonders zeigen als einen Nervenreiz, der in ein Wachsfigurenkabinett gehören mag, aber nicht in den Wohnsitz moderner Menschen,“ setzte sie hinzu, als sie mit Rosalba in dem prächtigen, frestengeschmückten Gerichtssaale stand.

Die letztere zuckte mit den Achseln. „Eine Fürstin von Rocca de' Serpi muß diese Dinge als Zugehörigkeit ihres Ranges betrachten,“ sagte sie.

„Schon als ehemalige Zugehörigkeit haben sie für meinen Geschmack einen reichlich romantischen Beigeschmack,“ erwiderte Awe, über die erhaltene Belehrung leicht hinweggehend, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg in dem Bewußtsein, daß sie die Fürstin von Rocca de' Serpi war und diese Würde bisher selbst in den Augen ihres Gatten richtig aufgefaßt hatte. Aber sie nahm sich vor, die Rücksicht für die Unglückliche an ihrer Seite

künftighin nicht zu weit gehen zu lassen und ihr zu zeigen, wo die Grenze war, die sie zu respektieren hatte.

Ave wurde eigentlich erst wieder aufmerksam, als sie in der kleinen, aber prächtigen und schönen Kapelle stand und Pinturicchios liebliche, blonde Madonna auf sie herablächelte. Man hatte ihr gesagt, daß diese Madonna die Züge einer weltberühmt gewordenen, ja berühmten Dame der Renaissance trug, deren Schönheit mehr anmutig als geistvoll war; der Maler hatte aber den Zug moralischer Schwäche, der dieses Gesicht charakterisierte, in den einer lieblichen Demut umzugestalten gewußt, und es kommt ja bei einem Kunstwerk auch nicht darauf an, wer das Modell war, solange es die gewollte Wirkung nicht verfehlt. Eine Madonna freilich soll vor allem Andacht erwecken und die Gedanken zu den höchsten Höhen der Mysterien des Erlösungswerkes leiten, und dazu gehört nicht eben als Nebensache, daß man nichts von dem Modell weiß, sondern die Züge als eine dem Künstler gemachte Offenbarung ansieht und auf sich wirken läßt. Ave stand in ehrlicher Kunstbegeisterung vor dieser Madonna mit dem goldgrundierten krausen Haar und den etwas leeren, fast kindlichen grauen Augen, aber beten hätte sie davor nicht gekonnt, selbst wenn Lucrezia Borgia „nur“ das schwache, willenlose Geschöpf gewesen wäre, als das Gregorovius' Biographie sie schildert, und nicht die Heldin von Viktor Hugos Schauertragödie.

Gleichviel — der „Pinturicchio“ war eine der Perlen im Besitz der Domiziani, und nachdem Ave das Gemälde rückhaltlos bewundert hatte, wandte sie sich wieder dem Ausgange zu.

„Principessa wollen nicht in die Gruft hinab-

steigen?“ fragte Rosalba, die bisher mit beiden Händen vor dem Gesicht an einem der Betstühle gekniet hatte.

Wäre Awe über diese Frage nicht so erstaunt gewesen, so hätte es ihr auffallen müssen, daß ihre Führerin mit einer merkwürdig belegten Stimme sprach und die Augen niedergeschlagen hatte.

„In die Gruft?“ wiederholte Awe. „Ja, ist denn die Gruft — ich meine die Familiengruft — nicht in der Dorfkirche?“

„Nein, sie ist hier unter der Kapelle, solange das Schloß steht,“ erwiderte Rosalba.

„Wenn ich das wußte, hätte ich ein paar Blumen für meine armen Kleinen mitgebracht,“ sagte Awe mehr für sich als für jene. „Ich hatte keine Ahnung, daß die Lebenden und die Toten hier unter demselben Dache wohnen, und verstehe nun, warum die Lebenden das Schloß lieber gemieden haben. Aber das ist natürlich nur ein Vorurteil, das ich vielleicht auch geteilt hätte, wenn mich die stillen Bewohner dort unten nicht gar so nahe angingen. Natürlich will ich sogleich hinab — die Blumen müssen eben auf ein anderes Mal warten.“

Schweigend wandte sich Rosalba gegen die Evangelienseite des Altars und schloß dort eine mit der Sakristeitür übereinstimmende Pforte von bronzebeschlagenem, schwerem Ebenholze auf, wonach sie das elektrische Licht aufdrehte, das eine tief hinabsteigende, durch zwei Kniewendungen unterbrochene steinerne Treppe erleuchtete, gerade breit genug, um einen der in Italien üblichen schmalen und niedrigen Särge hinabtragen zu können — die Totenkiste, wie man sie bezeichnend genug nennt.

Vorausgehend lud Rosalba die Principessa ein, ihr zu folgen, indem sie von Zeit zu Zeit wieder eine neue

Lampenreihe anzündete und am Fuß der Treppe die Gruft, die sich lang wie eine Krypta hinzog, endlich auch unter Licht setzte.

Mit Staunen sah Ave, daß diese Krypta aus dem nackten Fels herausgehauen war, auf dem das Rastell stand. Zwar stützte eine doppelte Reihe von Säulen aus schwarzem afrikanischen Marmor mit bronzenen Kapitellen die niedere Wölbung, aber sie schien fast überflüssig, wenn man den starren, harten, gläsernden Fels betrachtete, der solid genug schien, auch ausgehöhlt wie hier die Last des darauf ruhenden Baues zu tragen. Die Säulen, glänzend poliert, schieden den langen Raum in drei Teile; an den Seitenwänden waren hölzerne Regale errichtet, auf denen in drei Etagen übereinander die samt- und damastbekleideten, mit Goldborten und Franzen reich beschlagenen, oft mit Emblemen belegten Särge standen, in denen die irdischen Überreste der Domiziani moderten, denn die Felsengruft war warm und trocken, die schmalen Särge meist von Blei, so daß unter diesen Bedingungen eine eigentliche Verwesung ausgeschlossen war. Und über jedem dieser Särge hing eine metallene Tafel, auf der Name und Datum sauber in den Charakteren der wechselnden Jahrhunderte eingegraben waren — trockene Lettern und Ziffern, nur hie und da durch den Hinweis auf eine Schriftstelle freundlicher gemacht, auch wohl durch ein Wort eine Tragödie andeutend oder ruhmrednerisches Lob spendend.

Am östlichen Kopfende dieser merkwürdigen Gruft stand ein Altar, dessen Basis ein schöner, antiker Porphyrsarkophag war, und über demselben eine Kopie der Marmorgruppe der Pietà nach Michelangelo. Hier war abseits eine tiefe Nische aus den Felsen gehauen, in der auf vergoldeten Regalen kleine, mit Silberstoff be-

zogene Särglein standen: das waren die Innocenti, die Unschuldigen des Hauses Domiziani, die früh vollendet, abgefordert unter sich, hinter einem vergoldeten Gitter eine eigene stille Gemeinde von unbeschreiblich rührendem Pathos bildeten.

Ave brauchte nicht erst zu fragen, welche dieser kleinen Särge ihre Hoffnungen umschlossen: der neue, leuchtende Silberstoff, mit denen sie beschlagen waren, verriet es ohne besonderen Hinweis, ohne die Metallschildchen darüber. Sie kniete neben dem Regal nieder, auf dem die winzigen, fast wie Spielzeug aussehenden Totenladen standen, und wenn sie ja auch weit entfernt war, zu denen zu gehören, welche ihre Toten in Särgen und Gräbern wähen und suchen, so war es doch unbeschreiblich ergreifend für sie, zum ersten Male an dem Orte zu stehen, der die irdischen Hüllen ihrer Kinder barg.

Kein Laut, keine Bewegung Rosalbas störte ihre stille Andacht. Wie oben in der Kapelle kniete die Tochter des Kastellans an einem Betstuhl, die Hände vor dem Gesicht, regungslos wie eine Statue, nur ihr Atem, der schwer und langsam ihre Büste hob und senkte, verriet, daß Leben in ihr war, daß ihre Seele mit einer Macht rang, die sie zu erdrücken drohte.

Ave war ihr dankbar für dieses taktvolle Schweigen, und ihr Blick drückte dies aus, als sie sich von ihren Knien erhoben hatte und den Rückweg antrat.

Aber Rosalba sah sie nicht an; die Augen niedergeschlagen, ging sie neben der Principessa her, nur einmal, ehe die lange Gruft bis zur Treppe durchschritten war, blieb sie stehen und sagte nach links deutend: „Dies ist der Sarg der Principessa Violanta.“

„Wie, so klein war sie?“ fragte Ave, die sich im

stillen über das veränderte Wesen ihrer Begleiterin gewundert hatte. „Man sollte meinen, es läge ein zwölfjähriges Kind in diesem Sarge, so kurz ist er.“

„Das kommt daher, weil ihr der Kopf zwischen die Füße gelegt wurde. Es ist ein Symbol,“ erklärte Rosalba gleichgültig.

„Ich weiß — für Verbrecher. Aber diese arme Frau war unschuldig, und man wußte es. Daß man ihr auch noch nach dem Tode für die sogenannte ‚Ehre des Hauses‘ — wahrscheinlich zur Erbauung ihrer Verleumder und Mörder — diese Schmach anhängen mußte, scheint mir nicht nur überflüssig, sondern frivol,“ rief Ave näher tretend, um die Tafel über dem Sarge zu lesen: „Gerichtet zur Sühne für die durch sie verlézte Ehre des Hauses“ — „ich finde, daß diese berühmte ‚Ehre‘ durch diese Tat viel schwerer gelitten hat, als wenn die arme Violanta wirklich schuldig gewesen wäre. Was machte man mit den Männern dieses Hauses, wenn sie ihren Frauen untreu wurden und die ganze Stadt es wußte?“

„Die Untreue war immer das Privilegium der Männer,“ erwiderte Rosalba bitter. „Die Ehre des Hauses konnte und kann nach dieser Richtung nur durch die Frauen verlézt werden.“

„So scheint es,“ meinte Ave unwillkürlich in gleichem Ton. „Und mir scheint auch, daß der Vorwand ein sehr gelegener war, sich einer unbequem gewordenen Frau unter dem Deckmantel der Ausnützung eines frivol gehandhabten Rechtes auf bequeme Weise zu entledigen. Heutzutage —“

„Heutzutage bedient man sich dazu anderer Mittel,“ fiel Rosalba ein, als Ave stockte, und ihre Stimme schwankte dabei, als würde sie geschüttelt.

Ave antwortete nicht, sondern wandte sich um und

ging der Treppe zu. Als sie den Fuß schon auf der ersten Stufe hatte, fiel ihr dicht neben derselben eine eiserne Tür auf, die, mit zwei schweren Riegeln geschlossen, in einen spitzbogenartigen Ausschnitt im Felsen eingelassen war. Sie schien sich nach außen zu öffnen, denn im Innern war ein balkonartiges Geländer von schöner vergoldeter schmiedeeiserner Arbeit angebracht, das die Vermutung nahe legte, daß die nicht eben hohe, schmale, aber zweiflügelige Tür eher ein Fensterladen sei, der vielleicht einen Ausblick ins Freie gewährte.

Ave gab dieser Vermutung Worte, doch Rosalba schüttelte mit dem Kopf.

„Man sagt, eine in den Fels gehauene Treppe führe von hier hinab bis in den Speco del Serpe,“ erwiderte sie abgewandt. „Das Schloß soll noch mehrere solcher geheimen Ausgänge besitzen — zu Ausfällen, zur Flucht — was weiß ich.“

„Ich würde die anderen vorziehen,“ rief Ave mit einem Schauder. „Mein Himmel, es gehört mehr Mut dazu, durch die Höhle dieser gräßlichen Schlangen zu entfliehen, als einem Feinde in die Hände zu fallen. Ich begreife nur nicht, wozu dieses Geländer hier im Innern vor der Tür angebracht ist. Das hat doch keinen Sinn, wenn sie schon ein Ausgang sein soll.“

„Die Tür wird als solche nicht mehr benützt — sie ist jetzt ein Mittel zur zeitweiligen Lüftung der Gruft und das Geländer eine Schutzwehr,“ erklärte Rosalba kurz.

Ave zog ihren Fuß wieder von der Stufe der Treppe zurück. „Ob man bis in den Speco hinabsehen kann?“ fragte sie interessiert und ohne auf den abweisenden Ton ihrer Führerin zu achten. „Was solch alte Schlösser nicht alles für merkwürdige Dinge bergen! — Sind diese Riegel leicht zu öffnen? — Oh, bitte, wenn Sie

mir helfen, brächten wir sie vielleicht zurück — ich möchte zu gern einen Blick auf diese Treppe werfen, die vielleicht schon in den Tagen entstanden ist, als unten am Felsen noch der Tempel der Juno Sospita stand.“

„Ich — ich glaube nicht, daß man viel sehen kann,“ stammelte Rosalba totenbleich.

Aber Ave in ihrem Eifer sah und hörte nichts, was sie hätte stutzig machen können. „Wenn's nur etwas ist,“ meinte sie, schon an der Tür beschäftigt. „Ich mag gern einmal einen Blick ins Unbekannte tun. Diese verschlossene Tür reizt mich schrecklich. — Da, der Riegel weicht — sehen Sie? Wenn Sie mir helfen wollten —“

„Schicksal! Es war nicht meine Schuld, nicht mein Wert!“ murmelte Rosalba, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Sagten Sie etwas?“ fragte Ave, mit dem obersten Riegel beschäftigt.

„Oh — nichts von Bedeutung. Man gewöhnt sich in der Einsamkeit leicht das Reden mit sich selbst an,“ erwiderte Rosalba laut und hart, und mit ein paar schnellen Schritten stand sie neben der Principeffa, die sehr bald einsah, daß es mit den Riegeln eine besondere Bewandnis haben mußte, die nur ein Eingeweihter kannte, denn mit zwei Griffen unter Rosalbas zwar schön geformten und wohlgepflegten, aber nervigen Händen flogen die soliden Eisenbarren aus ihren Haspen leicht genug heraus. Ein Stoß mit eben diesen Händen gegen die Flügel, und diese drehten sich nach außen rechts und links gegen die reichlich ausgeweiteten Felsenwände zurück. Ave schaute in einen schwarzen, laminartigen Schacht, der sich jäh von der Türe aus in eine unergründliche Tiefe verlor. Sie legte

die Hände fest auf das Geländer und versuchte, sich weit vorbeugend, die vor ihr gähnende Finsternis zu durchdringen, aus der kein noch so schwacher Schimmer heraufdrang.

„Ich sehe nichts von einer Treppe,“ sagte sie kopfschüttelnd. „Wenn eine da wäre, müßte man doch wenigstens ihren Anfang sehen. Ob dieser Schacht künstlich angelegt ist oder ein natürlicher Spalt im Felsen? Vielleicht benützte man zum Hinabgelangen eine Strickleiter — aber Sie sagten doch, es wäre eine Treppe da.“

Ave wandte, da sie keine Antwort erhielt, den Kopf nach Rosalba hin, die dicht neben ihr stand, und sah, wie diese an dem Geländer, wo daselbe in den Felsen eingeklammert war, mit beiden Händen heruntastete, als suchte sie etwas daran, und dieser Bewegung folgend konnte sie nicht umhin, zu bemerken, daß diese Hände so zitterten, daß sie förmlich flogen.

Anstatt befremdet zu sein, floß ihr großmütiges Herz sofort wieder vom innigsten Mitgefühl über. „Sie Arme!“ sagte sie mit großer Freundlichkeit. „Ich hätte nicht zugeben sollen, daß Sie mit mir herabkamen, und doch — und doch sind Sie viel, viel glücklicher als ich, denn Sie haben Ihr Kind, während ich —“

Sie brach ab, denn Rosalba ließ das Geländer plötzlich los und sank, nachdem sie ein paar Schritte rückwärts mehr getaumelt als gegangen war, auf die unterste Treppenstufe nieder.

„Kommen Sie fort von da — schnell, gleich — das Geländer könnte nachgeben!“ brachte sie mühsam hervor, und als Ave, erstaunt und befremdet, nicht gleich tat, wie ihr geheißen wurde, sprang sie auf, riß sie rücksichtslos von dem Geländer fort, und nach den Türflügeln langend warf sie dieselben krachend zu

und schob die Riegel vor. Dann aber, sich zu Ave umwendend, streckte sie beide Arme in die Luft und lachte. Aber das Lachen klang in einen schluchzenden Laut aus.

„Gott sei ewig Preis und Dank!“ rief sie mit erstickter Stimme. „Jetzt bin ich frei, erlöst von diesem Dämon! Hätten Sie nicht mit mir gesprochen, mich nicht angesehen mit Ihren lieben Augen — misericordia! Was wäre denn aus mir geworden? Eine ewig, ewig, ewig Verdammte!“

An allen Gliedern zitternd warf sie sich auf die Treppe nieder und verbarg ihr Gesicht mit beiden Händen.

Ave sah sprachlos auf die ausgestreckte Gestalt herab. Ihr Ärger, ja ihre Empörung über die rücksichtslose Behandlung ihrer Person wich einer plötzlichen körperlichen und geistigen Erschlaffung nach all den Erregungen, die sich in dieser Fülle eine an die andere gereiht, denn sie war doch immerhin noch eine halbe Rekonvaleszente und der Wucht der auf sie einstürmenden Eindrücke noch nicht voll gewachsen. Sie wünschte sich dringend in die Ruhe ihres Zimmers zurück, fern von diesem aufgeregten Geschöpf, mit dem sie ja volles Mitleid fühlte, aber im Augenblick war ihr Bedürfnis nach Ruhe stärker noch als dieses Gefühl.

„Was ist denn geschehen, Rosalba?“ fragte sie. „Oh, stehen Sie auf und lassen Sie uns hinaufgehen! Ich bin so müde, so müde!“

Rosalba hob den Kopf und sah zu ihr empor. Im nächsten Augenblick war sie schon auf den Füßen, legte die Arme um Ave und führte sie bis an die Treppe.

„Setzen Sie sich erst einen Augenblick nieder,“ bat sie. „Es sind so viele Stufen — freilich, es ist ja nicht der beste Ort zur Ruhe, aber Sie waren gewiß schon

zu lange auf den Füßen und — und ich muß Ihnen etwas sagen, ehe wir zurückgehen. So — legen Sie den Kopf an meine Schulter — oh, fürchten Sie nicht, mir zu schwer zu sein, ich bin jetzt stärker als Sie. Und nun hören Sie —“

„Ach, nicht jetzt — später!“ murmelte Awe.

„Nein, nein! Ich muß es Ihnen gleich sagen, denn später verlöre ich vielleicht den Mut dazu, und Sie müssen es wissen — ich kann, ich darf es Ihnen nicht ersparen, es ist eine Frage um Leben und Tod,“ rief Rosalba mit einer Eindringlichkeit, daß Awe aufmerksam wurde und dadurch ihre körperliche Ermattung für den Augenblick überwand.

„Mein Gott,“ fuhr Rosalba fort, „es ist ja für mich nichts Leichtes, davon zu reden, doch mein Gewissen drängt mich dazu — es würde keine Ruhe mehr finden, wenn Ihnen durch meine Unterlassung etwas zustieße. Hören Sie also: Vorhin, als ich hinunterging, die Schlüssel zu holen, läutete das Telephon an. Mein Vater war ins Dorf gegangen, Tonio irgendwo beschäftigt. Ich ging also, um zu fragen, wer zu sprechen wünschte. Es war Nelio. Er hatte meine Stimme nicht gleich erkannt und fragte, wer ihm geantwortet. ‚Ich, Rosalba,‘ antwortete ich. ‚Oh,‘ sagte er, ‚das trifft sich gut. Ich wollte für den Fall, daß die Principessa in die Gruft zu gehen wünscht, Befehl geben, sie hinabzuführen — natürlich zu jeder Zeit, wann sie es wünscht. Es wäre mir lieb, wenn du sie begleitest. Und vergiß nicht, ihr die Tür neben der Treppe zu zeigen — es wird sie interessieren, in den Speco del Serpe hinabzublicken. Und wenn sie sich über das Gitter lehnt, dann sei dessen eingedenk, daß ein Druck rechts auf den Knopf an der Wand genau unter dem Geländer dasselbe plötzlich nach außen

öffnet — rechts, wenn man davor steht, vergiß es nicht — rechts. In diesem Falle würde eine sich darüber lehrende Person rettungslos in die Tiefe stürzen — sie dort zu suchen wäre fruchtlos, denn der Schacht soll hinter dem Speco liegen, ist ganz unzugänglich, und jemand, der hinabstürzte, wäre tot, ehe er unten anlangt. — Oh, Rosalba, welches Glück, deine Stimme nach so langer Zeit wieder gehört zu haben! Nein, glaube nicht, daß die alte Liebe tot in mir ist. Sie hat nur geschlafen und ist neu in mir erwacht, seit — oh, seit lange schon! Wäre ich heute frei, dann sollte nichts mich hindern, das zerrissene Band neu zu knüpfen und dir vor der Welt den Namen zu geben, der dir gebührt — den Namen und Titel einer Fürstin Rocca del Serpe. — Rosalba, hast du mich verstanden?’ — Da habe ich ihm geantwortet: ‚Ja, Nello, ich habe dich verstanden.‘ Denn der Versucher hat mir sofort die Augen geöffnet und meine Seele auf einen hohen Berg geführt und mir zugeflüstert: Alles, was du von hier aus siehst, alle Pracht und Herrlichkeit und alles Glück und alle Ehre der Welt will ich dir geben, wenn du — an den Knopf des Sitters drückst! — Verstehen Sie mich, Principeessa? Oh, er hat es sehr fein gemacht, der Versucher Nello. Nicht ein Wort hat er gesprochen, was ihn selbst zum Auftraggeber machen könnte — er hat nur vor der Gefahr gewarnt und würde das jederzeit beschwören können. Und dann hat er den lodenden Preis für die Nichtbeachtung der Warnung gerade nur so hoch gehängt, als ich ihn erreichen konnte. — Und mit diesem Preis vor den Augen stieg ich wieder hinauf zu Ihnen, und während ich mit Ihnen ging, rang ich mit dem Versucher, und mein guter Engel sprach laut genug, daß ich es verstehen konnte: Locke sie nicht hinab — der Preis ist deine

eigene, unsterbliche Seele! — Sie aber verlangten selbst, hinabzugehen. Und hier unten überschrie mein Engel den Versucher: Zeige ihr die Tür der Oubliette nicht! — Denn nichts anderes als eine solche ist dieser sogenannte geheime Ausgang, und Gott weiß, wessen Gebeine alles dort unten liegen mögen! Ich hörte auf meinen Engel und machte Sie auf die Tür dort nicht aufmerksam. Sie aber bemerkten sie selbst und bestanden darauf, hinabzusehen. Da sagte ich mir: Es ist das Schicksal, und es will, daß ich tue, was der Versucher für einen solch verlockenden Preis verlangt. Es ist ja so einfach. — Ich redete mir vor, den Knopf nicht sehen zu wollen, aber wenn meine tastenden Hände ihn von ungefähr fänden, unbewußt daran drückten, denn sie zitterten wie Espenlaub vor Angst, daß sie ihn finden könnten, dann — dann blieben sie rein von der bösen Absicht. Der Versucher ist ja der Vater der Sophistik, wie ich einmal irgendwo las. Mein kleiner Finger fühlte den Knopf, und der zweite Finger schloß sich ihm an, und der dritte folgte und da — da sahen Sie mich an und sagten mir, meine zitternden Hände mißdeutend, ich sei glücklicher als Sie, denn mein Kind lebe. — Und da war mir's, als risse das Kind mir die Hand von dem Knopfe fort und rettete meine Seele von der Blutschuld. — Fürstin Awe, Sie sind so still — haben Sie mich verstanden?"

Awe nickte. „Warum haben Sie mir das alles erzählt?“ fragte sie nach einer Weile leise. „Das war ein Bekenntnis für den Beichtstuhl.“

„Nein, denn ich habe den Versucher überwunden,“ erwiderte Rosalba sanft. „Es war meine Pflicht, Sie zu warnen, aber was hätte die Warnung genützt ohne das Bekenntnis meiner Versuchung? Aus dieser heraus ist mir jetzt aber Eines klar geworden: wäre

ich unterlegen, hätten Tür und Gitter sich dort hinter Ihnen geschlossen, so würde Nello mich wieder verraten, er würde mir seinen Namen nicht geben, sondern mich Ihnen nachschicken. Nicht, weil ich es getan, sondern weil ich ihn zu richtig verstanden hätte. Aber das geht nur mich an, es gehört nicht mehr zur Sache. — Warum ich Ihnen das alles erzählt habe? Damit Sie auf der Hut sind. Sie müssen Rocca del Serpe sobald als möglich wieder verlassen, denn hier sind Sie vor ihm nicht sicher. Oh, mir wird alles mit jedem Augenblick klarer: er hat Sie hierher geschickt, um sich Ihrer durch mich zu entledigen, er hat auf meine Eifersucht gerechnet und wollte diese anstacheln bis zur Un-erträglichkeit, indem er mir befahl, Sie zu bedienen. Er weiß, daß ich eifersüchtig auf Sie bin — nein, war. Ich bin es nicht mehr. Der Kampf, den ich eben gekämpft, hat die letzte Spur davon in meinem Herzen ausgelöscht und meine Liebe getötet. Ich bin sehend geworden. Ich wußte es vorher, daß er falsch ist und treulos, und habe ihn doch geliebt, doch das ist nun vorbei — mir graut vor ihm, der nicht nur mein Leben vernichtet hat, sondern auch meine Seele verderben wollte. Und nun müssen Sie einen Entschluß fassen, wohin Sie gehen wollen, und Sie dürfen damit nicht zögern. Ich werde Ihnen helfen, soweit ich es vermag.“

Ave stand mühsam auf. Die Glieder waren ihr schwer wie Blei, der Kopf schmerzte sie, und eine solche Müdigkeit kam über sie, daß sie wünschte, Rosalba hätte ihr alles das nicht gesagt oder hätte sie hinabstürzen lassen, damit nur endgültig alles vorbei war. Es war ja sowieso alles vorbei für sie — alles!

Sie wußte nicht recht, wie sie die Treppe bis hinauf in die Kapelle gekommen war — gestützt, gezogen, geschoben von Rosalba, die damit über ihre Kräfte

geholfen. Verwirrt sah sie um sich, als das Tageslicht wieder in ihre Augen fiel — sie war so erschöpft, daß sie sich wie in einem Traumzustande befand.

Rosalba lief hinaus und rief: „Tonio! Tonio! — Vater! Vater!“ Aber es hörte sie niemand, keiner war da. Und so übernahm sie allein wieder das schwere Werk, die Erschöpfte auch noch die Treppe nach oben hinaufzuführen — es war ein reines Wunder, wie das zarte, leichtgebaute Geschöpf es zuwege brachte, aber es gelang.

Oroben angelangt, waren sie noch nicht zur Hälfte durch den „Gerichtssaal“ gegangen, als ihnen aus der Galerie, beladen mit seinen Malutensilien, der Maler entgegenkam — er hatte anscheinend inzwischen alles zusammengepackt und wollte sich entfernen, und hinter ihm drein schritt Scholastika Müller.

„Ave — Gott sei Dank, da bist du ja endlich wieder!“ rief sie.

„Ja — da bin ich wieder,“ sagte Ave verwirrt. „Ich dachte — nein, es ist nicht wahr, es ist noch nicht alles vorbei!“

„Herrgott — sie fällt um!“ schrie Scholastika auf, denn Ave sank plötzlich in sich zusammen, und Rosalba hätte sie sicher nicht halten können, wäre nicht der Maler, indem er sein Gepäc auf den Boden warf, mit zwei Schritten an ihrer Seite gewesen und hätte die Ohnmächtige mit seinen Armen aufgefangen.

„Was ist denn geschehen? Was ist denn nur geschehen?“ rief Scholastika.

„Danach können Sie später fragen — das erfahren Sie noch zeitig genug,“ erwiderte der Maler mit voller Ruhe. „Das Wesentliche ist jetzt, die Fürstin hinzulegen und die nötigen Belebungsversuche zu machen. Und wenn Sie mir den Weg zeigen wollen —“

Damit hatte er die schlankte Gestalt schon aufgehoben wie ein Kind, und ehe die gute Scholastika, die vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben den Kopf verloren, noch recht wußte, was sie tun sollte, hatte Rosalba schon begriffen und mit einem „Hier, Signore, hier!“ eilte sie voran bis in Aves Schlafzimmer, wo sie die Kissen aus dem Bett entfernte, damit die Ohnmächtige, gerade ausgestreckt liegend, die gehemmte Blutzirkulation zurückgewinnen konnte.

„So,“ sagte der Maler, die Fürstin sanft auf das Bett legend, mit unerschütterter Ruhe und Sicherheit. „Jetzt machen Sie ihr den Kragen auf und zeigen Sie mir — ah, ich sehe dort eine Flasche mit Kölnischem Wasser —“

Und noch ehe er ausgeredet, hatte er schon sein Taschentuch mit dem Kölnischen Wasser getränkt und benetzte damit Stirn und Schläfen der Ohnmächtigen, die unter der belebenden Einwirkung sehr bald die Augen aufschlug und sich aufrichtete.

„Was ist geschehen?“ fragte sie verwundert. „Nicht wahr, es ist noch nicht alles vorbei?“

„O nein — im Gegenteil. Es fängt vermutlich jetzt alles erst an,“ murmelte der Maler vor sich hin, laut aber sagte er freundlich zurendend wie zu einem Kinde: „So, das ist recht, Durchlaucht, daß Sie wieder auf den Damm kommen. Aber Sie müssen sich wieder ausstrecken — wirklich, das müssen Sie, sonst kommt's noch einmal.“

„Ach Gott — warum bin ich denn nicht gestorben?“ rief Ave, indem sie wieder zurücksank.

„Warum nicht gar! Es wir schon so besser sein. Wenn man auch nach Schiller gelegentlich eine Frage frei hat an das Schicksal — die Antwort bringt doch erst das Leben selbst. Nur Mut und den Kopf oben

behalten! Es ist keine Nacht so lang und so finster, daß ihr nicht wieder ein Morgen folgte! — Gute Besserung, Durchlaucht!“

Damit ging er ohne Eile, aber auch ohne Bögern hinaus, gerade als ob der ganze Vorfall zu den natürlichsten Dingen der Welt gehörte, er hier zu Hause und Awe eine alte Bekannte wäre.

Im Nebenzimmer fand er Scholastika, die, den Kopf in den Händen, an einem Tische saß und leise vor sich hin stöhnte.

„Nun hören Sie aber, Domina, jetzt nehmen Sie sich gefälligt zusammen und jammern Sie nicht wie ein altes Weib!“ redete er sie fest und scharf an. „Die Fürstin ist wieder zu sich gekommen und wird in einer halben Stunde vermutlich ganz hergestellt sein. Es ist ja kein Wunder, daß sie umgeklappt ist, nach all dem, was Sie mir erzählt haben. Ob das richtig von Ihnen war, ist eine andere Sache in Anbetracht dessen, daß ich ein Fremder bin und nicht das Recht habe, mich in die Angelegenheit zu mischen, wie ich mir vorhin schon erlaubte, Ihnen zu sagen. Aber ich will tun, was Sie wünschen und was vielleicht auch ganz richtig ist: ich werde Ihnen den Vater Benedetto schicken. — Und nun nehmen Sie mal Vernunft an und lassen Sie sich nicht ins Bockshorn jagen! Es ist ja niederträchtig von dem Manne, seine Frau dahin zu schicken, wo die — die andere ist, aber das andere, was Sie fürchten, das ist doch barer Unsinn und —“

„Es ist kein Unsinn,“ widersprach Scholastika heftig. „Wie können Sie so etwas sagen, nachdem ich Ihnen erzählt, was Awe durchgemacht hat! Ich wollte, Sie hätten sie einfach aus dem Drachenneste hier hinausgetragen, meinnetwegen bis ans Ende der Welt!“

„Und was hätte ich dort mit ihr machen sollen?“

Ihr Leben einfach ruinieren, ihr das nehmen, was ihr höchstes Gut, ihre Krone ist: ihren fledenlosen Ruf? Reden Sie keinen Kahl, Domina! Sie sollten mich doch besser kennen und genau wissen, daß ich kein Don Quichotte, kein Drachentöter bin, solange die Drachentötung von den betreffenden Personen von mir nicht verlangt wird —“

„So? Bin ich etwa keine betreffende —“

„Nein, Sie sind keine betreffende Person, sondern nach Ihrer eigenen Angabe dazu hier, um der Fürstin beizustehen. Sie fangen das recht nett an, indem Sie ein Jammergeheul erheben und hier sitzen und stöhnen, statt drinnen bei ihr zu sein, ihr Mut zu machen und Umschläge und was sonst nötig ist. Sie haben mich bitter enttäuscht, Domina! Ich dachte, Sie wären dem Weixel gewachsen, wenn's not tut, und statt dessen zittern Sie und jammern —“

„Sie alter Grobian — Sie!“ fuhr Scholastika auf.

„Sie sind wohl nicht recht bei Troste —“

„So ist's recht! Nun habe ich Sie ja, wohin ich Sie wollte: nämlich in Ihrer echten Haut!“ fiel er schmunzelnd ein. „So, jetzt gehe ich. — Auf Wiedersehen!“

„Guten Morgen!“ schob sie ihn an, während es über ihr altes Gesicht wie ein Wetterleuchten zuckte. „Beim Pascha von Janina — es hat mir gut getan! — Grobheit ist doch gelegentlich eine wunderbare Medizin, namentlich wenn sie aus solch einer Quelle kommt,“ dachte sie laut, nachdem die Tür hinter ihrem großen „Patentkind“ zugefallen war. „Ich weiß faktisch nicht, was über mich gekommen ist. Es müssen die dummen Beine sein, die mir heute gar nicht folgen wollen. Schad't nichts — der Kopf ist mir wieder frei nach der ausgiebigen Wäsche von dem langen Laban, der doch

ein ganzer Kerl ist. Ach, warum sind die beiden sich nicht früher begegnet? Das wäre ein Mann nach meinem Herzen für die arme Awe gewesen!“

Ganz merkwürdigerweise legte sich der „Maler“ selbst oder, um sein schlecht gewahrtes Infognito endgültig zu lüften, Legationsrat Peter Graf von Winded-Hohen-Winded diese selbe Frage gleichzeitig mit seiner alten Freundin und Patin vor; nur war sie ihm nicht, wie ihr, eben erst als eine Erleuchtung gekommen, sondern er richtete sie heute schon zum dritten Male an das Schicksal: genau so oft, als er Awe begegnet war.

Wenn ihm das gestern jemand vorausgesagt hätte, würde er es für unmöglich gehalten und gesagt haben: Das kommt nur in Romanen vor. In Blaustrumpfromanen selbstverständlich. Die Liebe auf den ersten Blick ist aber schon besungen worden, ehe es noch Blaustrümpfe gab, und Peter Winded hatte sie immer für sehr schön, wünschenswert und erhaben gehalten, wenn schon er sie deshalb nicht für möglich hielt, weil er sich zwar schon öfters verliebt, noch nie aber geliebt hatte. Und nun war sie da. Es war daran gar nicht zu zweifeln, zu deuteln oder zu rütteln: sie war da. Er wünschte, alles in der Welt so genau zu wissen wie gerade das.

Es kann kein Mensch dafür, wenn die Liebe in sein Herz einzieht, aber er kann sehr dafür, was er aus dem Funken des ewigen Lichtes macht: eine Feuersbrunst, die alles vernichtet; eine langsam fressende, halberstickte Glut, die Mark und Bein, Leib und Seele versehrt und verzehrt; einen Aschenhaufen, aus dem nichts mehr keimt und grünt und blüht, oder eine heilige Flamme, an der die Ehre als Hüter steht. Es werden viele dagegen einwenden, daß dies eine Sache des Temperamentes ist, doch es läßt sich dagegen erwidern,

daß der Mensch einen freien Willen besitzt, mit dem er sein Temperament beherrschen kann und soll, was ja schon Schiller als die größere Tapferkeit bezeichnet hat. Das Temperament, das immer zur Entschuldigung für alle Überschreitungen herhalten muß, ist aber nur der schönrednerische Name für den trassen Egoismus, bei dem natürlich jeder Gedanke an andere ausgeschlossen ist und der rücksichtslos die zertritt und vernichtet, die er zu lieben behauptet.

Als ob das „Liebe“ wäre!

Zu dieser Sorte gehörte Peter Winded nicht, er hatte keine Faser von dem Übermenschen, der nichts anderes weiß, als sich „in seinen berechtigten Eigentümlichkeiten auszuleben“. Er war ganz einfach ein schlichter Mann von Ehre, und damit ist er erschöpfend gekennzeichnet. Weil er das aber war, so verlor er sich nicht in der Wüste rücksichtslosen Begehrens und egoistischer Wünsche, sondern machte an der gezogenen Grenze entschlossen halt.

„Leb wohl, Rocca del Serpe — der Traum ist ausgeträumt, noch ehe er zum Traume wurde!“ dachte er, als er, am Fuße des Felslegels stehend, noch einen Blick zu dem finsternen Schlosse hinauffandte. Und dann ging er, ohne sich umzuwenden — und das war charakteristisch für den ganzen Mann — schnell und entschlossen bis zu dem schmucklosen grauen Kloster und klopfte, ohne seine Sachen abzulegen, an der Zelle des Guardians an.

„Ich habe meine Arbeit oben im Kastell beendet,“ sagte er einfach. „Die Begleiterin der Fürstin, von der ich aber nicht wußte, daß sie bei ihr war, ist die ehemalige Erzieherin meiner Mutter und meine Patin. Sie hat mich beauftragt, Ihnen, hochwürdiger Herr, zu sagen, daß Ihre Gegenwart droben im Kastell dringend

und möglichst bald gewünscht wird. Indem ich mich dieses Auftrags entledige, möchte ich gleichzeitig anfragen, ob ich die Gastfreundschaft des Klosters noch so lange in Anspruch nehmen darf, bis mein Bild abgetrocknet ist.“

„Bleiben Sie, solange Sie wollen, lieber Signor Pietro,“ erwiderte der Guardian herzlich und setzte mit einem forschenden Blicke hinzu: „Ihr Auftrag überrascht mich. Woher kennt mich die Begleiterin der Fürstin?“

„Sie kennt Hochwürden nicht; ich habe sie auf Sie aufmerksam gemacht,“ erwiderte Peter Windeck ohne Zögern. „Es war ganz zufällig, daß ich Fräulein Müller droben sah — wir hatten gegenseitig keine Ahnung von unserer Anwesenheit. Wir sind aber so befreundet miteinander, daß sie mir ungebeten anvertraute, daß die Fürstin sich — — sich in einer Lage befindet, die dringend eines Ratgebers bedarf. Da ich weder das Recht noch auch die nähere Kenntnis der Umstände besitze, so verfiel ich auf Sie, Pater Benedetto, und Fräulein Müller beauftragte mich, Sie um Ihren baldigen Besuch zu bitten.“

„Va bene — ich werde gehen,“ sagte der Guardian nach einer kurzen Pause. „Ich fürchte nur — doch das wird sich finden. Wie aber kommt es, daß Sie heute schon Ihre Arbeit beendeten? Ich glaubte verstanden zu haben, daß Sie unter einer Woche nicht fertig zu werden dachten.“

Peter Windeck sah dem jugendfrischen Greise gerade ins Auge.

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem*),“

*) Was du auch tust, das tu mit Bedacht und bedende das Ende.

zitierte er langsam das alte lateinische Sprichwort. Und der Guardian, der ein bewegtes, ja stürmisches Leben in der Welt, in der man sich nicht nur und nicht immer langweilt, hinter sich hatte, ehe er den Frieden in der braunen Rutte fand, begriff.

„Wohl dem, der so weit ist, daß er das Ende bedenken kann,“ murmelte er nachdenklich.

Peter Winded lächelte ein wenig. „Ich bin kein Knabe mehr,“ sagte er schlicht. „Mehr noch: eine wunderbare Mutter hat mich gelehrt, die Frauen zu ehren. Damit ist alles gesagt.“

Der Guardian nickte wieder, griff nach seinem Stod, legte seine Cappa, die weite Pelertine mit der spitzen Kapuze, an, versah sich mit einer frischen Priese und verließ mit Peter seine Zelle, die ihm gleichzeitig als Studierzimmer diente.

In der Tür blieb er stehen. „Es war die Begleiterin der Principessa, nicht diese selbst, die meinen Besuch wünschte?“ fragte er betont.

„Fräulein Müller — ja,“ erwiderte Peter Winded. „Ich sprach die Fürstin nur kurz in der Galerie, durch die sie in Begleitung der Tochter des Kastellans ging, und später wieder auf einen Augenblick, wenn man es so nennen darf, denn als ich sie sah, wurde sie eben ohnmächtig, und ich trug sie in ihr Zimmer.“

„Ah! Und warum wurde sie ohnmächtig?“

„Fräulein Müller meinte infolge von Gemütsbewegungen.“

„Hm — hm! Ja, die Fürstinnen von Rocca de' Serpi haben daran keinen Mangel,“ murmelte der Guardian, und Peter freundlich zunicend machte er sich auf den Weg.

* * *

Als Vater Benedetto eine halbe Stunde später durch das Portal des Kastells schritt und an der altmodischen Glocke zog, die ihren klangvollen, bronzenen Ton mit siebenfachem Echo durch die große Halle sandte, war es der Kastellan selbst, der herbeikam und den Guardian mit einem tabellosen Bündling begrüßte.

„Ich wünsche die Frau Principessa zu sprechen,“ sagte der Kapuziner kurz.

„Altezza sind unpäßig, Reverendissimo,“ entgegnete Orlandi respektvoll, aber mit zweifelloser Abweisung.

„Mein Sohn, der Besuch der Kranken gehört zu meinem Amt. Sie werden gut tun, mich bei der Frau Principessa auf alle Fälle zu melden. Sie wird dann entscheiden, ob sie mich empfangen will oder nicht,“ erwiderte der Guardian ruhig, indem er eine Priese nahm.

Orlandi zuckte mit den Achseln und machte eine einladende Bewegung. Er wußte sehr gut, wen er außer in der Person des Priesters noch vor sich hatte: den Onkel des Principe, der jedenfalls vergessen hatte, über die Zulässigkeit dieses Verwandten Instruktionen zu erteilen. Es war ein Dilemma, das aber durch das Erscheinen Rosalbas, die die Treppe herabkam, beendet wurde.

Bei dem Anblick des Guardians flog das dunkle Rot über ihr blasses Gesicht, das es, flüchtig wie es kam, wunderbar verschönte. Sie hatte immer ein wenig Herzklopfen, wenn sie dem riesenhaften alten Mann begegnete, der sie unter seinen dicken schwarzen Brauen so durchdringend anzusehen pflegte, daß es einer Bußpredigt gleichkam, aber heute begrüßte sie seine Erscheinung mit innerem Jubel.

„Ah!“ rief sie bei seinem Anblick mit einem Ton,

der ihren Vater aufhorchen machte. „Reverendissimo kommen gewiß, um mit der Frau Principessa über den Gottesdienst in der Kapelle zu sprechen. Altezza fragten schon, wie es damit ist. Darf ich bitten, mir zu folgen?“

„Ich sagte Reverendissimo schon, daß Altezza unpäplich sind,“ fiel der Kastellan ein, indem er seiner Tochter ein Zeichen machte, das diese aber nicht zu sehen schien.

„Oh, es ist nichts. Die Frau Principessa waren nur müde und ergriffen von dem Gange in die Gruft — es ist schon wieder vorüber,“ sagte sie leicht. „Bleibe nur, Vater — die Treppen machen dich müde. Ich nehme dir den Weg gern ab, und da die Frau Principessa sicher nicht will, daß der hochwürdige Herr umsonst den Berg heraufgestiegen ist, so ist es am besten, er hat die Güte, gleich mitzukommen, denn auf jeden Fall kann ihn die Signorina empfangen.“

Orlandi fügte sich wohl oder übel; er ahnte nicht, daß seine Tochter zu einem Einverständnis mit der Principessa gekommen war, er hätte das aus sich heraus einfach für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten und hatte natürlich nicht den leisesten Verdacht, daß sie irgend einen Hintergedanken mit ihrer Bereitwilligkeit haben könnte. Aber er wunderte sich, daß sie ihren „Dienst“, nun er da war, verhältnismäßig leicht nahm, nachdem sie vorher sich mit sehr berechtigter Leidenschaftlichkeit dagegen aufgelehnt. Im Grunde hatte er seinem Kinde recht gegeben, aber seine blinde Ergebenheit für das Haus, dem er diente, hatte ihn zur vollen Entfaltung seiner väterlichen Autorität in diesem Punkte gezwungen — eine Ergebenheit, die auch ihre praktische Seite hatte, denn wo sollte er

hin, wenn der Principe ihm die Tür wies? Der letztere aber wußte auch ganz genau, wie weit er bei dem Rastellan gehen durfte. Es war überhaupt nicht seine Art, sich in die Hände von Leuten zu geben, die er damit zu seinen Herren gemacht hätte.

Auch der Guardian folgte nicht ohne eine leise Verwunderung der ihm voranschreitenden Tochter Orlandis, über die er ja sehr genau unterrichtet war. Und darum konnte er nicht begreifen, daß Nelio seine Frau gerade hierher gehen ließ.

Seine Verwunderung aber wuchs noch mehr, als Rosalba, oben angelangt, stehen blieb und mit leiser Stimme und sich überstürzenden Worten sagte: „Reverendissimo — der Himmel selbst hat Sie hierher gesandt. Sie müssen der Principessa helfen, daß sie sobald als möglich von hier fortkommt, denn Nelio — ich meine der Principe — führt Böses gegen sie im Schilde. Nicht nur, daß er sie hier von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten hat und sie wie eine Gefangene hält, ich fürchte — nein, ich bin sicher, daß er Ärgeres gegen sie plant —“

„Halt, meine Tochter,“ unterbrach sie der Guardian ruhig. „Nicht so rasch! Erstens: haben Sie Beweise? Zweitens: wie kommen Sie dazu, dieses Interesse für die Person der Principessa zu hegen, zu der Sie in einem sehr eigentümlichen Verhältnisse stehen?“

„Reverendissimo,“ unterbrach ihn Rosalba mit königlichem Anstand, „meine Beziehungen zu dem Principe waren — waren vor Jahren, ehe er sich mit der Principessa vermählte, die einer ehrbaren Frau — meinem guten Glauben nach. Nelio wünschte jedoch, unseren Bund geheimzuhalten, bis er seine Mutter genügend auf die — die Mesalliance mit mir vorbereitet hätte. Ich gab seinen Wünschen nach. Wir

wurden in Sizilien getraut — was wußte ich, ob diese Ehe legal war oder nicht. Und dann kam der Schlag für mich und gleich darauf Nelios Verlobung mit der deutschen Erbin; aber bis zum heutigen Tage habe ich nicht glauben wollen, daß Nelio mich wirklich bewußt betrogen hat — zu seiner Ehre will ich heute noch hoffen, daß er es nicht tat. Den Rest, Reverendissimo, lassen Sie sich von der Principessa erzählen, und aus dem, was sie Ihnen sonst noch zu sagen hat, werden Sie begreifen, daß ich ein Interesse daran habe, sie heil aus Rocca del Serpe entfernt zu wissen, aber nicht nur aus eigennützigen Motiven, nicht nur im Hinblick auf mein Kind, Nelios Sohn, sondern auch aus Verehrung für ihre Person. Und nun, hochwürdiger Vater, haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

Pater Benedetto fand Ave noch nicht so wohl, wie Rosalba ihrem Vater versichert, sondern noch ausgestreckt auf ihrem Bette liegend, und Scholastika bestand darauf, daß sie so blieb, weil sie noch viel zu schwach und elend sei, um sich aufrecht zu halten. Er blieb lange bei ihr, und als er endlich die Treppe wieder herabstieg, sah er sehr, sehr ernst aus.

Aber dieser Ausdruck verschwand, als er beim Verlassen des Schlosses den Kastellan auf einem Strohsessel im Portal sitzend vorfand. Es kam ihm vor, als hätte Orlandi dort auf ihn gewartet.

„So,“ sagte er stehen bleibend, als der letztere sich bei seinem Nahen erhob, „so, das wäre also geordnet. Pater Fulgenzio wird jeden Morgen kommen, die Messe hier in der Kapelle zu lesen. Tonio kann ministrieren — nicht wahr? Oder Sie selbst — wie Sie wollen, denn ich fürchte, von den Brüdern wird nicht immer einer dazu abkömmlich sein. Hm, ja! Es hat die Frau Principessa doch recht angegriffen, drunten

in der Gruft bei den Särglein ihrer Kinder zu stehen. Zwei verlieren zu müssen, das ist hart; aber ich hoffe, ich konnte ihr einigen Trost spenden. Falls sie morgen wohl genug ist, wird sie mein Kloster besuchen, damit ich ihr die schönen Ambonen und die Mosaiken in unserem Kirchlein zeigen kann. Laßt aber den Tonio oder besser noch Eure Tochter die Principessa begleiten, denn wenn auch die alte Signorina mitkommen will — sie ist sehr versessen darauf, die Mosaiken zu sehen — so ist es doch besser, wenn jemand Kräftiges mitgeht — für alle Fälle. Die Frau Principessa scheint mir nach ihrer langen Krankheit doch noch recht zart zu sein. Recht, recht zart. Nun, die gute, reine Luft hier oben wird sie schon kräftigen, und es ist wirklich ein Glück, daß sie zu Eurer Tochter eine rechte Zuneigung gefaßt zu haben scheint. Wir müssen sie darin zu bestärken suchen, lieber Orlandi, da die Principessa doch nun einmal hier ist . . . Früher oder später wird sie ja doch erfahren müssen, was sich auf die Dauer nicht wird verbergen lassen, aber ich habe den Eindruck gewonnen, daß sie es im echten christlichen Geiste aufnehmen wird. — Läutet das schon den Angelus? Dio mio, da muß ich — bin länger hier gewesen, als ich dachte. Nun, die Zeit ist nicht verloren, wenn sie dazu verwendet wird, die Trauernden zu trösten. — Also — a rivederci, lieber Orlandi, und vergessen Sie nicht, die Principessa morgen nicht allein gehen zu lassen!“

(Fortsetzung folgt.)





Das Teedorakel.

Von Th. Seelmann.

Mit 6 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Der Germane deutete sich die Zukunft durch das Losen mit Runenstäben. Noch vor nicht allzu langer Zeit war es in einigen Teilen Thüringens üblich, drei Stäbchen, die auf der einen Seite schwarz, auf der anderen weiß waren, durcheinander zu schütteln. Ramen mehr weiße Seiten nach oben, so verkündete dieses Glück, fielen mehr schwarze Seiten nach oben, so schloß man daraus auf Unglück. Diese Stäbchen waren die letzte Erinnerung an die altgermanischen Runenstäbchen.

Es läßt sich nun nachweisen, daß die Fortsetzung der Wahrsagerei aus den Runenstäbchen und ihren Nachfolgern das Kartenlegen ist. Auch hier hat sich dann wieder von dem ursprünglichen Verfahren wenigstens insofern eine neue Methode abgezweigt, als man nicht die gewöhnlichen Spielkarten, sondern bestimmte zauberkräftige Kartensorten benützt, für deren Gebrauch angeblich erprobte Anweisungen erteilt werden. In zahllosen Exemplaren sind die Karten der Lenormand verbreitet, und der Berliner Kartenleger Fr. Sohn, der seine Karten mit den Worten empfahl: „Es ist allgemein bekannt, daß alles durch diese Karten Vorhergesagte eingetroffen ist“ — setzte davon in drei Jahren über hunderttausend Stück ab.

Als im Mittelalter durch die Araber die Astrologie in Aufnahme kam, führten sie auch eine Wahrsageform ein, bei der der Stand der Gestirne durch Punkte wiedergegeben und dadurch das Schicksal einer Person gedeutet wurde. Der Glaube an das Horoskop und die voraussagende Bedeutung der Gestirne ist zwar geschwunden, aber das Punktieren hat sich in ent-



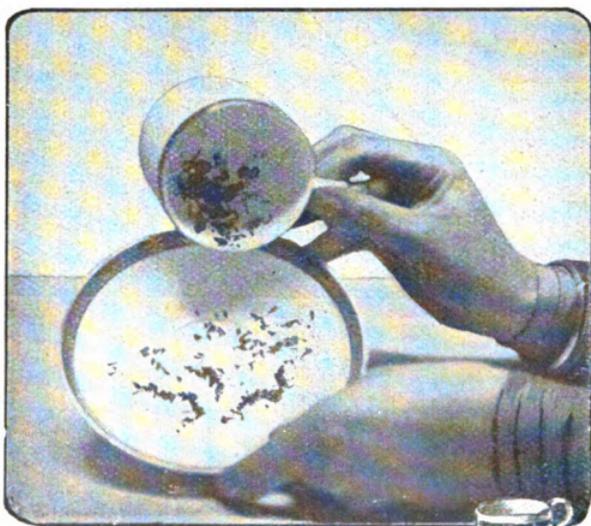
Das Ausschütten der Teeblätter.

sprechend abgeänderter Form im Punktierbüchlein erhalten, das auf eine Reihe von Fragen an das Schicksal in zwei Tabellen mehr als hundertfünfzig Antworten liefert, von denen die richtige durch das Niederschreiben einer willkürlichen Anzahl von Punkten und die Anfügung mehrerer Nullen erkannt wird.

Aus dem Salz wahr sagte man bereits im Altertum. Noch heute geschieht dies gelegentlich in Böhmen, Schlesien und im Erzgebirge. Im allgemeinen ist es aber ungebräuchlich geworden. Dafür hat sich indessen

mit der Verwendung des Kaffees das Wahrsagen aus dem Kaffeefah eingebürgert, das schon 1744 Zacharia in seinem „Renommisten“ erwähnt. Im Anschluß hieran wiederum ist neuerdings in England, dem Lande des Teetrinkens, das Wahrsagen aus Teeblättern üblich geworden, das **T e e o r a k e l**.

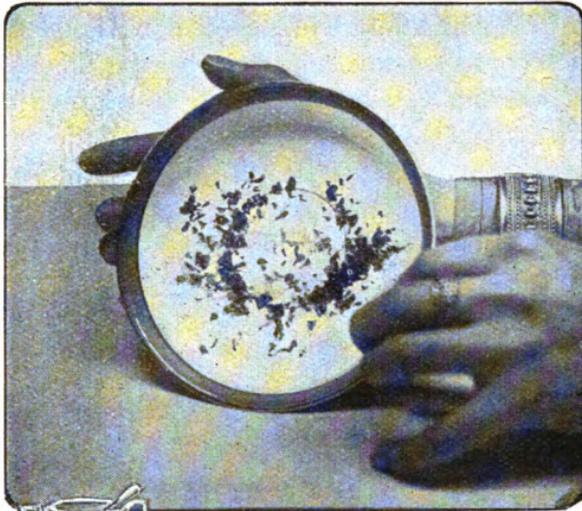
Eine Londoner Dame, die dieses Teeorakel keineswegs gewerbsmäßig betreibt, allerdings aber von sich behauptet, die Gabe des zweiten Gesichts zu besitzen, versichert, daraus vielfach die Zukunft ihrer Bekannten vorausgesagt zu haben, wie auch die Vergangenheit von ihr fremden Personen aus der Lagerung der Teeblätter richtig erkannt zu haben. So las sie aus den Teeblättern



„Würmer“, die, weil sie dem
Rande der Untertasse nahe sind, Gutes weisfagen.

die Vergangenheit eines jungen Mädchens in folgender Weise: Ein Mädchen zwischen zwei Brüdern; freudlose Kindheit, viel Sorgen, ein Schiff im Sturm, Tod eines Soldaten, Verlangen zu reisen, ein Leben im Wald.

Die Wirklichkeit verhielt sich folgendermaßen. Das junge Mädchen hatte zwei Brüder. Ihre Jugend war sehr einsam verlaufen. Der eine der Brüder war Kapitän auf einem Dampfer geworden, der in einem



Ein Ring, der eine glückliche Ehe verspricht.

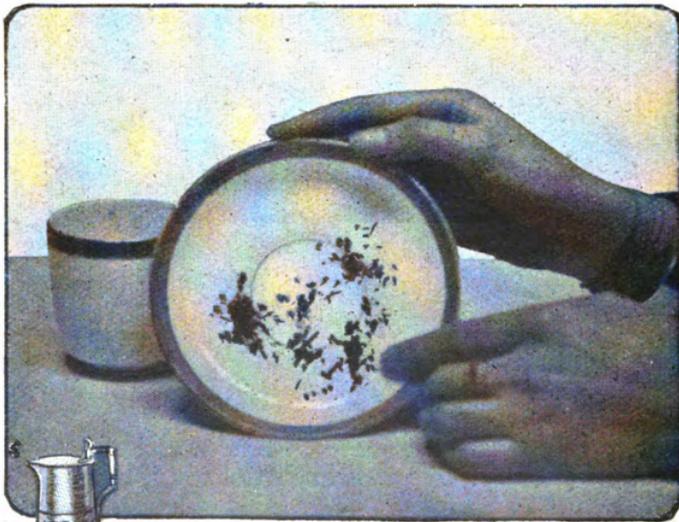
Sturm unterging. Der andere diente als Soldat in Südafrika und fiel dann im Krieg gegen die Buren. Das junge Mädchen lebte selbst in einem Ort, der Waldheim hieß, und sie hatte tatsächlich große Reiselust.

Nach den Erfahrungen der erwähnten Dame gelten folgende Regeln, um aus der Lagerung der Teeblätter die Zukunft voraussagen zu können.

Man nimmt aus der Teekanne eine Anzahl feuchter Teeblätter, legt sie in eine Obertasse, schüttelt diese dreimal und schüttet nun die Teeblätter langsam auf die Untertasse. Legen sich die Blätter zu einer Krone zusammen, so bedeutet dies Ehre, ein Kreuz aber verkündet Mißgeschick. Gekrümmte und miteinander ver-

flochtene Linien zeigen Verdruß und Verluste an, und zwar werden sie um so größer sein, je mehr sich Linien gebildet haben. „Würmer“ hingegen bedeuten Glück, wenn sie am Rande der Untertasse zu liegen kommen. Liegen sie aber in der Mitte der Untertasse, so muß man auf Unglück gefaßt sein. Viereckige Figuren sind die Vorzeichen von einem ruhigen und glücklichen Leben.

Ein deutlich erkennbarer Ring kündigt eine glückliche Ehe an; ist er aber verschwommen, so wird die Verbindung unglücklich sein. Wenn der Ring vollends in mehrere Stücke zerbrochen ist, dann wird es überhaupt nicht zu der beabsichtigten Eheschließung kommen.



Ein ausbreitender Mann,
der eine baldige Heirat vorausagt.

Der Anker ist stets das Zeichen, das Gutes erhoffen läßt. Befindet er sich in der Mitte der Untertasse, so verspricht er Erfolg im Geschäft, liegt er am Rande, so bedeutet er Glück in der Freundschaft und Liebe.

Das Symbol des Hundes läßt je nach der Lage ver-

schiedene Auslegungen zu. Wenn der Hund die Mitte der Untertasse einnimmt, dann hat man sich vor Verrat und Untreue zu hüten, zieht er sich dagegen am Rande hin, so darf man auf treue und ergebene Freunde rechnen.



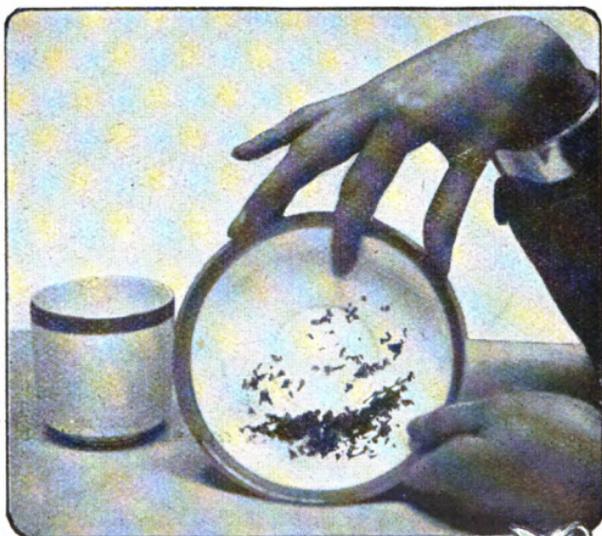
Wolken, die Ärger und Verdruß
bedeuten.

Das Dreieck ist als ein gutes Vorzeichen anzusehen, denn es läßt auf den unerwarteten Empfang von Geld hoffen. Ein Buchstabe verkündet einen Brief. Ist der Buchstabe deutlich ausgeprägt, dann wird der Brief eine erfreuliche Nachricht bringen. Ein verwischter Buchstabe jedoch ist als Vorbote eines Briefes zu betrachten, der irgend etwas Unangenehmes enthält.

Sehr bedeutungsvoll ist die Figur eines Mannes. Hält der Mann den Arm ausgestreckt, dann wird man alsbald einen willkommenen Besuch empfangen, der ein Geschenk mitbringt. Ein Mann, der ausschreitet, ist ein günstiges Omen. Für unverheiratete junge Damen im besonderen weist er auf einen strebsamen Ehemann hin.

Die Figur einer Frau ist ebenfalls ein glückverfündendes Vorzeichen, vorausgesetzt, daß sie nicht von Wolken umgeben ist. In diesem letzteren Fall ist Ärger zu befürchten, der durch Eifersucht hervorgerufen wird. Je dicker die Wolken sind, desto größer wird auch der Verdruß sein.

Blumen sind immer als Sinnbilder von Glück,



Wellenlinien,
die auf eine lange Seereise hinweisen.



Frieden und Treue zu erachten. Die einzige Ausnahme hiervon macht die Lilie. Sie bedeutet Unannehmlichkeiten, und zwar werden sie besonders dann ernster Natur sein, wenn die Lilie klar sichtbar ist.

Endlich seien noch die wellenförmigen Linien erwähnt. Sie deuten auf eine längere Seereise hin. Befinden sich dabei zerstreute Punkte, so wird man in dem beabsichtigten Unternehmen von Erfolg gekrönt sein.





Der Schreibtisch des Großvaters.

Novelle von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

Nun waren die Ankunftsunbequemlichkeiten abgetan. Der Gepäckschein über drei große Schiffs-
koffer, die später in Großvaters Haus gebracht werden
sollten, war in den Händen des riesenhaften, blonden
Kofferträgers, der neben dem jungen Manne ging
und an einem Riemen über der linken Schulter die
kleineren Gepäckstücke trug. Da war auch schon ein
Wagen, der auf einen Wink herankam, und mit der
Elastizität fröhlicher Jugend sprang der Angetommene
hinein.

Einmal noch die Stücke des Handgepäcks nach-
zählen — alles war in Ordnung. Ein Trinkgeld an den
Träger, ein Ruf zu dem Kosselenter hinauf, und vor-
wärts ging es in den jungen Sommertag hinein.
Alles war hell und freundlich an diesem schönen Juni-
morgen. Der Kutscher hatte ein dickes, vergnügtes Ge-
sicht, ein sanfter Wind wehte gütiges Willkommen,
die Sonne war bei prächtiger Laune und wob mit hellen
Strahlenfingern ein feines Goldnetz in die grauen
Schleier von Staub und Ruß, die auf den hohen
Mietskasernen lagen.

Mit raschen, lebhaften Kopfbewegungen schaute
der Fahrende umher, ein leichtes Freudelächeln auf

den halbgeöffneten Lippen, die zu sagen schienen: „Da bin ich wieder! Wie seht ihr denn aus? Habt ihr euch nicht verändert? — Ich bin der Alte geblieben!“ Und auch die grauen Häuser schienen ihn anzuschauen mit einem Lächeln, das ihre steinernen Gesichter verschönte.

Dahin durch die lauten, von Geschäftslärm erfüllten Straßen der großen Stadt ging anfangs die Fahrt für geraume Zeit. Asphalt, Stein, Glas, Eisen, Trambahnen, Staub und Benzinqualm bildeten den Hintergrund für die durcheinander eilenden Menschen, und nur mit Widerstreben schien die Sonne hineinzuleuchten in dies wilde Gewimmel. Dann aber kamen Anlagen, Vorgärten, Villen; der Lärm wurde schwächer, die warme Luft lag still über duftenden Blumen, die hellen Stimmen der Vögel erhoben sich siegreich und sangen die Liebeslust kleiner Herzen laut hinein in den Sommertag.

Nun wandelte sich sogar das Rollen des Wagens in ein dumpfes, behagliches Brummen. Er war abgelenkt vom hallenden Pflaster auf den weichen Boden eines noch nicht mit Steinen belasteten Weges, der unter alten, hohen Linden dahinlief. Das Laub der Bäume war hellgelb überhaucht von unzähligen bald aufbrechenden Knospen. Zwischen den grauen, knorrigen Baumstämmen hindurch sah der junge Mann im Wagen jetzt auf Hecken und Gesträuche, hinter denen sich altmodisch niedrige Häuser halb verbargen, Besitzungen aus der guten alten Zeit, als noch niemand mit Grund und Boden zu sparen brauchte.

Die Blicke des Fahrenden waren gespannter geworden, seit sein Wagen in die Lindenallee eingebogen war. Wie ein leichter Schatten ging es über sein Gesicht. Er gedachte der schnell wieder verflogenen Ver-

stimmung, die auf dem Bahnhof über ihn gekommen war, als er dort vergeblich nach des Großvaters altem Diener ausgespäht hatte, der sonst immer zum Empfang des jungen Herrn erschienen war. Er hatte doch von München aus einen Brief geschrieben, der die Zeit seiner Ankunft meldete.

Vielleicht war dem Großvater nicht wohl; dann war der alte Herr noch weniger als gewöhnlich bei guter Laune und hatte sicher dem Diener verboten, zum Bahnhofe zu gehen. Hoffentlich war er nicht ernstlich krank. Bei seinem Alter — ja, wie alt war er denn eigentlich? Fünfundsiebzig? Nein, er mußte schon älter sein. Siebenundsiebzig, achtundsiebzig — wahrhaftig, er war den Achtzigen bereits ganz nahe. Der alte, gute Herr! Der immer schalt und brummte und unter Schelten und Brummen so viel Gutes tat. Ob sein Murki noch lebte, der große, graue Pinscher, der mit seinem klugen, bärtigen Kopfe seinem Herrn so merkwürdig ähnlich war und auch immer ein wenig knurrte, zugleich aber freundlich mit seinem kurzen Schweife wedelte? Der sollte doch wenigstens an der Gartentüre stehen, wenn der Enkel des Hausherrn wiederkam nach dreijähriger Abwesenheit.

Aber es war nichts von ihm zu sehen. Da war der Gartenzaun mit seinen schlanken, graugestrichenen Pfählen. Da war die eiserne Tür zwischen steinernen Pfeilern, deren rechter mit einem blanken Messing schild neben dem Draht eines alten Glockenzuges prunkte. Auf dem Schild stand in blizenden Buchstaben des Großvaters Name, der genau wie der des Ankömmlings Erich Markword lautete. Das war alles wie früher. Aber kein Diener wartete an der Tür, kein Hund bellte wedelnd ein Willkommen, und hinter dem Zaune lag das wohlbekannte weiße Haus mit lauter

geschlossenen Fensterläden, als wenn ein tiefer Schlaf es überfallen hätte.

Kopfschüttelnd sprang der junge Träger des Namens Markword aus dem Wagen. Er griff nach dem Glockenzug, und eine heisere Klingel ertönte gedämpft vom Hause herüber. Dann ein Schweigen, in das die fröhlichen Stimmen der Vögel aus den Lindenbäumen hineinklangen wie leiser Hohn auf einen Menschen, der nach dreijährigem Fernsein alles unverändert so wiederzufinden erwartet hatte, wie es damals gewesen war. Nein, die Welt ging weiter wie ein rollendes Rad. Jung waren die Vögel, die dort oben in den Zweigen sangen; wenige von denen waren wohl noch am Leben, die vor drei Jahren in anderem Grün hier gesungen hatten.

Jetzt aber kam endlich ein alter Mann mit grauem Haar unter einer grauen Mütze langsam heran, die Blicke fest auf den Boden heftend, als wenn er zu straucheln fürchtete. Ganz nahe bei der Tür erst hob er den Kopf, sah mit kurzichtigen Augen prüfend auf den Ankömmling und hob dann plötzlich beide Hände, mehr mit einer Bewegung des Erschreckens als der Freude.

„Unser junger Herr — wahrhaftig, unser junger Herr!“

„Freilich bin ich's. Guten Tag, Christian! Wie geht's? — Aber mach mir nur erst einmal die Tür auf und nimm das Handgepäck aus dem Wagen.“

Er wandte sich zum Kutscher, um ihn abzulohnen.

Der Alte hatte die Tür geöffnet und holte das Gepäck Stück für Stück in den Garten, um es dort auf den Rasen zu stellen. Der Wagen rollte davon, die Tür fiel ins Schloß, Erich Markword stand nach drei Jahren wieder auf dem Grund und Boden seines Großvaters.

„Warum war niemand am Bahnhofe, Christian? Ist mein Brief nicht angekommen?“

„Doch, junger Herr, ein Brief ist angekommen aus München. Aber —“

„Was macht Großvater? Und wo ist Murki, mein alter Freund? Warum sieht alles hier so tot und öde aus?“

Christian stellte einen der Handkoffer, den er aufgenommen hatte, neben sich auf den Erdboden und sah mit starren und matten Blicken auf Erich. Seine alten Hände griffen unsicher in die Luft, seine Lippen zuckten und suchten einen Augenblick vergeblich nach Worten.

„Ja, wissen Sie es denn noch nicht, junger Herr? Ich habe doch vor drei Wochen schon an Sie geschrieben, und Herr Nikolaus Markword auch. Nach Neapel haben wir die Briefe geschickt, wo Sie —“

„Ja, gewiß, ich hatte mir alle Nachrichten dorthin bestellt, aber unser Schiff hat in Neapel gar nicht angelegt, weil die Cholera dort war. Was haben Sie mir geschrieben, was ist geschehen? Ist Großvater krank?“

„Nicht mehr — jetzt nicht mehr, junger Herr.“

„Krank also war er? Und jetzt geht es ihm besser?“

„Vielleicht — vielleicht.“ Ein Schluchzen brach plötzlich aus des Dieners Brust hervor. „Ach, mein guter alter Herr Markword ist vor drei Wochen gestorben.“

„Großvater tot?“

„Murki auch — der gute Kerl ist auch gestorben. Zu Tode geграämt hat er sich um seinen Herrn. Und ich bin ganz allein übriggeblieben in dem leeren Hause.“

Der junge Mann war stehen geblieben und schaute stumm auf das weiße Haus mit seinen geschlossenen

Fensterläden. Es hatte vor ihm gestanden wie schlafend. Nun kam es über ihn, welch ein tiefer Schlaf auch diesem Hause die hellen Augen zugebrückt hatte. Die Sonne schien wie vorher, aber ein herbstlicher Schauer lief ihm über den Rücken. Er war hierher gefahren mit solch vollem, reichem Gefühle des Lebens in der Brust, und nun sah er plötzlich hinunter in den dunklen Abgrund, auf den wir alle zuschreiten, immer näher, Tag für Tag, Stunde für Stunde.

Hier war sein Heim gewesen bei dem alten Manne, seit ihm die beiden Eltern rasch nacheinander frühzeitig hingestorben waren, und ein freundliches, warmes Empfinden für den Großvater hatte stets in seinem Herzen gelebt. Aber vorläufig war es noch kaum Schmerz, was er fühlte: Staunen, Schrecken, Überraschung, ein Sichwehren gegen das brutale Hineingreifen des Todes in dies helle Leben, das in dem duftenden, singenden Sommertage ringsumher verkörpert schien.

„Es ist ja nicht möglich, Christian! Ich kann es nicht glauben, daß ich ihm niemals mehr die Hand geben soll.“

„Ach, junger Herr, Sie werden schon daran glauben müssen. Und auch noch an allerlei anderes.“

Erich achtete nicht auf die letzten Worte trotz ihres bedeutungsvollen Klanges. Hundert Fragen lagen ihm auf den Lippen. „Was hat ihm gefehlt? War er lange krank? Hat er viel gelitten?“

„Gelitten — das kann man eigentlich nicht sagen. O nein, er war ganz munter bis an seinen Tod. Nur in den letzten Tagen hat er noch etwas mehr gebrummt wie sonst. Und noch das letzte, was er zu mir gesagt hat — er hat mich noch einmal einen alten, bockigen Maulesel genannt, was ich von ihm ja gerade so ge-

wöhnt war, als wenn ein anderer ‚Guten Morgen, Christian‘ zu mir sagt. Seinen Kaffee hat er schon seit einem Jahr im Bette getrunken, und wie ich am letzten Morgen hineinkomme, da sitzt er schon aufrecht und schimpft wie gewöhnlich. Na, ich knöpfe mir die Ohren hübsch zu und gebe ihm alles, was er braucht, und auch seine Morgenzeitung und seine Zigarren. Und wie ich nach einer guten halben Stunde wieder hineinkomme, da hat er seinen Kaffee ausgetrunken und alles fein säuberlich fortgestellt, aber die Zigarre und die Zeitung sind ihm hinuntergefallen, und in die Zeitung hat die Zigarre ein Loch gebrannt, so daß es ganz brennerig im Zimmer gerochen hat. Er selbst liegt auf dem Rissen, als wenn er noch einmal eingeschlafen wäre, was ich auch anfangs geglaubt habe. Dann aber, wie ich näher zusehe — nein, junger Herr, das war kein Schlaf, aus dem einer wieder aufwacht, und mein guter Herr Markword wird mich niemals mehr einen alten, bodigen Maulesel nennen.“

Seine Stimme, die schon ein wenig brüchig und rauh war, wurde noch unsicherer bei den letzten Worten, und seine Augen flossen über in hellen Tränen, als er des letzten Maulesels gedachte, der ihm zuteil geworden war.

Auch Erich fühlte sich's eng werden um Brust und Hals, doch hörte man es ihm nicht an, als er entgegnete: „Welch schöner Tod ist es gewesen, Christian — wie beneidenswert! Und er hat sich's ja immer gewünscht, einmal so leicht und schnell hinüberzugehen. Gewünscht und verdient. Wir beide haben ihn gekannt: er war ein guter Mensch.“

„Ob er gut war! Seelengut war er, junger Herr, seelengut, um es mit einem einzigen Worte zu sagen.

Das hat auch der Herr Medizinalrat Birkert immer wieder von ihm gerühmt.“

„Der Onkel Birkert! Also der lebt noch? Geh't ihm gut?“

„Na, so gut es ihm gehen kann bei seinem Hauskreuz. Der junge Herr werden sich der Frau Stegewenz noch erinnern, seiner alten Haushälterin, der eigensinnigen, abergläubischen, dicken Person. Er selbst war ja von jeher nur ein schwaches, kleines, zierliches Männchen, so berühmt er als Arzt in unserer Stadt auch ist. Aber ihr gegenüber —“

„Vielleicht fühlt Onkel Birkert sich dabei ganz wohl.“

„O nein, junger Herr, das dürfen Sie nicht glauben. Ich selbst hab's gehört, wie der Herr Medizinalrat zu meinem alten Herrn gesagt hat: ‚Wenn einer mich von der Person befreite, den wollte ich in Gold fassen.‘ Mit meinen eigenen Ohren habe ich das gehört.“

Sie waren unter gelegentlichem Stehenbleiben bis in den seitlichen Eingang des Hauses gekommen, und Christian setzte den Handkoffer, den er während seines Berichtes unter ausdrucksvollen Gesten geschüttelt hatte, jetzt im dämmerigen Hausflur nieder.

„Aber Sonne muß wieder ins Haus,“ rief Erich. „In solchem Dämmerlichte kann ich nicht leben. Mach nur vor allem die Läden auf und laß mit die Sonne herein.“

„Wenn der junge Herr befehlen, will ich's schon tun. Aber —“

„Was?“

„Es ist kein schöner Anblick, den der junge Herr haben werden.“

„Schön oder nicht — ich will sehen können. Ich werde dir helfen.“

Eilig ging er zum nächsten Fenster und stieß die Läden zurück. Langsamer folgte Christian seinem Beispiel. Unter ihren Händen ergoß die Lichtflut sich in das verdunkelte Haus. Aber was dies neue Licht mit einer grausamen Grellheit beschien, war wirklich wenig erfreulich. Überall zeigte sich die traurige Aenderung eines halb zerstörten Haushaltes. Was länger als ein Menschenalter hindurch unverrückbar fest auf seinem Platze gestanden hatte, war entfernt, verschoben, durcheinander geworfen worden. Dunklere Flecken auf den hellen Tapeten erzählten von Bildern, die dort gehangen hatten, während wandernder Sonnenschein von vielen Jahren die Flächen um sie her gebleicht hatte. Größere Flecken von gleicher Art sprachen von entfernten Möbelstücken, deren Formen sich gleich gespenstischen Schatten auf der Wand abzeichneten. Und um diese trüben Schattenbilder her wehte die dumpfe Luft lange verschlossen gehaltener Zimmer.

Weitauf riß Erich die Fenster. „Luft, Licht und Luft will ich haben. Ohne die gibt es kein Leben. — Aber warum hat man es nicht abgewartet, bis ich kam? Wer hat so rasch dies alles hier zerstört?“

In Christians faltiges, kummervolles Gesicht kam der Ausdruck tröstlicher Genugtuung. Der Genugtuung darüber, daß er sich endlich einmal vom Herzen heruntersprechen konnte, was er als ein stummes Leid bisher höchst widerwillig hatte tragen müssen. Seine Züge verjüngten sich förmlich unter diesem Gefühl, als er nun sprach: „Muß ich das dem jungen Herrn denn erst sagen? Der junge Herr kennen doch den Herrn Nikolaus Markword ebensogut wie ich. Bei dem heißt es ja immer nur: ‚Dalli, dalli, dalli!‘ Rasch muß es bei dem gehen, immer vorwärts! Wenn

der Herr Nikolaus unser Herrgott wäre, der hätte die Welt statt in sieben schon in drei Tagen fertig gemacht, und er hätte gleich alles elektrisch eingerichtet.“

Erich mußte wieder lächeln, obwohl ihm eigentlich in dem verödeten Hause nicht sehr danach zumute war. „Ein wenig eilig hat es mein lieber Onkel allerdings immer gehabt. Wie geht's ihm denn? Ist er noch ebenso dick, wie er war?“

„Noch dicker ist er geworden. Und sein geliebter Jolli, der watschelt überhaupt nur noch und schnauft wie ein Blasebalg. Ein greuliches Vieh! Auch unser guter Murki hat den vollgefressenen Köter nie leiden können. Ich hoffe nur, daß er nächstens einmal plakt. Wie soll es aber auch anders sein? Immer nur fressen und fressen und immer nur auf dem Sofa liegen den lieben langen Tag, grad wie der Herr.“

„Aber ich verstehe doch nicht, wie das alles hat geschehen können. Ich bin Großvaters Erbe so gut wie Onkel Nikolaus. Und wenn ein Erbe bei solch einem Todesfall nicht gleich zur Stelle sein kann, dann wird, soviel ich weiß, vom Gericht ein Nachlaßpfleger für ihn eingesetzt.“

„Ist auch erfolgt, junger Herr — alles, was recht ist. Den Herrn Justizrat Simrod hat man von Gerichts wegen dafür ausgesucht. Und er hat sich auch der Sache gut angenommen. Das Vermögen ist auf dem Gericht hinterlegt worden — das ist alles in Ordnung. Aber der Herr Nikolaus hat ihm so viel in den Ohren gelegen, daß es vorteilhafter wäre, auch für den jungen Herrn, wenn das sogenannte Inventar geteilt und das Haus baldmöglichst vermietet würde, daß er schließlich zugestimmt hat und das Gericht auch.“

„Und ein Testament hat der Großvater nicht gemacht?“

Christian bekam ein Zucken in seine alten, mit blauen Adern bedeckten Hände, als wenn er gern irgend jemand am Krage gepackt hätte. „Das ist's ja eben, junger Herr — das ist's ja eben! Darüber bin ich ganz außer mir. Es ist kein Testament gefunden worden.“

„Kein Testament?“

„Nein! Der Herr Nikolaus hat sich in höchsteigener Person hierher fahren lassen und hat sich in den großen Lehnstuhl mit Rollen gesetzt — der ist ja nun auch schon weg — und ich habe ihn von einem Zimmer ins andere schieben müssen. Und er hat alles durchgestöbert und hat nichts gefunden. Das heißt, mich hat er suchen lassen und hat sich selber nicht gerührt. Aber weil ich auf diese Weise doch alle Sachen und alle Papiere selbst in den Händen gehabt habe, da weiß ich auch ganz genau, daß kein Testament zu finden war.“

Erich schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sonderbar — ich meine doch —“

„Jawohl, junger Herr,“ sagte Christian jetzt mit großem und feierlichem Nachdruck. „Ich meine das auch, daß nämlich der selige Herr ein Testament aufgesetzt hat. Ganz bestimmt freilich kann ich nicht behaupten, daß er es mir mit klaren Worten gesagt hätte. Das nicht. Er mochte nie gern vom Sterben sprechen und hören. Aber so allerlei Anspielungen hat er oft gemacht, besonders wenn auf Herrn Nikolaus die Rede kam, den er ja nie so recht hat leiden können, obwohl er sein ältester Sohn war. ‚Der wird sich auch wundern, wenn ich einmal tot bin,‘ hat er ein paarmal zu mir gesagt. Und was er noch gesagt hat: ‚Erich soll alles hier ordnen, wenn ich gestorben bin.‘ Das hat er auch gesagt, ich kann es beschwören.“

„Hast du dem Onkel Nikolaus das nicht gesagt?“

„Aber natürlich. Wenn's nur geholfen hätte!“

Aber man könnte ja gerade so gut in einen leeren Topf hineinreden wie in den Herrn Nikolaus. „Ach was,“ hat er gesagt, „wer weiß denn, wann der Erich einmal wiederkommt. Vielleicht haben den schon lange die Wilden in Afrika gefressen.“ Genau so hat er gesagt.“

„Onkel Nikolaus ist ein Gemütsmensch. Was er sagt, ist mir aber ziemlich gleichgültig. Ein Testament muß unbedingt vorhanden gewesen sein. Großvater hat vor meiner Abreise davon zu mir gesprochen. Ich weiß das jetzt wieder ganz genau. Und er hat mir auch den Platz gezeigt, wo er es verborgen hatte.“

„Wo denn?“

„Du darfst es wissen, Christian. An einer bestimmten Stelle in seinem Schreibtisch.“

„Ach, du lieber Gott!“

„Du bist ja ganz blaß geworden.“

„Das will ich wohl glauben. — Ach, junger Herr, das ist ja eine schreckliche Geschichte! Der Schreibtisch ist fort!“

„Fort?“

„Ja, wie der große Lehnstuhl, der Flügel, die Bibliothek, der schöne Smyrnateppich und so vieles andere. Verkauft und fort!“

„Das ist aber doch toll! Da kann der Onkel eine schöne Geschichte angerichtet haben. Wo der Schreibtisch geblieben ist, müssen wir vor allen Dingen wissen. Wer hat ihn gekauft?“

„Der Tischlermeister Pinke in der Ölstraße. Furchtbar gehandelt hat er um den Tisch und hat auch blickwenig dafür bezahlt.“

„Nun, da werden wir ja wohl wieder dazu kommen können. Sag aber niemand etwas davon. Ich nehme die Sache ganz im stillen in die Hand, und wenn wir ihn gefunden haben —“

„Ach ja, junger Herr. Dann könnte das doch vielleicht möglich sein, daß auch für mich —“

„Was denn?“

„Daß der selige Herr Großvater auch für mich eine Kleinigkeit aufgeschrieben hätte.“

„Du hast nichts bekommen?“

„Keinen Pfennig. Wo doch nichts aufgeschrieben war! Und von selber rückt der Herr Nikolaus ganz gewiß nichts heraus.“

„Armer Kerl! Für all deine treuen Dienste hat er dir gewiß etwas ausgekehrt. Nun, wir werden ja sehen. Heute will ich mich unter dem alten Dach erst einmal gründlich ausruhen.“

* * *

Erich Markword hatte in seinem alten Zimmer geschlafen, und es war ihm beim Erwachen sehr wohllich zumute. Ach, dies alte, weiche, bequeme Bett, in dem er so manchen Traum der Jugend geträumt hatte!

Zuerst kam ihm des Großvaters Tod noch gar nicht recht wieder zum Bewußtsein, und als es geschehen war, schalt er sich im stillen ein wenig, daß der Schmerz darüber nur mit leisen Fingern an sein Herz rührte. Gewiß, es tat ihm ja weh, daß der alte Mann jetzt nicht mehr in seinem Lehnstuhl am Frühstückstische saß, wenn er hinunterkam; aber zugleich erfuhr er an sich, daß wir den Tod nur dann in seiner ganzen Bedeutung fühlen, wenn wir all seine Schrecken aus der Nähe gesehen haben.

Er selbst war ja jung und gesund, und in das nach Osten liegende Fenster seines Zimmers lachte die Sonne so lustig herein, als wenn es überhaupt keinen Tod auf dieser Erde gäbe.

Noch eine halbe Stunde blieb Erich liegen; dann

stand er auf und kleidete sich an. Das Frühstückszimmer unten hatte Christian mit übriggebliebenen Möbelstücken so behaglich als möglich hergerichtet, und beinahe sah es wieder aus wie zu Großvaters Lebzeiten. Eine Lücke nur hatte der treue Diener nicht ausfüllen können — in der Zimmerecke stand eine schwarze, kannelierte Säule von Holz, die nichts mehr trug.

Erich fragte gleich danach. „Ist auch der Apoll vom Belvedere, der dort auf der Säule stand, schon verkauft?“

„Ach, dem ist es übel ergangen. Der Jakob vom Herrn Nikolaus hatte glücklich nach vielem Laufen einen Käufer gefunden, der wirklich zehn Mark dafür bezahlen wollte. Ganze zehn Mark — und es war doch ein so großer Kopf! Aber wie dann die Leute kamen, die ihn fortschaffen sollten, da war einer von den Kerlen ungeschickt, und sie ließen den Kopf auf die Erde fallen, und er zerbrach in ein paar Stücke. Jetzt liegt er draußen in der Müllgrube. Na, wenigstens hat Herr Nikolaus kein Geld für ihn gekriegt.“

Es wollte dem jungen Manne wieder weich ums Herz werden. Wie stolz war der Großvater auf diesen vom Staube vieler Jahre grau gewordenen Gipstopf gewesen, den er sich von seiner einzigen Italienreise mit heimgebracht hatte!

Doch was half es, ihm nachzutrauern? Zerstört war zerstört, und wenn der Apoll in Trümmer gegangen war — da draußen im Garten vor dem Fenster blühten junge Blumen, die mit ihren betauten Blättern schöner waren als ergrauter Gips. Das Herz aber, das an dem Götterbilde gehangen hatte, war still geworden und fühlte nicht Schmerz mehr, nicht Freude.

Rasch beendete Markword sein Frühstück, machte

noch einen Gang durch Haus und Garten und verließ dann beide, um dem Onkel Nikolaus einen Antrittsbesuch zu machen. Den war er ihm schuldig, wenn auch keine Sehnsucht ihn trieb.

Der Onkel hatte dreißig Jahre lang ein Raffee-geschäft en gros betrieben und seinen Kunden so viel Geld abgenommen, daß er nun von der Anstrengung ausruhen konnte. Sein Haus lag in der Hauptgeschäfts-gegend und sah prosaisch, aber breit, behäbig und wohlgenährt aus wie sein Besitzer. Alle Fenster in ihm standen offen, denn Onkel Nikolaus liebte die Kühle. Nach seiner eigenen Behauptung litt er an fliegender Hitze, nach seines Arztes Ansicht an zu schwerem Rotwein in zu großen Quantitäten.

Im Hause zog es entsetzlich, denn wie die Fenster waren auch alle Türen geöffnet, und gleich weißen Fahnen flatterten die Vorhänge, die sich von ihren Halttern losgerissen hatten. In dieser angenehmen Umgebung lag Onkel Nikolaus auf einem Sofa und wedelte sich sehr überflüssigerweise noch Luft mit einem japanischen Fächer zu.

Mit gehaltener Freundlichkeit gab Erich sich zu erkennen.

Onkel Nikolaus wurde noch röter im Gesicht, als er im allgemeinen schon war, und rief: „Donnerstag — du bist's? Na, guten Tag! Lebst du wirklich noch?“

Es widerstand Erich eigentlich, diesem dicken Egoisten gegenüber vom Sterben des Großvaters zu reden, er sagte jedoch trotzdem ein paar bekümmerte, teilnehmende Worte.

„Ja — Vater ist gestorben. Ich ließ es dir nach Neapel schreiben. Er ist neunundsiebzig alt geworden. Wir sind eine langlebige Familie. Großvater war fünfundachtzig, als er starb. Ich bin jetzt fünfzig,

habe demnach noch mindestens dreißig Jahre zu leben, wenn ich den Durchschnitt von den beiden rechne.“

Er lag ausgestreckt auf dem Sofa, dick und breit. Ungeordnetes graues Haar hing ihm um den Kopf, ein ungeordneter grauer Vollbart um das Gesicht. Er war mit einem leichten, gelblichen Staubmantel bekleidet; viel schien er darunter nicht anzuhaben. Auf dem Tisch neben ihm stand — morgens um halb zehn Uhr — eine beinahe geleerte Rotweinflasche.

Da die vom Onkel angestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung über die Dauer des eigenen Lebens alles war und blieb, was er an Schmerz über seines Vaters Tod von sich gab, so verschloß auch Erich die weicheren Regungen fest in seiner Brust. Aber es kitzelte ihn, den rotweinduftenden Frieden des dicken Herrn ein wenig zu stören. Er fing daher an, mit geschäftsmäßiger Miene von den Eröffnungen zu reden, die der Großvater ihm einmal gemacht hatte: von seinem Schreibtisch, von dem geheimen Fache darin und von dem Schriftstück, das höchst wahrscheinlich darin verborgen war. Seine Rede schloß: „Er hat mir zwar nicht ausdrücklich von einem Testamente gesprochen, aber ich vermute sehr, daß es doch in dem Schreibtische liegt. Dich, Onkel, trifft nun die Verantwortung, daß er verkauft worden und verschwunden ist.“

„Ach was — verschwunden! Ist ja Unsinn. Ein Schreibtisch fliegt nicht allein nach Amerika oder in den Mond. Frag nur erst einmal nach, wer ihn gekauft hat.“

„Hab' ich bereits getan. Ich kenne den Käufer.“

„Na, also. Da kommt es nur noch auf Eifer und Schnelligkeit an. Zeig einmal, daß du nicht bist wie die anderen jungen Leute, die vor Faulheit plagen.“

„Ach, wenn ich selber noch jung wäre — da solltest du was erleben.“

„Nein, Onkel, bleib du nur in Ruhe. Du sollst mit mir zufrieden sein. Ich hoffe, dir Großvaters Testament bald vorlegen zu können. Adieu!“

Beinahe hatte Erich die Tür schon erreicht, als ein lautes „Halt!“ ihn stehen bleiben ließ.

„Aber so lauf doch nicht so!“ schrie der Onkel. „Man muß auch nichts übereilen. Ich habe mir's überlegt. Komm einmal her, lieber Junge, damit wir's besprechen. Was hätten wir beide von einem Testamente denn eigentlich zu erwarten? Gar nichts. Wir erben zu gleichen Teilen, wenn keins vorhanden ist. Wir werden uns schon vertragen — nicht wahr, lieber Erich? Aber sonst — wer weiß, was Vater für verrückte Legate oder dergleichen ausgesetzt hat! Ich meine, wir lassen den alten Schreibtisch, wo er ist. Wozu sollen wir uns noch Unruhe und Mühe machen? Das ist gewiß auch deine Meinung, Erich?“

„Nein, Onkel, das ist nicht meine Meinung.“

„Nicht?“

„Nein — durchaus nicht. Meiner Ansicht nach ist es die Hauptsache, daß meines lieben Großvaters letzter Wille genau und gewissenhaft erfüllt wird. Alles andere ist gleichgültig. Und weil ich weiß, daß Meister Pinke in der Ölstraße den Schreibtisch gekauft hat, werde ich mich sogleich zu ihm begeben, und ich hoffe, dir zu beweisen, Onkel, daß auch die Jugend von heute rasch und energisch handeln kann.“

Er ging fest und eilig zur Tür hinaus.

Meister Pinke war schnell aufgefunden, obwohl er nur ein kleines Geschäft in einem Hinterhause besaß. Merkwürdig klein sogar zeigte sich seine Werkstatt, aber sie lag an einem stillen Hofe, dem eine ver-

einzelte Trauerweide mit ihrem hängenden Grün ein wenig von sommerlicher Frische gab.

Die Tür zur Werkstatt stand weit offen, und in ihr hantierte ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit lockerem, leicht angegrautem Haar und einem rötlichen Ziegenbart um das Kinn.

Erich sprach ihn freundlich an, bekam aber nur zögernd Antwort. Er merkte bald: hier war einer von der zähen, langsamen Art, wie sie der Norden Deutschlands hervorbringt. Auch der breite Dialekt Meister Pintes mit seinen unreinen Vokalen wies dorthin.

„Einen Schreibtisch? Ja, warten Sie mal. Ich kann das Ihnen so auf den Stuhl nicht sagen. Was nämlich mein Gedächtnis ist — ich wollte, daß ich mir das mal neu könnte aufpolieren lassen. Aber ich schreibe deshalb auch alles auf, und wenn Ihnen daran liegt, könnte ich wohl mal in meinem Buche nachsehen.“

„Ja, mir liegt viel daran, und ich bitte Sie sehr darum.“

„Na, da können wir es ja mal tun,“ sagte Pinte und band sich seine blaue Arbeitshürze mit feierlicher Weitläufigkeit ab, als wenn sie ihn beim Nachsehen hätte stören können. Aus einem Tischkasten wurde nun ein abgegriffenes Buch hervorgeholt, eine Hornbrille wurde gesucht, und nach ein paar Minuten konnte die Lektüre beginnen. Rasch ging es auch jetzt nicht, aber zulezt blieb der schwärzlich gefärbte, suchend über die Seiten gleitende Zeigefinger des Meisters auf einer bestimmten Stelle haften.

„Hier, da steht was von einem Schreibtisch. Vom 25. Mai dieses Jahres. Könnte das vielleicht stimmen?“

„Ja, ganz genau. Haben Sie nicht vermerkt, wo Sie den Tisch gekauft haben? Steht nicht der Name Markword in Ihrem Buche?“

Pinke fing wieder an, mit seinem Finger zu suchen, als wenn er die richtige Stelle verloren hätte. Dann kam die Antwort, ganz besonders langsam und scheinbar mit einem gewissen Widerstreben: „Ja — das ist wirklich so. Da steht wirklich was vom Nachlaß eines Herrn Markword.“

„Also stimmt es. Und haben Sie den Schreibtisch noch?“

Pinke sah sich langsam in seiner Werkstatt um, obwohl das recht überflüssig war. Denn kein einziges fertiges Möbelstück war in ihr zu erblicken.

„Ne, der ist nicht mehr da. Wahrscheinlich habe ich ihn verkauft. Ich muß noch mal weiter nachsehen.“

Wieder begann das Suchen in dem nicht eben reinlichen Buche. Endlich kam auch das Ergebnis.

„Ja, der Schreibtisch ist verkauft. Es fällt mir jetzt auch ein, daß ich ihn ein bißchen aufpoliert hatte — man muß das ja tun, damit man den Sachen ein wenig Ansehen gibt. Und ein Herr, der zufällig hier hereinkam, der hat ihn gekauft.“

„Er hat ihn sicher gut bezahlt. Erinnern Sie sich nur: es war ein wunderhübscher Tisch aus der Biedermeierzeit, wie sie gerade jetzt wieder Mode sind.“

„So? Davon verstehe ich nichts. Ich mache meine Arbeit und kümmere mich nicht um die Moden und solche Dinge.“

Erich warf einen forschenden und recht mißtrauischen Blick auf das Gesicht Meister Pinkes, dessen kindliche Weltfremdheit ihm stark verdächtig war. Aber das Gesicht blieb undurchdringlich gleichmütig, und was ging es ihn schließlich an, wieviel dieser gedächtnisarme Tischler von Möbelstilarten verstand?

„Wer war der Herr, der den Tisch gekauft hat? Haben Sie das nicht notiert in Ihrem Buche?“

„Möglich ist's. Denn ich tue das für gewöhnlich. Vielleicht kann ich es finden.“

Da er die aufschlußgebende Seite des Buches verschlagen hatte, begann eine neue Geduldsprobe für Erich.

„Ja, da steht ein Name. Ich kann ihn nur nicht recht lesen. Ich habe ein bißchen undeutlich geschrieben. Ma — Maccaroni. — Nein, so kann es wohl nicht heißen. Mannoni — ja, Mannoni, das wird wohl richtig sein.“

„Und wo dieser Herr Mannoni wohnt, haben Sie nicht aufgeschrieben?“

„Ja, vielleicht — aber vielleicht auch nicht. Ich glaube, daß er den Tisch hat abholen lassen, da war seine Wohnung nicht so von Wichtigkeit für mich. — Nein, die Adresse steht wirklich nicht hier im Buche.“

„Aber Mannoni ist ein italienischer Name, und die sind nicht häufig hier in der Stadt. Haben Sie kein Adreßbuch? Darin muß er zu finden sein.“

„Ich habe mal eins gehabt.“ Pinte schaute wieder in der Werkstatt umher, und als er ein Buch von ansehnlichem Umfang auf einem Tisch entdeckte, gab er zu, daß es ein Adreßbuch sein könne.

Nun stattete sein schwärzlicher Zeigefinger auch den Blättern dieses Buches einen Besuch ab und fand nach längerer Wanderung, während Erich mehr als einmal im Begriffe war, ihm das dicke Buch aus der Hand zu reißen, den Namen Mannoni.

„Da steht er wirklich. Es gibt auch nur einen von der Sorte. Und wohnen tut er — warten Sie mal, wohnen tut er in der Kaiser-Wilhelm-Straße Nr. 57.“

„Hat er dort ein Geschäft? Was ist er?“

Pintes Brille war plötzlich angelaufen, so daß er sie mit seinem roten Taschentuche putzen mußte, bevor

er weiterfuchte. „Das wird ja wohl auch darin stehen. Ja, wo war denn der Name? Meier — Meier — Meier — nein, es muß auf der vorigen Seite gewesen sein. Hier wird er wohl stehen. Ma — Ma — Mannoni, so hieß er ja wohl? Und was er ist, wollten Sie wissen? Antiquitätenhändler — wahrhaftig! Wer das gedacht hätte! Da hat er mich gewiß tüchtig übers Ohr gehauen. Den Tisch verkauft er nun vielleicht für einen Haufen Geld als Antiquität. Und mir hat er nur zehn Mark mehr dafür gegeben, als wie ich selber bezahlt hatte. Nee — aber so was!“

Marktword sah noch ein wenig forschender als vorher in das undurchdringliche Gesicht von Meister Pinke, doch gab er seinen Gedanken für jetzt keinen Ausdruck.

Erst als er nach lebhaften Dankesbezeugungen die bescheidene Tischlerwerkstatt verlassen hatte und wieder draußen im Hofe war, blieb er einen Augenblick unter der Trauerweide stehen, schaute zurück nach der Tür, die sich eben hinter ihm geschlossen hatte, und sagte halblaut: „Du ahnungsloser Engel du — dir traue ich keine zwei Schritte weit!“

* * *

Alessandro Mannoni — da war's. Der Name stand in großen goldenen Buchstaben auf dem einzigen Schaufenster. Der Laden war nur schmal — neben dem Fenster die schräg anschließende, schlanke Glastür — aber in elegantem Haus an eleganter Straße. Hinter dem Schaufenster ein Bliken und Blinken von Porzellan, Metall, poliertem Holz und leuchtenden Stoffen. Uhren, Tassen, Krüge, Schilde, Heiligenfiguren, Rassetten, Schmuck. Schäfer und Schäferinnen aus Meifen, die einander seit ihrem Entstehen ihre Liebe

gestanden; Faune von Capodimonte, die rund um eine Schale her einander im Hochrelief jagten; trojanische Krieger, die sich auf Majolikatellern von Faenza über die schöne Helena unterhielten. Als dunklerer Hintergrund weiter zurück im Laden hinter all den bunten Dingen die ruhigen Flächen dort aufgestellter Möbel.

Erichs Blicke hafteten auf diesen. War er dort unter ihnen, der gesuchte Schreibtisch des Großvaters? Anscheinend nicht. Ein Glasschrank mit hohen Beinen und grünen Vorhängen war da, neben ihm ein Sekretär mit Perlmuttereinlagen, ein Tisch mit einem Schachbrett aus gelben und braunen Quadraten und weiter zurück — Himmel, war das hübsch! Erich vergaß Großvater und Schreibtisch bei diesem Anblick. Eine Mädchenbüste ragte noch eben hinweg über ein altmodisches Bureau mit schräger Klappe. Sie stand im Profil, mit halbgeschlossenen Augen still vor sich hin schauend. Und wie fein dies Profil war! Wie rein und schön die Linie, die von der Stirn zur Nase, Mund und Kinn hinunterlief! Der Kopf anscheinend aus altersgelbem Marmor von sicherer Künstlerhand gearbeitet, kastanienbraun die Haare und Augen getönt, und auf den Lippen —

Aber was war denn das? Erich trat vor Schrecken einen Schritt von dem Fenster zurück, das ihm den Einblick in den von außen halbdunkel erscheinenden Laden gestattet hatte. Wie ein Zauber war es gewesen — die Mädchenbüste hatte sich bewegt! Und sie bewegte sich noch immer, wandte sich zu ihm herum, richtete die Augen auf ihn! Zu der Büste fügte sich ein zierlicher Körper, Hände wurden sichtbar, die ein Papier hielten und ihm erklärten, warum der feine Kopf so still vor sich hin geblickt hatte. Nicht Künstler-

hände hatten das reizende Bild modelliert, ein Größerer hatte in einer Anwendung von Kokotolaune dies wundervoll hübsche, wundervoll zierliche Persönchen geschaffen.

Im stillen dankte Markword Meister Pinke dafür, daß er den alten Schreibtisch gerade hierher an Herrn Mannoni verkauft hatte, in dessen Laden sich solche Belebungswunder vollzogen. Gab es einen besseren Vorwand für ihn, einzutreten und sich den Mädchenkopf ganz aus der Nähe zu beschauen?

Er öffnete die Glastür, die von selbst wieder hinter ihm zufiel, kam aber zunächst über eine höfliche Begrüßung nicht hinaus. Es war so viel angenehmer, schweigend anzuschauen, als mit nüchternen Reden einen seltenen Zauber zu stören.

„Womit kann ich dienen, mein Herr?“

Das Köpfchen konnte wahrhaftig auch sprechen! Mit etwas fremdartigem Tonfall freilich, wie sich's für solch ein kleines Wunderding ziemte, zugleich aber deutlich, bestimmt, geschäftsmäßig. Es war offenbar, die lebendig gewordene Büste mußte Verkäuferin bei Herrn Mannoni sein.

Erich sagte sich, daß er nach diesem vorläufig unsichtbaren Herrn fragen müsse, und er tat es, wenn auch mit geheimem Widerstreben. Er freute sich sehr, zu hören, daß der Ladenbesitzer ausgegangen sei und wohl erst in einer Stunde wiederkommen würde.

„Kann ich nicht ausrichten eine Bestellung? Darf ich nicht dem Herrn etwas zeigen von unseren Sachen?“

Zwei Fragen auf einmal, von der feinen, klaren Stimme mit ihrem fremden, melodischen Tonfall gestellt. Er hätte nur immer hören und nicht reden mögen; aber es ging nicht anders, er mußte nun sagen, was ihn hergeführt hatte.

So fing er an zu reden — ein wenig unsicher von seinem Großvater, von sich selber, von Meister Pinke und von dem Schreibtisch.

Die kleine Verkäuferin sah ihn an und lächelte ein wenig; mit ihrer Antwort hielt sie sich aber ganz in den Grenzen kühler Geschäftsmäßigkeit. Sie ging an ein Pult und schlug ein dort liegendes dickes Buch auf; ihre Blicke hüpfen förmlich über die Seiten hinweg, und in einem Augenblick — Erich mußte der Pinkeschen Weitläufigkeit gedenken — hatte sie das Gesuchte gefunden.

„Ja, es ist aufgeschrieben hier. Am 1. Juni Herr Mannoni hat gekauft ein Schreibtisch von Herrn Pinke.“

„Und ist er noch hier? — Ich meine den Schreibtisch.“

Sie lächelte wieder ihr kluges, kleines Lächeln über das Rotwerden, das Erichs Worte begleitete. Dann sagte sie mit einem verbindlichen, bedauernden Achselzucken: „Sehr leid ist es mir, aber das Schreibtisch sein schon verkauft.“

„Und an wen — an wen? Können Sie mir das nicht sagen?“

„Oh gewiß, ich denke. Das muß auch hier stehen in das Buch. Und ich muß es gleich gefunden haben. Einen Augenblick — ja, hier ist es geschrieben. Am 5. Juni — ein Schreibtisch verkauft an Frau Tina Bestelmeier aus Hamburg, hier wohnhaft in der Fürstenstraße 43. Ich weiß nicht, weshalb, aber sie hat gesagt ausdrücklich, daß ich schreiben soll hinzu: aus Hamburg.“

„Ich danke Ihnen — oh, das ist sehr freundlich von Ihnen, sehr liebenswürdig — wahrhaftig, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Ich bin Ihnen ungeheuer dankbar, mein Fräulein.“

„Bitte, bitte, ist geschehen sehr gern.“

„Da ist mein Zweck also erfüllt.“ Er zermarterte sein Gehirn, wie er es anfangen könne, noch zu bleiben und mit seinen Blicken immer wieder das feine Profil der lebendig gewordenen Büste nachzuzeichnen, aber es fiel ihm nichts ein als eine einzige Frage. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein — sind Sie auch aus Italien? Das heißt, ich selber bin es ja nicht, aber der Herr — Herr Mannoni, der muß es doch sein?“

„Ja, gewiß. Er sein aus Firenze. Und ich bin geboren in Bologna.“

„Ah, in Bologna.“

„Kennen Sie diese Stadt?“

„Nein — leider. Ich war nur einmal flüchtig in Italien. Auf der Hinreise — nach Afrika nämlich. Gestern erst bin ich aus Afrika zurückgekommen.“

„Afrika? Das ist weit.“

„Ja, sehr weit.“

Sie verstummten und sahen einander an. Etwas von südlicher Sonne schien in beider Augen aufzuleuchten.

Atemlos und rot sagte Martword endlich: „Aber jetzt muß ich gehen.“

„Wenn der Herr weiter nicht haben einen Wunsch.“

„Nein, danke — danke sehr. Also“ — er holte tief Atem — „also adieu!“

„Ich empfehle mich dem Herrn. Und wenn der Herr einmal etwas nötig haben sollten von Antiquitäten —“

„Gewiß — ja, gewiß. Wenn ich etwas nötig haben sollte, dann komme ich wieder — sicher, sicher. Adieu!“

Sie antwortete nur noch mit einer kleinen, zierlichen Verbeugung — die Kokoschäfer und Schäferinnen im Fenster hätten sich nicht anders verbeugen

können beim Tanz — und begleitete Markword bis an die Tür, die sie öffnete.

Mit einem gestammelten „O danke, danke!“ war er draußen.

Es kam ihm vor, als wenn die Welt sich in den wenigen Minuten verwandelt hätte. Als wenn die wirkliche Sonne nicht hier draußen schiene, sondern drinnen im Laden. Dort in den beiden schwarzbraunen, zugleich so hellen Augen, die noch eben so freundlich auf ihn geschaut hatten. Welch ein reizendes, anmutiges Wesen war diese kleine Verkäuferin! Zehnfach anmutig für ihn, der ein paar Jahre lang nichts von Weiblichkeit hatte sehen können als dicke, häßliche Negerinnen, die sich die Haare mit Öl einschmierten und schon von weitem zu riechen waren. Ach, hier war ja der süße Duft einer frischen, eben erschlossenen Menschenblume! Hier war Lieblichkeit, hier war durch alte Kultur geadelte Jugend, hier war —

Gedanken und Bilder fehlten ihm, um auszudrücken, was er so plötzlich empfand. Er ärgerte sich nur ganz fürchterlich, daß er ihr nicht mindestens den Glaschrank mit den hohen Beinen abgekauft hatte. Das hätte doch vielleicht einen guten Eindruck auf sie gemacht.

Sein eigentlicher Zweck, der ihn den Laden hatte betreten lassen, war für kurze Zeit völlig vergessen. Erst auf einem klugen Umweg fand er wieder Eingang in seine Seele. Mit Hilfe des gesuchten Schreibtisches allein war Erich in die Nähe des vor ihm aufgelebten kleinen Wunderdinges gekommen, vielleicht gab der Schreibtisch ihm auch Anlaß, wieder dorthin zurückzukehren. Das alte Möbel stieg jedenfalls ungeheuer im Wert. Erich nahm sogleich eine beschleunigte Gangart an, stieß mit entgegkommenden Eiligen unsanft aneinander, und als er trotzdem noch nicht rasch genug

vorwärts kam, rief er einen Wagen heran, um nach der Fürstenstraße 43 zu fahren.

Daß er in all dem neuen Wirrwarr seiner Seele die Wohnung von Frau Tina Bestelmeier aus Hamburg behalten hatte, nahm ihn selbst wunder, doch sagte er sich gleich darauf reuevoll, daß es ja so frevelhaft wie unmöglich wäre, wenn er auch nur ein Wort von den Lippen der entzündenden Verkäuferin vergessen hätte. Deshalb war es ihm aber doch erstaunlich, daß Frau Bestelmeier auch einen Mann hatte. Der Name des Herrn Ferdinand Bestelmeier war neben der elektrischen Glocke an der Tür verzeichnet, vor der Erichs Wagen diesen abgesetzt hatte. Die Gittertür führte zu einem schmalen Vorgarten mit prächtig blühenden hochstämmigen Rosen, und hinter dem frischen Rot und Grün schimmerte die weiße Wand einer kleinen zweistöckigen Villa hell im Sonnenlicht.

Ein sauberes Hausmädchen in schwarzem Kleid und mit einer weißen Hamburgermütze auf dem Kopfe kam heraus, ihm zu öffnen, lud ihn ein, in den Flur einzutreten, und sagte, daß Herr Bestelmeier sowohl wie Frau Bestelmeier noch zu Hause seien.

„Es geht erst auf halb ölf,“ sagte sie mit einem freundlichen Blick auf Erichs frisches Gesicht in unverfälschtem Hamburger Dialekt. „Um ölf, da fahren se aus, da kömmt allemal der Wagen. Das sind se, was die Herrschaften sind, von Hamburg her so gewöhnt.“

Markword blieb allein auf dem Hausflur zurück, als das Mädchen mit seiner Karte gegangen war, um ihn anzumelden, und betrachtete voll Erstaunen die phantastische Dekoration dieses Raumes. Ein Paar große präparierte Palmbäume standen in hölzernen Kübeln rechts und links vom Eingang. Die Stahlrüstung

eines mittelalterlichen Ritters war in einer der Ecken aufgestellt, aus der anderen ihr gegenüber drohte das Rohr einer kleinen, verrosteten Kanone hervor. Alte Majolikateller, englische farbige Kupferstiche hingen an den Wänden, ein Bronzebuddha mit einem Auge aus Bergkristall auf der Stirn saß in ruhevoller Westbetrachtung neben der Treppe. Und als Erich diese dann auf Einladung des weißmützigen Mädchens hinaufstieg, fand er das ganze Haus in ähnlicher Weise mit Altertümern und Merkwürdigkeiten vollgepfropft.

In einem Zimmer des oberen Geschosses kamen Herr und Frau Bestelmeier ihm bis an die Tür entgegen. Es waren ein Paar alte, rosige, weißhaarige, wohlgenährt, wohlgepflegt und wohlgebadet aussehende Leute, zwischen denen ein friedlicher und behaglicher Wettstreit zu herrschen schien, wer von ihnen am meisten reden könne. Das erste Wort aber hatte jetzt Frau Bestelmeier.

„Sie heißen Markword? Gott, das is aber komisch! Oder sind Se vielleicht auch aus Hambuch? Wir haben da nämlich auch 'ne Hambucher Familie Markword —“

„Sehr feine Leute, kann ich Ihnen sagen,“ fuhr Herr Bestelmeier fort an Stelle seiner Frau. „Der Mann war Senator. Wir sind 'r nämlich noch so 'n büschen mit verwandt. Meiner Frau ihre Großmutter war 'ne geberne Glomann —“

„Ferdinand, du verwechselst das immer. Das war ja meine Urgroßmutter von väterlicher Seite. Und der ihr Vetter, der hat in erster Ehe 'ne Markword zur Frau gehabt. — Bitte, wollen Se sich nich sehen, Herr Markword?“

Erich gehorchte der freundlichen Einladung und sah sich nun von beiden Seiten her durch das redselige Paar ziemlich nahe belagert.

„Nein,“ sagte er, „ich habe leider von Verwandten in Hamburg nie gehört. Aber ich kann mich noch einmal erkundigen.“

„Ja, bitte, tun Sie das doch. Es ist nämlich wirklich 'ne sehr feine Familie. — Womit können wir Ihnen denn dienen, Herr Markword?“

„Es handelt sich um einen Schreibtisch, der aus dem Nachlaß meines kürzlich verstorbenen Großvaters stammt, und den Sie, gnädige Frau, wie mir mitgeteilt worden ist, gekauft haben.“

„O Gott, er is doch nich gestohlen? Das wäre ja schrecklich! Mein Mann hat nämlich vor acht Tagen Geburtstag gehabt, und weil er sich so 'n ganzes Biedermeierzimmer eingerichtet hat, wie das doch heute so Mode is, und weil 'r nur noch 'n Schreibtisch drin fehlte, da hab' ich 'm den Schreibtisch gekauft.“

Erich gab die tröstliche Versicherung, daß der Tisch keineswegs gestohlen worden sei, wollte auch noch auseinandersetzen, weshalb er auf ihn fahnde; Herr Bestelmeier aber ließ ihn nicht weiter zu Worte kommen.

„Ja, den Tisch hat meine gute Frau mir geschenkt. Sie macht mir gern mal so 'n lüttjes Vergnügen. Und auf Altertümer, da laufen wir beide ganz mächtig auf. Sie werden das wohl selber bemerken, Herr Markword, wenn Se sich 'n büschen umsehen hier im Hause. Deswegen reisen wir auch so gerne, weil man da noch so schöne, seltene Sachen zu kaufen kriegt. So gemütlich und fein is das freilich nirgends als wie in Hambuch —“

Jetzt konnte Frau Bestelmeier es wieder nicht mehr aushalten; sie schnitt ihrem Gatten den Redefaden glatt ab und spann ihn weiter. „Sie wundern sich gewiß, Herr Markword, weil wir jetzt hier wohnen und nich in Hambuch. Aber es is auch man bloß zeit-

weilig. Es kommt nämlich von wegen einem Testament. Ein Vetter von mir, der von Charakter gar kein richtiger Hambucher war, hat seine schöne Vaterstadt verlassen und hat sich hier diese Villa gebaut. Na, se is ja auch ganz nüdlich, aber se steht doch nich in Hambuch. Und weil wir uns immer so mit ihm gestritten und Hambuch verteidigt haben, da hat er uns noch im Tode 'n Poffen gespielt — er war so 'n büschen tomisch — und hat uns diese Villa hier vermacht.“

„Tina, du vergißt wieder mal die Hauptsache,“ fiel Herr Bestelmeier ihr ins Wort. „Er hat nämlich 'ne Bedingung an diese Hinterlassenschaft geknüpft, weil er uns ärgern wollte. Verkaufen dürfen wir die Villa nich und müssen in jedem Jahre mindestens vier Monate drin wohnen. Wir sitzen die Zeit hier ab und haben es uns hier ja so weit auch ganz fein gemacht, aber dann gehen wir doch immer wieder nach Hambuch. Da haben wir nämlich auch 'ne Villa — in Blankenese. Die hab' ich aber nich etwa auch geerbt, die hab' ich mir selber bauen lassen von meinem eigenen, selbstverdienten Gelde. Und es gehört was dazu, Herr Markword, bis man so weit kömmt, wenn man mit gar nichts angefangen hat, wie das bei mir der Fall war. Denn ich bin, was man in Hambuch —“

„Ferdinand, is es nötig, daß du das immer allen Leuten auf die Nase bindest?“

„Ja, Tina, das is nötig, denn ich bin stolz darauf. Erben kann jeder, aber sich was verdienen, das kann nich jeder. Und die Altertümer, die fressen Geld, Herr Markword. Aber se machen auch 'n banniges Vergnügen. Und im Herbst, so im September, da wollen wir wieder nach Griechenland, und da kauf' ich mir denn —“

„In Griechenland waren wir nämlich schon vor

zwei Jahren, Herr Martword," fiel Frau Bestelmeier ein, „und es war da so weit auch ganz fein. Aber die Milch und die Butter, die sind in Hambuch doch ganz anders. Und auch sonst, wenn man so reist, man erlebt dabei auch manche komische Sachen. So waren wir natürlich auch in Marathon, wo doch so 'ne berühmte Schlacht gewesen is. Und es war alles auch ganz interessant und schön. Aber denken Sie sich, Herr Martword, auf dem ganzen Schlachtfelde war auch nich 'n einziges Kreuz! Das is doch schrecklich!“

„Ja, meine liebe Frau hat ganz recht. Mir is es ganz ähnlich gegangen vorigen Herbst in Spanien. In früheren Jahren, da hab' ich nämlich ganz nüdlich gesungen. Und da gibt es so 'n Lied — ich weiß nich, ob Sie es kennen, Herr Martword — dadrin heißt es:

Am Manzanares spült Linnen

Das Mädchen und trocknet's im Winde.

Und wie ich nu hinkomme an den Manzanares, da denk' ich mir, ich muß da ein ganzes Duzend von kleinen nüdlichen Mädchen finden, die da waschen, und es muß ganz weiß sein von Wäsche, die im Winde flattert. Aber was denken Sie woll, Herr Martword? Im Manzanares waschen? Gar kein Gedanke an. Is ja gar kein Wasser in.“

Erich erkannte, daß er einen energischen Angriff unternehmen mußte, wenn er zu seinem Schreibtisch gelangen und nicht vorher noch mit Herrn und Frau Bestelmeier eine Reise um die Welt machen wollte. So stand er auf und sagte: „Die Herrschaften müssen mich entschuldigen, aber ich bin ein wenig eilig. Würden Sie mir freundlichst gestatten, den von meinem Großvater stammenden Schreibtisch für ein paar Minuten in Augenschein zu nehmen? In dem Tisch befindet sich

nämlich ein geheimes Fach, und ich habe Grund für die Vermutung, daß in ihm ein Testament meines Großvaters verborgen ist.“

„Geheimes Fach? O Gott, wie interessant!“ rief Frau Bestelmeier.

Ihr Gatte fügte hinzu: „So 'n Testament, das is 'ne wichtige Sache. Natürlich gehört es Ihnen, Herr Markword, wenn wir auch den Schreibtisch gekauft haben. Was sollten wir auch woll mit machen? Kommen Sie mal eben, wir wollen gleich mal nachsehen.“

Er war plötzlich ganz Eifer und Beweglichkeit, ebenso seine Frau. Sie geleiteten Erich durch einen Salon, in dem das Rorkmodell von einer mittelalterlichen Stadt auf einem großen Tisch unter einem von der Decke herabhängenden Lichterweibl stand, in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Hier war alles im Biedermeisterstil, von den buntgeblühten Tapeten und Möbelzügen, den schmalen weißen Vorhängen an den Fenstern, den vergoldeten Porzellanvasen bis zu den hochbeinigen Stühlen und dem steiflehnigen Sofa, das mit seiner stilvollen Unbequemlichkeit für Herrn Bestelmeiers Mittagruhe das Ärgste befürchten ließ. In dieser Umgebung schien der nun erworbene Schreibtisch bereits völlig zu Hause zu sein; er stand in friedfertigm Behagen am Fenster und ließ die verschiedenfarbigen, frisch aufpolierten Flächen seines Holzes vergnügt im Lichte blinken.

„Da ist er — wahrhaftig, er ist es!“

Erich eilte zu dem Schreibtisch hin, als wenn er einen alten guten Freund begrüßte, und preßte die Hände wie zur Umarmung an das blanke Holz.

„Darf ich ihn ein wenig vorschieben? Erlauben Sie's? Ich muß von hinten herankommen, um auf

die Feder des Faches drücken zu können. Dann öffnet sich dort eine kleine Tür.“

„Aber natürlich, Herr Markword, warum denn nicht? Warten Sie man bloß noch 'n lüttjen Moment, bis ich die beiden Figuren da heruntergenommen habe. Sagen Se mal — sind se nich nüdlich? Und 'n banniges Geld haben se auch gekostet. Wissen Se, wo ich die gekauft habe? Bei Sizeh in Agypten, am Fuße von der Großen Pyramide. Meine Frau mußte natürlich 'rauf und hat sich von so 'n kräftigen Beduinen schubsen lassen von einer Stufe zur anderen. Ich bin aber nich fürs Schubsen und bin unten geblieben und habe mir den lüttjen Osiris un die lüttje Isis da gekauft. Sind se nich süß? Der Verkäufer hat mir versichert, sie wären dreitausend Jahre alt, und er hätte se selber ausgegraben mit seinen eigenen Händen.“

„Wer könnte an der Aussage solch eines ägyptischen Biedermannes zweifeln,“ antwortete Markword und sah voll Ungeduld auf Herrn Bestelmeier, der seine Götterbilder vom Nil auf dem buntgeblühten Biedermeyersofa bettete wie ein paar kranke Rinder. Sie waren das einzige, was nicht in den Raum paßte, doch waren sie dem Besitzer offenbar so lieb, daß er sie stets auf dem Schreibtisch vor sich haben mußte. Jetzt war er fertig und kam zurück, um beim Vorschieben des Tisches behilflich zu sein. Erich packte mit an, und in wenigen Augenblicken war ein Raum auf des Tisches Rückseite frei geworden, breit genug, daß man sich dort ungehindert bewegen konnte. Sofort war Markword an Ort und Stelle, bückte sich nieder, drückte mit seinem Zeigefinger auf das Holz. Erwartungsvoll ruhte sein Blick auf dem alten Tische, doch zeigte sich Enttäuschung in seinen Augen. Er

schüttelte den Kopf, drückte noch einmal — zweimal, dreimal, kniete nieder, suchte mit Händen und Augen und begann aufgeregter vor sich hin zu murmeln.

„Das ist ja sonderbar — die Klappe will nicht aufgehen! Die Feder muß lahm geworden sein — durch den Transport vielleicht. Ich habe die richtige Stelle — sehen Sie nur selbst, Herr Bestelmeier! Bitte, drücken Sie jetzt auch einmal!“

Herr Bestelmeier gehorchte mit regem Eifer. Hinten am Tische befand sich eine braune, runde Stelle wie von einem Ast im Holz, und sie war es, auf die nun auch der Gerufene nach Erichs Beispiel zu drücken begann. Er wechselte dabei mit seinem Zeigefinger und Daumen, trat von rechts nach links, beugte sich, hob sich und geriet immer mehr in leidenschaftlichen Eifer, so daß er zuletzt eine Art von Indianertanz hinter dem Großvaterschreibtisch aufzuführen schien.

Dabei kam er auch ins Monologisieren, genau wie Markword, und rief aufgeregter: „Es geht nich — es will nich! Sehen Se man bloß, wie ich drücke — meine Finger sind ganz kräftig, aber es bewegt sich nichts — gar nichts! — Die Feder muß bannig eingeroftet sein, Herr Markword.“

Erich lag ausgestreckt unter dem Tisch auf dem Rücken, um den Effekt von Herrn Bestelmeiers Kraftproben zu beobachten und nach dem verborgenen Mechanismus zu spähen, von dem sich keine Spur und keine Wirkung zeigen wollte.

Die beiden Männer hatten durch die ungewohnte Beschäftigung und Lage schon ganz rote Köpfe bekommen, als Frau Bestelmeier ein erlösendes Wort sprach: „Sagen Se mal bloß, Herr Markword, sind Se denn auch sicher, daß dies wirklich der richtige Tisch is?“

Erich fuhr so heftig in die Höhe, daß er mit seinem Kopfe krachend gegen das Holz anstieß, doch auch das machte keinen Eindruck auf den versteckten Mechanismus. Der Tisch verriet nichts von seinen Geheimnissen, wenn er solche besaß.

„Nein, es kann kein Irrtum sein. Ich kenne ja doch den Schreibtisch meines Großvaters. Auch die braune Stelle da hinten, wo man drücken muß, ist vorhanden. Und hier an dem schwarzen Hornschloß war die oberste von den Ecken schon immer abgebrochen wie jetzt. Eins nur könnte mich irremachen. Wenn ich ganz genau hinsehe, kommt es mir vor, als wenn die rechte Seite — hier von der mittelsten Schublade an — ein wenig dunkler wäre als der übrige Tisch. Das ist mir früher niemals aufgefallen.“

Frau Bestelmeier nickte mit Lebhaftigkeit. „Ja-wohl, die Seite hier ist wirklich 'n hüschken dunkler. Sehen Se woll, Herr Markword, ich glaube sicher, das is nich der richtige Tisch. Er is ihm man bloß ähnlich.“

„Wie sollte das aber nur möglich sein? Ich habe —“

„Herr Markword, ich sage Ihnen man bloß, was meine Frau is, das is 'ne kluge Frau. Die war noch niemals auf'm Holzwege, solange wir schon verheiratet sind. Und ehe wir uns hier weiter die Finger zerdrücken und die Köpfe zerstoßen, da täten Se besser, erst noch mal in das Geschäft von dem Herrn Mannoni zu gehen und anzufragen, ob er nicht vielleicht ein paar ganz ähnliche Schreibtische gehabt hat.“

In Herrn Mannonis Geschäft! Über Markwords Gesicht glitt ein glückliches Lächeln. Welch ein gescheiter Mann der Herr Bestelmeier war, ihm zu diesem Gange zu raten! In Erichs Geist bevölkerte sich der bewußte Laden mit einem ganzen Duzend von Schreib-

tischen, einander ähnlich wie ein Ei dem anderen, und mitten unter ihnen stand sie, die zierliche Verkäuferin, ergriff ihn an der Hand — warum sollte sie das nicht einmal tun? — und geleitete den Suchenden vor den richtigen Tisch.

Er untersuchte den Tisch nicht mehr, fragte und überlegte nicht mehr, empfahl sich bei Herrn und Frau Bestelmeier mit einer Eilfertigkeit, als wenn er ein von ihnen überraschter Einbrecher gewesen wäre, und stürmte vorüber an den Waffen, Götzenbildern und Majoliken des Hausherrn wieder in den Sonnenschein des fröhlichen, mit unzähligen Vogelstimmen jubelnden Sommertages hinein.

* * *

Erich sah sich vergeblich nach einem Wagen um; in der stillen Villenstraße war keiner zu erblicken. So begann er einen eilfertigen Marsch in die laute städtische Steinwelt wieder hinein. Der vielfache Lärm des Lebens umklang ihn von allen Seiten, ihm aber floß er in einen harmonischen, brausenden Freudenruf zusammen: „Zu ihr, zu ihr!“

Ja, wenn er auch selbst über sich staunte, so weit war er bereits. Er dachte nur noch an das kleine, zierliche, reizende, liebliche, pikante Geschöpf — ihm fiel kein weiteres Adjektiv mehr ein, er hätte die liebe Verkäuferin sonst sicher auch damit noch geschmückt. Ach, er war ja so glücklich, wieder in einem Lande zu sein, wo solch ein Wesen ihm begegnen konnte!

Mit laut klopfendem Herzen, atemlos vor Sehnsucht, Erwartung und Scheu zugleich, trat Erich an das glücklich erreichte Ladenfenster, hinter dem sich an diesem selben Tage das freundlichste Wunder für ihn vollzogen hatte. Die toten Schätze des Ladens

waren alle noch am Platz und leuchteten auf die Straße hinaus, aber das, was diesen Dingen erst Leben und Wert in seinen Augen verlieh, war verschwunden. Als er lange Zeit so stand und seine Blicke hineinbohrte in die Tiefen des Ladens, kam eine Männergestalt langsam von dort herangeschleudert, warf einen halb einladenden, halb forschenden Blick auf den hartnäckigen Beschauer und ging dann wieder zurück zu den behüteten Schätzen. Herr Mannoni — sicher, das war er! Und Erich hatte gleich ein Beiwort für ihn, das Menschenkenntnis und Arger zusammen geprägt hatten. „Du diebgefressenes Raubtier!“ murmelten seine Lippen. Das Wort war nicht höflich, aber es traf. Der Italiener mit seinen langsamen, schleichenden Bewegungen hatte wirklich Ähnlichkeit mit einem wohlgenährten, aber doch beständig auf Beute lauernnden Panther, und sein wohlfrisiertes Haar erinnerte stark an das glattgeleckte Fell solch einer tückischen Bestie.

Sineingehen zu ihm und fragen? Gott bewahre! Und wenn er in der nächsten Stunde noch zehn Doppelgänger des merkwürdigen Schreibtisches verkaufte, das kam alles nicht in Betracht gegenüber der Möglichkeit, in glücklicher, hoffentlich naher Stunde wieder ein paar Minuten mit jener lebendig gewordenen Mädchenbüste plaudern zu können. Mochte geschehen, was wollte — Markword beschloß, nicht eher wieder einen Fuß in den Laden zu setzen, bis ihm die Bologneseraugen aufs neue von dort entgegenleuchteten.

Er ging nach Hause, tat aber dem vom alten Christian mit Aufbietung achtungswerter Kochkünste hergerichteten Mittagessen wenig Ehre an. Gleich nach Tisch war er wieder unterwegs nach dem Antiquitätengeschäft, aber nur, um erneuter Enttäuschung zu be-

gegenen. Auch jetzt war das bidgefressene Raubtier das einzige Lebende, das er im Laden erspähte, und als er nach einer halben Stunde wiederum vorbeiging, hatte sich noch kein erwünschter Tausch vollzogen. Vielleicht war die kleine Verkäuferin beurlaubt, vielleicht war sie krank, vielleicht war sie auch nach Bologna gefahren! Erich mußte mitten auf der Straße stehen bleiben — der Atem ging ihm aus bei diesem Gedanken. Wenn er sie niemals wiedersah! Wenn er sie nur gefunden haben sollte, um sie gleich wieder zu verlieren! Du lieber Gott, gab es in ganz Deutschland einen zweiten jungen Mann, der so tief unglücklich, so von Zweifeln zerrissen war wie Erich Markword in dieser Stunde? Unglücklich und allein — welche traurige Verbindung von zwei gleich traurigen Worten!

Er mochte in dieser Gemütsverfassung nicht nach Hause gehen, aber zugleich war ihm der Straßenlärm unerträglich. Nur hinaus ins Freie, hinaus in den Frieden der stillen, mitleidigen, tröstenden grünen Bäume! Dort hinten winkten sie schon, dort endeten die Häuser, dort waren Einsamkeit und Stille.

Der Stadtpark hatte sich vor Erich aufgetan, ein alter Vertrauter aus den Tagen der Jugend. Alle Fragen und Wünsche der unklar verlangenden Seele waren von ihm hierher getragen worden unter die hohen Stämme, wo das weiche, grünverschleierte Licht sich so sanft beruhigend über Schmerzen und Freuden breitete. Hier wohnten Erinnerungen, Hoffnungen, sehnsuchtsvolle Gedanken. Hier war ein Freund neben ihm einhergegangen, der nun schon im Grabe lag, hier war das kleine Mädchen ihm begegnet, aus dessen Augen zum ersten Male ein elektrischer Funke in sein Herz geflogen war. Mimi hatte das Mädchen geheißt — wie prosaisch und häßlich ihm der Name jetzt vor-

kam! Er wußte noch nicht einmal, wie seine Bologneserin hieß, aber sicher war ihr Name so reizend wie sie selbst, und wenn er ihr diesen lieblichen Namen erst einmal ins Ohr flüstern durfte, dann mußte der Klang allein schon ihr sagen, daß er sie liebte.

Zuerst waren die Wege um Erich her noch belebt gewesen, jetzt wurden sie nach und nach einsamer, je tiefer sein Fuß ihn hineintrug in den großen, mehr und mehr waldähnlich werdenden Park. Ein hohes Tannendickicht nahm ihn jetzt auf — er mußte daran denken, wie klein diese Bäume gewesen waren, als er selbst noch ein Knabe war, und ein süßer Harzduft stieg als Opfer für die Sonnengottheit in der Höhe still empor. Der Fuß ging lautlos hin über die braunen gefallenen Nadeln gewesener Jahre; zu beiden Seiten hatten die tief hinunter begrüneten Bäume die Zweige zu dichten Wänden ineinandergeflochten, und nur zuweilen tat sich eine gewaltsam hineingeschnittene Nische auf, in der eine Ruhebänk stand. Hier war die Wohnstätte junger Liebe. Hier saßen glücklich vereinigte Paare dicht aneinander geschmiegt im durchdufteten Schatten. Hier klang ein geflüstertes Geplauder auf heißen Atemwellen aus dem Grün hervor. Der Weg war leer, aber die Bänke waren fast alle besetzt von glücklich Vereinigten. Wenn er hier auch hätte sitzen dürfen, zusammen mit ihr! Wenn er nur wenigstens —

War der halblaute Ruf, der in die stille, warme, dufterfüllte Luft hineinklang, aus Erichs eigener Brust gekommen? War es ein unsichtbarer gütiger Genius, der ihm zurief und stehen zu bleiben befahl? Stehen bleiben und schauen, ungläubig zur Seite blicken und wieder schauen und immer noch nicht glauben können an ein zweites Wunder, das dieser gesegnete Sommertag ihm schenkte mit verschwenderischen Händen!

Es war ja nicht möglich, er mußte träumen mitten im wachen Licht: auf der Bank dort in grüner, schattiger Nische saß eine Mädchengestalt — so weit glaubte Martword seinen guten, gesunden Augen. Aber daß diese Gestalt auch den Kopf, die Augen, die Haare der kleinen Italienerin hatte, das mußte Täuschung seiner Sinne sein. Jetzt lächelte sie, ganz wenig, aber ungeheuer beredt. Und aus ihrem Lächeln klang es: „Warum soll ich nicht hier sitzen an solch schönem Tage? Zweifle nicht mehr und komm her, ich bin es wirklich.“

Martword gehorchte dem Lächeln, gehorchte der geheimen, lautlosen Stimme, trat auf das Mädchen zu, nahm seinen Hut vom Kopf und — schämte sich furchtbar vor sich selber, als er nun anstatt irgend eines klingenden, poetischen, jubelnden Grußes die prosaischen Worte sprach: „Ich weiß nicht, ob ich mich irre, mein Fräulein, aber ich meine, wir haben heute schon einmal miteinander gesprochen.“

Sie sah ihn an mit scheinbar prüfenden Blicken, etwas aber in ihren Augen sagte zugleich, daß eine Prüfung nicht mehr nötig sei. „Ja, vielleicht sein es möglich — Sie haben gefragt bei Herrn Mannoni nach ein Schreibtisch.“

„Ja, ja, gewiß. Oh, Sie erinnern sich meiner! Das ist ja herrlich!“

„Man muß haben gute Augen und gute Gedächtnis in mein Geschäft,“ gab sie zur Antwort, aber ihr Lächeln sagte wieder etwas anderes und etwas viel Freundlicheres als ihre Lippen.

„Gestatten Sie — darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen?“

„Ich nicht haben gepachtet diese Bank.“ Sie rückte zur Seite, machte Platz für ihn, und gleich darauf saß

er neben ihr in der grünen, schattigen Nische, ganz wie seine Hoffnungen sich's vor wenigen Augenblicken ausgemalt hatten. Er saß, atmete tief, suchte nach Worten.

Auch das Mädchen schwieg; sie schienen miteinander hinabzusinken in eine warme, wonnige Stille.

Als gebildeter junger Mann fühlte sich Markword aber verpflichtet, nicht gar zu lange zu schweigen, so schön und märchenhaft es auch war, ihre Nähe zu fühlen, ohne zu sprechen.

„Ich glaube,“ fing er an, „ich habe noch nicht einmal gesagt — im Laden vorhin — wie ich heiße. Aber ich habe von meinem Großvater gesprochen, dem der Schreibtisch gehörte. Und ich heiße zufällig genau wie er — Erich Markword. Ganz genau so. Das ist komisch — nicht wahr?“

„Oh, warum? Ich nicht kann finden, was daran ist komisch. Kinder werden doch oft genannt nach ihre Eltern und Großeltern. Bei mir ist das auch. Artemia heißt meine Mutter, und Artemia heißen auch ich.“

„Artemia! Das klingt wirklich großartig schön. Ganz feierlich. Man denkt an Artemis dabei, an die Göttin Diana.“

Ihr stilles Lächeln wurde zu einem leisen Lachen. „Ich nicht wissen, ob ich haben zu tun mit eine Göttin. Aber daß ich bin geheißten Artemia Garzia, das tun ich wissen.“

„Artemia Garzia! Das ist ein Name wie ein Gedicht. Viel schöner als Mimi.“

„Mimi?“

„Ja — ich meine nur so,“ sagte Markword und wurde sehr rot in Erinnerung an eine verächtliche Jugendeselei und über die Ungeschicklichkeit, von der

verflossenen Mimi gesprochen zu haben. Jetzt nur ganz rasch von anderen Dingen reden! Als ein Retter aus dieser Verlegenheit erschien der gesuchte Schreibtisch vor seiner Seele, und er sagte schnell: „Wollen Sie mir glauben, Fräulein Artemia, daß ich heute noch dreimal vor dem Laden des Herrn Mannoni war?“

„Wirklich? Aber warum nur vor ihm?“

„Weil ich — weil Sie nicht im Laden waren.“

„Aber dann war doch gewiß der Herr Mannoni da. Ich habe heute meinen freien Nachmittag — einmal in einer Woche läßt mich ausgehen der Herr Mannoni. Mein Vater, was ein Geschäftsfreund ist von ihm, hat für mich das abgemacht.“

„Ja, der Herr war im Laden. Aber ich wollte mit ihm nicht sprechen. Weil ich doch vorher nur mit Ihnen gesprochen hatte — wegen des Schreibtisches.“

„Haben Sie gefunden das Tisch?“

„Ach, Fräulein Artemia, das ist eine ganz merkwürdige Sache. Deshalb muß ich notwendig mit Ihnen reden. Ich habe bei Frau Bestelmeier einen Tisch gefunden, von dem ich schwören möchte, daß es der Schreibtisch meines Großvaters wäre. Trotzdem — ich glaube den Beweis zu haben, daß er es nicht ist.“

„Wirklich? Aber das ist merkwürdig!“

Warum wandte sie wohl den Kopf halb zur Seite, während sie sprach? Warum färbte sich ihr Gesicht mit verräterischem Rot? Warum spielte solch rasches Zucken um ihre Lippen?

„Jawohl, sehr merkwürdig!“ sagte Martword, und in seinen Worten erklang das geheime Mißtrauen, was ihn ärgerte. „Ihnen aber, Fräulein Garzia, würde ich dankbar sein, wenn Sie mir sagten, ob vielleicht

eine Verwechslung möglich ist, ob Herr Mannoni etwa in letzter Zeit einen zweiten, ganz ähnlichen Tisch besessen und verkauft hat.“

„Oh, warum sollte das nicht sein möglich?“ Sie sprach auffallend rasch und sah noch immer zur Seite. „Diese Biedermeiersachen sein Mode gegenwärtig. Und es hat früher schon gegeben Möbelfabriken, wenn auch nicht so große wie heute, die gemacht haben immer die gleichen.“

„Sie meinen — Sie halten es für möglich, daß mein Tisch, der Tisch meines Großvaters, einen Doppelgänger gehabt haben könnte bei Herrn Mannoni?“

Sie schaute mit ganz besonderer Aufmerksamkeit vor sich nieder und schob mit der Spitze ihres Fußes einen kleinen braunen Tannenzweig beiseite, der dort lag. „Ich nicht nur meinen das, ich es auch weiß. Es ist mir gefallen ein heute morgen, gleich wo Sie gegangen sind fort. Und ich auch nachgesehen habe schon ins Buch und habe gefunden eine Notiz wegen das andere Tisch, und wer es hat gekauft.“

„Wahrhaftig? Das ist ja zu nett von Ihnen, sich so für die Sache zu interessieren. Und erinnern Sie sich noch, wer den Tisch, der ja nun wirklich der echte, gesuchte sein muß, gekauft hat?“

„O ja, das ich nicht habe vergessen. Es ist ein Herr Medizinalrat Birkert gewesen, was es gekauft hat.“

„Birkert? Mein guter alter Onkel Birkert?“

„Sein er mit Ihnen verwandt?“

„Nein, eigentlich nicht, um die Wahrheit zu sagen. Aber weil er immer so gut gegen mich war und mir alle möglichen schönen Sachen schenkte, als ich noch klein war, da hab' ich ihn Onkel genannt, solange ich denken kann.“

Sie sah noch immer vor sich nieder, und es legte

sich wie ein leichter Schleier auf ihr hübsches Gesicht. „Ich nicht haben einen Onkel, nicht einen wirklichen und nicht einen anderen.“

„Aber Sie haben doch noch Eltern, einen Vater?“

„O ja, den ich haben, einen Vater ich haben. Aber keine Mutter. Die sein gestorben, es macht schon lange Zeit.“

Sie sprach scheinbar ganz ruhig, doch ein leiser doppelter Beiklang war in ihren Worten. Ein Ton von kühler Gleichgültigkeit gegen den lebenden Vater, von ungestilltem, stets wachem Schmerz um die tote Mutter.

Erich hörte das, mehr mit dem Herzen als mit dem Ohr. Und er fragte weiter: „Warum sind Sie fortgegangen aus Ihrer schönen Heimat? Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?“

„Oh, ich bin gegangen ganz gern. Und mein Vater hat gesagt, ich muß lernen Deutsch. Weil eine Menge Leute kommen bei ihm, wo das Deutsche sprechen, um zu kaufen von die Altertümer. Und weil mein Vater auch viel von seine Sachen verkauft an Herrn Mannoni, darum sagen die beiden, sie sind Freunde.“

Markword mußte lächeln über die naive Freundschaftsbegründung, aber das Mitgefühl für die kleine heimatlos in die Fremde Gestoßene war stärker als die augenblickliche Belustigung. Er sagte mit einigem Stoden und Absetzen: „Das ist — ich meine, das muß doch schwer sein für ein so junges und ein so — so hübsches Mädchen, ganz allein zu sein in einem fremden Lande. Wenn Sie noch Verwandte hier hätten oder dergleichen, aber Sie haben ja nicht einmal einen Onkel. Und weil Sie gar niemand haben von der Art, so will ich — darf ich Ihnen vielleicht einen Vorschlag machen?“

„Ein Vorschlag? Sie haben mich gemacht neugierig.“

„Sie dürfen mir aber nicht böse sein — es ist wirklich gut gemeint. Ich möchte so gern Ihr Freund, Ihr Beschützer sein.“

Sie wandte sich mit einer schnellen Bewegung der Überraschung zu ihm hin und sah ihm voll in die Augen. Zuerst mit scharfen und prüfenden, bald aber mit vertrauensvoll weicher werdenden Blicken, während sie zugleich den Zeigefinger leise bewegte mit italienischer Verneinung.

„Das Beschützen sein wohl nicht nötig. Wenn ein Mädchen sich nicht selber tun beschützen, kann es nicht helfen, was andere tun. Aber ein Freund haben, das wäre sehr schön. Und ich glaube, Sie sein wirklich ein gutes Mensch.“

„Wenn Sie das glauben, dann geben Sie mir Ihre Hand, schlagen Sie ein. Lassen Sie mich Ihren Freund werden.“

Sie gab ihm die Hand. Er nahm sie, faßte sie, hielt sie, fester und länger vielleicht, als nötig war.

Vorsichtig machte sie sich wieder von ihm los. Beide fanden keine Worte, stumm saßen sie nebeneinander. Mit gleichzeitiger, unwillkürlicher Bewegung aber schauten sie hinauf zu dem schönen, reinen Stück Himmel, das über ihnen schwebte, von grünen Lannenzweigen eingerahmt. Wie tief und blau und klar der Himmel sich wölbte, wie der Sommerduft immer mächtiger um sie her wogte gleich einer warmen Flut, wie das Licht immer weicher und farbiger wurde, je mehr der Tag sich neigte!

Nach einer Weile sagte Markword, ohne die Blicke vom Himmel droben zu lösen, ganz leise vor sich hin: „Es ist so schön hier, so schön!“

Und Artemia wiederholte gleich einem Echo:
„Ja, so schön!“

Dann schwiegen sie wieder; nur daß Erich nach einer Weile seine Hand auf die des Mädchens legte und sie dort ruhen ließ. Er fühlte, wie zu Anfang ihre Hand ein wenig zitterte, doch verlor sich das bald, und nur noch das eilende Blut bewegte sich in ihr, dessen Klopfen er empfand, als wenn er eins geworden wäre mit ihr, und als wenn sein Blut auch durch ihren Körper strömte.

So saßen sie stumm in dieser neuen, geheimnisvollen Vereinigung und sahen, wie der Abendsonnenschein an der Tannenwand gegenüber langsam hinanklomm, bis er zuletzt nach oben hin entchwand.

Eine kühle Dämmerung breitete sich um die beiden her.

Artemia fühlte sie gleich, stand auf und sagte:
„Nun ich muß gehen.“

„Jetzt schon — warum?“

„Weil es Abend will werden, und weil ich nicht ausgehen allein am Abend. Wissen Sie nicht mehr, was wir haben gesprochen von Mädchen, die sich selbst müssen beschützen?“

„Gewiß — gewiß. Darf ich Sie wirklich nicht begleiten?“

„Nein. Ich gehen allein.“

„Wann soll ich Sie denn wieder sehen?“

„Oh, Sie müssen mir doch Notiz geben, wie das geworden ist mit Ihr Tisch. Sie können immer kommen im Laden, und vor elf Uhr Herr Mannoni nicht ist anwesend.“

„Ich werde kommen — bestimmt. Aber vielleicht sind andere Leute dort, und wir können uns nicht in Ruhe besprechen. Haben Sie nicht wieder frei —

nächste Woche am gleichen Tag? Und kommen Sie nicht vielleicht wieder hierher?“

Sie nickte rasch. „Doch, ich sein frei — und ich kommen immer hierher. Gute Nacht!“

„Gute Nacht — gute Nacht!“

Noch ein Händedruck, ein lächelndes Anschauen, dann eilte sie davon.

Markword stand und sah die zierliche Gestalt in die Dämmerung hineintauchen. Plötzlich aber kam hastige Bewegung auch in seinen Körper, und er eilte fast laufend hinter der Entschwindenden her. Sobald sie wieder in Hörweite war, begann er zu rufen: „Fräulein Artemia, Fräulein Artemia!“

„Was ist es, was soll ich?“

„Ich wollte nur fragen: kommen Sie nächste Woche, auch wenn es regnet?“

Sie wandte sich noch einmal voll zu ihm hin, und ihre lachenden weißen Zähne bligten durch die Dämmerung, während sie rief: „Ich werde kommen, auch wenn es tut schneien!“

* * *

In einem süßen Taumel des Glückes kam Erich nach Hause; im gleichen süßen Taumel vergingen ihm Abend und Nacht. Er mochte nicht schlafen, er wollte nicht schlafen! Er hätte ja das liebliche Bild im Schlafen vergessen können, das unverrückbar vor seiner Seele stand. Wachend lag er still auf dem Bett und sah, wie der Mondschein langsam, lautlos durch sein Schlafzimmer wandelte, leuchtend und geheimnisvoll wie das neue, verborgene Glück, das ebenso leise durch seine Gedanken schritt.

Er wehrte sich lange Zeit gegen die gesunde, natürliche Müdigkeit seines jungen Körpers, und als er endlich

doch unterlag, da klangen in den ersten, undeutlichen Traum noch die hoffnungsreich frohen Worte hinein: „Ich werde kommen — auch wenn es tut schneien.“

Und sie hallten wider in seinem Ohr, als er zeitig am anderen Morgen den Schlaf abschüttelte. Wie lang aber kam ihm die Zeit schon vor, seitdem er Artemia gesehen hatte! Mit einem Saße sprang er aus dem Bett. Es war ihm eingefallen: wenn er sich beeilte, wenn er frühzeitig zum Onkel Birkert ging und bei dem alten Freunde seines Hauses nun den wirklichen echten Schreibtisch entdeckte, dann war ein Grund vorhanden, im Laufe des Morgens noch in Herrn Mannonis Laden zu gehen.

Es war Sonntag, und so war es möglich, daß er den alten Herrn zu Hause traf. Nur die Schwerkranken, denen gegenüber bei ihm die Sorgfalt niemals erlahmte, wurden am Sonntag besucht; andere mußten warten, bis der Montag da war.

Sich dessen erinnernd ging Erich eilenden Fußes gleich nach dem Frühstück durch den Morgen dahin, der einen gleich leuchtenden Sommertag wie den gestern erlebten versprach. Jetzt wehte noch nächtliche Frische durch die Straßen, und schillernde Taupropfen lagen auf den Gräsern und Blumen der Gärten, aber mit heißen Fingern strich die Sonne bereits über die Blüten. Und voll von Blüten war der Vorgarten der Villa, die Medizinalrat Birkert bewohnte. Hier dufteten Reseda und Heliotrop, hier hingen Efeu geranien mit weißen und roten Dolden aus grünen Kästen vor den Fenstern herab, hier stiegen die kraftvollen Zweige der Krimson-Rambler hoch an der Hauswand hinan und umwoben sie mit märchenhaftem Blütenneß.

Durch einen vom Innern des Hauses in Bewegung

gefezten Mechanismus öffnete sich die schwarze Gittertür auf Markwards Klingeln, doch als er die Stufen zu einem von romanischen Säulen getragenen Vorbau hinangestiegen war, stellte sich ihm in der Haustür eine breite Frauengestalt fest in den Weg. Es war kein einladendes Wesen, das diese Pforte hütete. Fünfzig Sommer waren mindestens über ihr Gesicht hingegangen, und jeder von ihnen hatte das Fettpolster auf ihren Wangen ein wenig erhöht. Gleich ein Paar aufgeblasenen, fleischfarbenen Gummibällen lagen sie rechts und links von der auffallend kleinen Nase, die so tief im Gesicht saß, daß die Nasenlöcher bergauf liefen und an einem stumpfen Pyramidengipfel endeten. Die Augen waren maulwurfsmäßig schmal, schauten aber durch die runden Gläser einer Hornbrille sehr energisch hervor, die Lippen waren aufgeworfen, ein von festem Willen zeugendes Rinn war halb in Fett versunken.

„Der Herr Medizinalrat ist heute nicht zu sprechen,“ sagte die breite Dame, noch bevor Erich eine Frage hatte tun können; auch ihre Stimme schien eingefettet zu sein.

„Ich weiß, daß der Herr Medizinalrat heute keine Sprechstunde hält, aber ich bin auch kein Kranker, der seine Hilfe sucht.“

„Einerlei. Herr Medizinalrat ist nicht zu Hause.“
„Wirklich oder nur nominell?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete sie mit einem niederschmetternden Blick durch ihre Brille und machte den Versuch, ihm die Tür vor der Nase zu schließen.

Er aber stemmte schnell seinen Fuß gegen das Holz und vereitelte so ihren Wunsch. Zugleich gab er seiner Stimme den süßesten Klang, den er in seiner Kehle fand, und sagte mit sanftem Schmeichelton:

„Aber Sie werden einem alten Freund vom Hause doch den Eintritt nicht verwehren. Kennen Sie mich wirklich nicht mehr, verehrte Frau Stegewenß?“

„Ich Sie?“ Sie schob die Brille rasch auf die Stirn hinauf und blickte Markword nun mit unbewaffneten Augen, aber darum nicht minder abweisend an. „Da müssen Sie schon die Güte haben, meinem Gedächtnis nachzuhelfen.“

„Das will ich mit Vergnügen tun. Aber ich bin wirklich sehr braun gebrannt unter einer heißeren Sonne und kann mich nicht wundern, wenn Sie mich nicht gleich erkennen. Darum bin ich aber doch der alte Erich Markword, der nach dreijähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückgekommen ist.“

Seine Worte hatten eine ganz unerwartete Wirkung. Frau Stegewenß ließ die Türklinke fahren, die sie noch immer gehalten hatte, und schlug mit einer Bewegung lebhaften Erschreckens die freigewordene Hand gegen die andere, wobei sie, ein paar Schritte zurückweichend, ein halblautes „Jesus — Maria!“ stammelte. Sie hätte sich einer Geistererscheinung gegenüber nicht viel anders betragen können.

Markword nützte rasch den unvermutet gewonnenen Vorteil, trat in den Hausflur und schloß die Tür hinter sich. Frau Stegewenß aber streckte die Hände jetzt abwehrend gegen ihn aus und murmelte verwirrt: „Nach dreijähriger Abwesenheit — in die Heimat zurück! Sie sind es — Sie sind es?“

„Ich bin es wirklich, daran ist kein Zweifel,“ gab Erich zur Antwort mit freundlichem Lachen.

Aber seine Heiterkeit weckte kein Echo. Die dicke Dame blieb sehr ernst und starrte noch immer mit ihren möglichst weit aufgerissenen Maulwurfsaugen in sein Gesicht. „Nicht so — nicht so, wie Sie meinen.

Sie haben eine Bedeutung für mich — eine besondere Bedeutung! — Sie sind mir vorhergesagt worden!“

„Ich Ihnen?“

„Jawohl — nicht mit Namen, aber sonst stimmt alles. Vorigen Montag hat mir die Kartenlegerin gesagt: ‚Einer wird kommen, der jahrelang entfernt gewesen ist, und er wird großen Einfluß auf Ihr Leben gewinnen.‘ Ich habe mir die ganze Woche den Kopf zerbrochen, wer das wohl sein könnte, und ich bin eben dabei gewesen und habe mir selber noch einmal die Karten gelegt, so gut ich es verstehe, um es herauszubringen, weil mir die letzte Nacht auch noch von Geld in einem Kochtopfe geträumt hat, was immer etwas Besonderes bedeutet. Sehen Sie hin, da liegen sie noch, die Karten.“

Sie stieß die Tür auf zu einem Zimmer links vom Flur, in das die Sonne freundlich hineinschien. Sie beleuchtete hell ein ausgebreitet auf einem Tisch am Fenster liegendes Kartenspiel, dessen Könige, Damen und Buben in dem warmen Licht zu lächeln schienen.

Auch Erich lächelte; mit einem Male waren ihm hundert Geschichten wieder lebendig geworden, die der gute Onkel Birkert ihm und seinem Großvater über die abergläubischen Streiche seiner Haustyrannin erzählt hatte. Und plötzlich flog ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er stand vor ihr als vermeintlicher, vorhergesagter Schicksalsbringer — war es nicht möglich, diese Rolle zum Besten des braven Medizinalrats weiterzuspielen? Es fiel ihm jetzt auch ein, was der alte Christian ganz vor kurzem von den Klagen des gepeinigten Arztes erzählt hatte, daß er gelobt habe, den Befreier von häuslicher Not aus Dankbarkeit in Gold zu fassen.

Das war es nun freilich nicht, was Erich lockte;

die abergläubische Tyrannin aber da zu treffen, wo sie verwundbar war, mit einem lustigen Streiche zugleich vielleicht ein gutes Werk zu vollführen, das machte ihm Vergnügen. Er war so glücklich in der seligen Erinnerung an den vergangenen Tag, der in seiner Seele nachklang wie eine unvergeßliche Melodie, daß er von einer wahren Sehnsucht erfüllt war, auch andere glücklich zu machen.

Und Onkel Birkert war einer von denen, die vor vielen anderen verdienten, glücklich zu sein, der selbst aber ohne das nötige Werkzeug zur Welt gekommen war, sein Glück zu schmieden.

Mit lächelndem Nachdenken hatte Martword ein paar Augenblicke auf das ausgebreitete Kartenspiel niedergeschaut; nun zwang er sein Gesicht in feierlich-ernste Falten und fragte: „Was haben Ihnen denn die Karten verkündet?“

„Sie scheinen Verständnis zu haben für die geheimen Kräfte der Natur. Der Medizinalrat spottet immer nur, wenn ich mir die Karten lege. Und ich weiß doch von Eingeweihten, daß mein Astralkörper mit anderen Astralkörpern in Verbindung steht, und daß er mir durch die Karten offenbart, was er von den anderen Wissenden erfährt.“

Erich überlegte bei sich im stillen, wie der Astralkörper der dicken Madam wohl aussehen möge, und schüttelte sich ein wenig bei dem Gedanken, bewahrte jedoch seinen feierlichen Ernst. „Sie haben ganz recht: auch ich gehöre zu den Eingeweihten. Seit ich in Afrika gewesen bin, weiß ich, was ein Kartenorakel zu bedeuten hat.“

„In Afrika? O Gott! Weiß man dort auch von diesen Dingen?“

„Hundertmal mehr als in Europa. Wie Sie die

Karten hier legen, davon verstehe ich ja nichts; dort aber hat mich ein alter Neger in seine Kunst im Kartenlegen eingeweiht. Er nannte sie das ‚Orakel des großen Häuptlings‘. Und —“

„Wie das klingt! Sie können mir's zeigen, wie man es macht?“

„Nein, das ist mir verboten. Ich selbst nur darf die Kunst üben.“

„Also das dürfen Sie! Ach, Herr Markword, möchten Sie mir nicht einmal die Karten auf afrikanische Manier legen? Ich wäre Ihnen ungeheuer dankbar dafür.“

Er schüttelte den Kopf mit nachdrücklicher Verneinung. „Nein, Frau Stegewenk, ich tue das niemals für einen anderen. Die Verantwortung ist mir zu groß. Dies Orakel aber ist untrüglich, ein Extrakt gewissermaßen aus allem Wissen aller Astralkörper im leeren Raume des Weltalls. Und wenn das Orakel nun etwas Unangenehmes, etwas Verhängnisvolles für Sie vorher sagte, dann trafe mich das Los, der Verkünder von etwas unabwendbar Bösem für Sie zu werden. Ich würde mir vorkommen wie ein Scharfrichter. Nein, das ist ausgeschlossen.“

„Aber, Herr Markword, ich bitte Sie doch darum. Ich trage ja selber die Verantwortung, wenn Sie es für mich tun —“

„Das hilft nichts. Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

Jetzt wurde Frau Stegewenk pathetisch. „Sie haben die Pflicht, meine Bitte zu erfüllen. Sie sind mir vorhergesagt worden, Sie sollen von großem Einfluß für mein Leben werden. Vielleicht sollen Sie mich vor einer Gefahr warnen, die mir droht, und Sie tragen die Schuld, wenn Sie sich weigern, mich vor schrecklichen Dingen zu beschützen.“

Erich tat sehr betroffen. „Mein Gott, ja — darin könnten Sie recht haben. Ich bin Ihnen vorhergesagt worden, Sie zu warnen, vielleicht — ja, Frau Stegewenz, ich will es tun.“

„Das ist schön von Ihnen. Kommen Sie, Herr Markword — ich mische die Karten.“

„Das muß ich selbst tun. Geben Sie her!“

Sie hatte die Karten zusammengeschoben, er nahm sie ihr aus der Hand. Seine Lippen murmelten unverständliche Worte, während er mischte. Dann schwieg er und starrte ein paar Sekunden lang stumm vor sich hin, setzte sich, legte die Handflächen an die Schläfen und starrte abermals, jetzt auf die blanke Fläche des Tisches. Nun erst nahm er die Karten, schwang sie ein paarmal in raschen Zickzacklinien durch die Luft und begann sie sodann zu legen. Zuerst in Kreuzesform. Und sobald sie so lagen, zog er ein Notizbuch hervor und schrieb eine Reihe von Zahlen, wie die Karten sie zeigten, hinein. Auf das Kreuz ließ er einen aus Karten gebildeten Ring folgen, auf den Ring ein Rad mit fünf Speichen. Er wiederholte bei jeder neuen Form die Notierung der Zahlen; dann begann er damit eine weitläufige Rechnung, die wohl fünf Minuten dauerte. Sein Gesicht wurde sehr finster, als er das Endresultat sah; mit unwilliger Bewegung schob er die Karten durcheinander, stand auf und murmelte vor sich hin: „Da haben wir's!“

„Ein Un — Unglück?“ stammelte Frau Stegewenz.

„Ich hatte recht, als ich mich weigerte, die Karten zu legen. — Sie werden von mir nicht erfahren, was ich darin gelesen habe.“

„Herr Markword, Herr Markword — muß ich — muß ich sterben?“

„Fragen Sie mich nicht, denn ich sage nichts weiter.“

„Aber das ist schändlich — schändlich von Ihnen! Haben Sie denn keine Ehre im Leibe, daß Sie mich vor Angst wollen sterben lassen?“

„Sie appellieren an meine Ehre. Gut, nun muß ich reden. Ja, Sie sind von einer großen Gefahr bedroht.“

„Ist es — ist es der Tod?“

„Jedenfalls etwas ihm sehr Ähnliches.“

„Und bald, sagen Sie, muß ich bald schon sterben?“

„Das hängt von Ihnen ab.“

„Wieso? Von mir?“

„Das einzig Tröstliche bei dem Orakel ist, daß dies Ihnen prophezeite Unheil nur bedingungsweise über Sie verhängt worden ist. Es kann Sie nur treffen, solange Sie hier in dieser Stadt, in diesem Hause wohnen. Wenn Sie sich entschließen könnten — aber Sie werden es nicht wollen —“

„Was denn, was denn?“

„Wenn Sie sich entschließen, dies Haus vor Ablauf der nächsten Woche zu verlassen und es niemals wieder zu betreten, dann — aber, wie gesagt, Sie werden es nicht wollen. Ich weiß ja, wie eng Sie mit dem Herrn Medizinalrat verwachsen sind, wie sehr Sie an ihm hängen —“

„Erlauben Sie einmal. Alles hat seine Grenzen. Ich habe mich geopfert für ihn seit fünfzehn Jahren, und er wird hilflos sein wie ein Kind, wenn ich ihn verlasse. Aber wo sich's um Leben oder Sterben für mich handelt — er wäre denn doch der undankbarste Mensch auf der Welt, wenn er nicht selber sagte: ‚Gehen Sie, machen Sie, daß Sie fortkommen!‘ — Nicht wahr?“

„Versuchen Sie es einmal, vielleicht sagt er es wirklich.“

Frau Stegewenk war zu sehr mit sich und ihres wohlbeleibten Daseins traurigen Ausichten beschäftigt, um zu bemerken, welch boshaft-lustiges Leuchten über Markwards Gesicht ging. Sie redete weiter, ohne seine Worte zu beachten. „Ich hab' es ja nicht nötig, noch länger zu dienen — o nein. Ich habe mir genug erspart, um in Frieden leben zu können. Seinetwegen allein bin ich immer noch geblieben, aber jetzt ist es aus mit meiner Aufopferung. Und Ihnen, Herr Markword, sage ich meinen ganz ergebensten Dank, weil Sie mich vor der großen Gefahr gewarnt haben.“

„Menschenpflicht, Frau Stegewenk, nur Menschenpflicht. — Aber Sie könnten mir zum Dank eine kleine Gefälligkeit erweisen. Hat nicht Herr Medizinalrat kürzlich einen Schreibtisch gekauft, der aus dem Nachlaß meines Großvaters her stammt?“

„Ganz recht. Und er hat sich damit entschuldigt, als ich ungehalten war, weil er wieder so viel Geld vertan hatte. Zum Andenken an seinen verstorbenen Freund hätte er den Tisch gekauft, hat er gesagt.“

„Möchten Sie mich den Tisch nicht einmal sehen lassen?“

„Aber gewiß, Herr Markword. Kommen Sie nur mit hinauf ins Arbeitszimmer vom Herrn Medizinalrat.“

Gleich beim Betreten des Arbeitszimmers im ersten Stockwerk fiel ihm der gesuchte Tisch ins Auge, der mitten im Zimmer in hellem Lichte frei dastand. Bevor er sich aber an eine genauere Untersuchung heranmachen konnte, tönte von unten das Geräusch einer geöffneten und wieder geschlossenen Tür vernehmlich herauf, und Frau Stegewenk rief: „Das ist er, da kommt der Herr Medizinalrat. Nun will ich es ihm aber auch gleich sagen, daß ich morgen dies Haus verlasse.“

Damit war sie schon draußen, und Markword blieb allein. Er lachte still, aber sehr vergnügt. Und er konnte sich's nicht versagen, an die Tür zu treten und ein wenig hinauszuhorchen, um zu erfahren, mit welchen Schreckens- oder Freuderufen der Medizinalrat die Nachricht vom Verlust seiner lieben Tyrannin begrüßte. Doch vernahm er nichts weiter als ein undeutliches Durcheinander von zwei gedämpften Stimmen, und er wollte sich schon wieder an die Besichtigung des Tisches machen, als der Medizinalrat eifertig eintrat, vorsichtig und sorgfältig die Tür hinter sich zumachte, noch einen Augenblick lauschend an ihr stehen blieb und dann mit ausgestreckten Händen auf Erich zukam. Er war ein hageres, kleines, zierliches Männchen mit grauem Haar und einem lang herabhängenden, grauen Schnurrbart in einem faltigen Gesichte, dessen Ausdruck voller Menschenfreundlichkeit und Güte war.

„Erich, Erich, alter Junge — du bist wieder hier! Aber du bist in ein leeres Haus gekommen, denn dein guter Großvater, mein lieber alter Freund —“

„Ja, Onkel, ich bin sehr traurig über seinen Tod!“

„Wie stattlich und kräftig du geworden bist! Er hätte sich so sehr darüber gefreut. Wir wollen oft miteinander von ihm sprechen. Du warst ihm ungeheuer ans Herz gewachsen, wenn er auch sein Gefühl nur wenig zeigte.“

„Ich hab' es auch so gewußt.“

„Ja, ja, gewiß — natürlich. Entschuldige mich aber, lieber Junge, wenn ich in diesem Augenblick noch von etwas anderem spreche. Ich bin so überrascht, so“ — er warf einen ängstlichen Blick nach der Tür und senkte die an sich schon schwache Stimme noch mehr —

„so glücklich, so befreit! — Sag einmal, das habe ich wohl dir zu danken, daß die Frau Stegewenß —“

„Ja, lieber Onkel. Ich habe versucht, ein gutes Werk an dir zu tun, indem ich sie bei ihrer schwachen Seite faßte. Bist du zufrieden?“

„Ob ich zufrieden bin! Geradezu selig kann ich dir sagen. Ich habe den Himmel ja jeden Morgen und jeden Abend angefleht, mich von ihr zu befreien. Du wirst vielleicht sagen, ich hätte mich freimachen können aus eigener Kraft, aber du kennst sie nicht, Erich! Und ich selber — energisch bin ich nun einmal nur am Krankenbett, im übrigen, wenn mir ein Frauenzimmer gegenübertritt, und solch ein dickes Frauenzimmer noch dazu, da hört es auf mit meiner Energie. Wenn sie sich nur nicht wieder anders besinnt!“

„Ich glaube, das ist kaum zu fürchten.“

„Hoffen wir das Beste. Wenn sie nur erst fort ist — ich weiß nämlich eine riesig nette, sympathische Dame, eine wirkliche Dame, die gern bereit wäre, meinem kleinen Haushalt vorzustehen. Wenn die Stegewenß nur erst fort ist! — Aber nun ist genug von mir und meinen Angelegenheiten gesprochen. Sie hat mir eben unten noch etwas von dir gesagt, vom Schreibtisch deines Großvaters —“

„Jawohl, Onkel, ich möchte gern einmal nachsehen, ob in dem Tische nicht ein Testament von ihm versteckt ist.“

„Du, das würde mich freuen. Ich war nämlich schon ganz ärgerlich auf meinen alten Freund, weil er scheinbar kein Testament gemacht hatte. Namentlich um des alten Christian willen. Ich kann es nämlich gar nicht leiden, wenn einer aus der Welt geht, ohne für seine treuen Diener gesorgt zu haben. Oh, ich habe der Stegewenß auch was vermacht, und ich will es

verdoppeln, wenn sie jetzt wirklich geht, aber dein Großvater und unser alter Christian — laß uns gleich einmal nachsehen. Die Schubladen waren freilich völlig leer —“

„Es handelt sich um ein geheimes Fach, Onkel. Komm, ich zeige dir die Stelle.“

Da der Tisch frei da stand, konnte Martword ohne Beschwerde gleich auf seine Rückseite gelangen. Birkert folgte dorthin und sah, wie der junge Mann auf einen braunen Fleck im Holze drückte, wie er das ein paarmal wiederholte, wie er ungeduldig wurde, niederkniete, mit beiden Händen abwechselnd arbeitete. Und er hörte nach einiger Zeit auch den zornigen Ausruf: „Das ist aber doch zum Teufelholen!“

„Was gibt es denn, lieber Junge?“

„Eine Hexerei gibt es, Onkel. Eine ganz vertrackte, verdrehte, verteufelte Sache. Sieh dir den Tisch an, Onkel, diesen Tisch hier. Und nun sage mir: ist es der Schreibtisch meines Großvaters oder ist er es nicht?“

„Aber zweifellos. Ich leiste darauf jeden Eid.“

„Und kämest in Gefahr, einen Meineid zu schwören. Ich sage dir: genau den gleichen Tisch wie diesen hier sah ich gestern bei Frau Bestelmeier aus Hamburg, und er war ebensowenig der echte Tisch meines Großvaters, wie dieser hier es ist!“

Der prüfende Blick des Arztes kam in Birkerts Augen. Er faßte scheinbar teilnehmend Erichs Hand, benützte vorsichtig die Gelegenheit, nach seinem Pulse zu fühlen, und fragte mit milder Stimme: „Du, Erich, ist dir auch ganz wohl?“

Martword mußte lachen, seinem Ärger zum Troß. „Ja, Onkel, ganz wohl. Verrückt bin ich noch nicht, obwohl man es über solch eine Sache vielleicht werden könnte.“

„Warum soll aber dieser Tisch nicht echt sein? Um ein Andenken an deinen guten Großvater zu besitzen, habe ich ihn gekauft und —“

„Und bist betrogen worden. Dieser Mannoni scheint mir ein Gauner erster Klasse zu sein. Bei dem echten Tische muß ein verborgener Mechanismus arbeiten, wenn man auf diese dunkle Stelle hier drückt. Aber so sehr ich auch drücke, hier bewegt sich nichts. Und bei Frau Bestelmeier war es ebenso.“

Bei der wiederholten Erwähnung dieser Dame bekam Birkert wieder sein ärztlich besorgtes Gesicht. Er sagte jedoch nur: „Laß mich es einmal probieren.“

„Probiere nur, Onkel — es ist alles umsonst. Wir haben zwei Doppelgänger vom Schreibtisch meines Großvaters, der echte Tisch aber scheint verschwunden.“

Auch Birkert mühte sich nun mit allerlei Verrentungen ab, den Mechanismus in Gang zu setzen, doch alles blieb ohne Wirkung.

„Es rührt sich wirklich nichts.“

„Nein, Onkel, es rührt sich nichts an dem Tisch. Aber ich will mich rühren, um Licht in die dunkle Geschichte zu bringen. Und Artemia muß mir dabei helfen.“

Zum dritten Male kam ängstliches Bedenken in Birkerts Gesicht. „Artemia — ist das auch Frau Bestelmeier?“

Markword lachte laut auf. Die von Birkert geweckte Vorstellung hatte all seinen Ärger verschluckt. „Nein, Onkel, Gott sei Dank nicht! Ich erzähle dir das alles ein andermal. Aber ich muß vor elf Uhr dort sein, sonst wird es zu spät. Auf Wiedersehen!“

Er eilte hinaus.

„Armer Kerl!“ sagte Birkert und sah ihm kopfschüttelnd nach.

Markword kam aber nicht aus dem Haus, ohne noch einmal aufgehalten zu werden. Unten im Flur stand Frau Stegewenß in ganzer Leibesstärke vor der geöffneten Tür und verhandelte mit einem ebenso dicken Herrn, der vergeblich an ihr vorbeizukommen suchte. Mit Erstaunen erkannte Markword seinen Onkel Nikolaus, dessen Diener mit dem Rollstuhl er unten an der Haustürtreppe stehen sah. Gleich aber blickte lustiges Verständnis in seinen Augen auf.

„Onkel Nikolaus — du hier? Solche Mühe machst du dir? Vermutlich wegen des bewußten Schriftstückes, dem auch ich nachjage. Ja, ich kann deine Teilnahme dafür begreifen. Wer weiß, was darin steht! Aber vorläufig ist alle Mühe verloren. Der echte Tisch ist verschwunden.“

Damit schob er sich mit freundlichem Gruß an den beiden dicken Gestalten vorüber ins Freie.

Während aber Onkel Nikolaus als abgefaßter Testamentsjäger in höchst ungemütlicher Verfassung zurückblieb und seinen Gefühlen lediglich durch ein unverständliches Brummen Ausdruck lieh, blieb Erich auf der Straße noch einmal stehen und sagte zurückblickend halblaut vor sich hin: „Wie schade! Wenn ich daran doch gedacht hätte! Mein Kartenorakel hätte dann der Frau Stegewenß befohlen, den Onkel Nikolaus zu heiraten. Die beiden hätten ein wundervolles Paar abgegeben. Wie schade — wie schade!“

* * *

Erich sah nach der Uhr. Sie wies auf ein Viertel über zehn, und gegenüber blickte bereits das helle Schaufenster des Antiquitätenladens. Gott sei Dank, Mannoni war um diese Stunde noch nicht zu fürchten! Erich ging über die Straße, öffnete die Glastür, trat ein.

Artemia stand unmittelbar bei der Tür, beinahe als wenn sie hinausgeschaut und gewartet hätte. Sie gab ihm die Hand, nicht wie einem Kunden, sondern wie einem alten Freund, und sagte mit leichtem Erröten, das ihn sehr glücklich machte: „Oh, da sind Sie ja!“

„Ja, Fräulein Artemia, da bin ich wieder einmal wegen dieses unglücklichen Tisches. Glauben Sie, daß ich ihn beim Onkel Birkert gefunden habe? Keine Ahnung! Einen zweiten Doppelgänger, einen zweiten Zwilling von dem echten Schreibtisch, aber nicht ihn selbst. So etwas ist mir noch niemals vorgekommen. Es ist wirklich, als hätte der alte Schreibtisch Junge gekriegt.“

Sie stand und senkte den Kopf und schwieg einen Augenblick. Das merkwürdige Lächeln, das er am Nachmittage vorher schon auf Artemias Gesicht gesehen hatte, glitt wieder darüber hin. Dann sagte sie leise: „Oh, Altertümer bekommen wirklich oft Junge.“

„Wieso?“

„Nein, ich das nicht sagen darf.“

„Und warum nicht?“

„Weil es ist ein Geheimnis von das Geschäft.“

„Mir müssen Sie es sagen, Fräulein Artemia. Bedenken Sie doch, was wir gestern miteinander gesprochen, miteinander abgemacht haben.“

„Was wir gestern — ja, das wohl, aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie nichts wollen sagen zu Herrn Mannoni.“

„Rein Wort, keine Silbe. Hier meine Hand darauf!“

„Wenn Sie nichts wollen sagen, Sie sollen hören. Und einen Rat muß ich Sie geben: seien Sie vorsichtig, wenn Sie wollen kaufen Altertümer. Es nicht

kann geben in die weite Welt so viele alte Sachen, wie die Leute jetzt wollen kaufen.“

„Aber Sie selbst — hier in dem Laden — wenn es nicht genug alte Sachen gibt, wie kann denn solch ein Geschäft überhaupt bestehen?“

„Das nicht sein schwer. Sie werden eben gemacht.“

„Nachgemacht — gefälscht? Von all den schönen Sachen soll nichts echt und alt sein? Ja, verlangen denn die Käufer keine Garantie für die Echtheit?“

Sie hatte schon, während er noch sprach, den Zeigefinger zu lebhafter Verneinung erhoben, doch konnte sie seinem stürmischen Fragen gegenüber jetzt erst zu Worte kommen. „Nein, nein, ich nicht haben gesagt, daß kein Stück hier sein echt. O nein, es noch gibt Sachen. Aber weil nicht genug sein da von die alte Sachen, darum bekommen manches Mal die echte Alttertümer Junge.“

Er schüttelte den Kopf, lachte, sah sie an. „Ich bin zu dumm — ich kann das nicht verstehen.“

„Geben Sie acht. Wenn wir hier ins Geschäft haben gekauft ein Stück aus ein Haus, aus eine Familie, wo wir wissen, es ist echt, wir machen Anstalt, aus das eine Stück drei werden zu lassen. Vielleicht auch vier. Wir lassen schneiden ein Schrank oder ein Tisch in drei Teile oder in vier und lassen zu jedes Teil nachmachen, was abgeschnitten ist. So kommt ein Stück von das echte hinein in jedes von das neue Schrank oder Tisch. Und wenn einer will haben Garantie wegen Echtheit, wir legen die Hand auf das, was ist wirklich echt, und sagen: ‚Ich kann versichern, daß dies ist alt.‘ Und wir haben dabei nicht gelogen, auch wenn wir geleastet haben ein Eid, wie Herr Mannoni gern schwören tut bei der Seele von seine tote Mutter.“

„Und so, Fräulein Artemia, meinen Sie, so hat sich auch der Schreibtisch meines Großvaters vervielfältigt?“

„Ganz genau. Aus das eine Tisch sind geworden drei.“

„Die beiden, die ich sah, sind also jeder nur an einer Seite echt? Wo aber ist nun der dritte, der das Mittelstück enthält, wonach ich suche? Steht er noch hier im Laden irgendwo versteckt, oder ist er auch schon verkauft?“

„Nichts von den beiden ist geschehen. Das dritte Tisch noch nicht ist fertig.“

„Ja, um Gottes willen, wo werden solche Sachen denn gemacht? Gibt es ganze Fabriken für Altetümer?“

„Nicht große Fabriken; das würde machen Aufsehen, was nicht wäre nützlich. Aber viele kleine gibt es, wo man so leicht nicht merkt. Wir welche haben in Italien, die machen Holzschnitte von Dürer oder farbige Kupferstiche von England, weil sie gerade sind nach der Mode. Und manches Maler, wo sonst nichts hat zu tun, macht Bilder von alte Madonnen oder alte Heilige.“

„Das ist ja fürchterlich! Und an den Sachen ist also gar nichts echt?“

„O doch. Wenn man es kann kriegen, braucht man altes Papier für sie oder alte Holz, um darauf zu malen.“

„Und haben Sie meinen Schreibtisch auch nach Italien geschickt, um ihn vervielfältigen zu lassen?“

Sie lächelte wieder ihr hübsches, zugleich verlegenes und schlaues Lächeln und sagte: „Nein, so weit sein es nicht gereift. Es wäre gewesen zu teuer.“

„Also gibt es auch hier jemanden, der solche Sachen fabriziert?“

„Es könnte sein möglich.“

„Sagen Sie mir's, Fräulein Artemia, seien Sie gut! Ich bin ja kein Richter über meine Mitmenschen, ich suche nur nach dem Schreibtisch meines guten Großvaters und nach seinem Testament.“

Sie schaute mit scheinbarem Eifer auf einen kleinen Schlangenring an ihrer halb emporgehobenen linken Hand, als wenn er ihr ein Geheimnis verraten könnte. „Sind Sie nicht schon einmal gewesen bei Herrn Pinke in der Ölstraße?“

„Pinke? Sie wollen doch nicht sagen, dieser langsame Niedersachse —“

„Oh, dies Herr Pinke sein ein großes ladro.“

„Das heißt Schurke — nicht wahr?“

„Ich glaube, so tut es heißen.“

„Einen kleinen Verdacht — wahrhaftig, den hab' ich gleich gegen diesen Biedermann gehabt! Ich freue mich über meine geheime Menschenkenntnis. Dort sind also diese beiden Schreibtische fabriziert worden, dort kann ich den dritten finden, der noch im Werden ist?“

„Ich würde raten, dorthin einmal zu gehen. Aber nichts an Herrn Mannoni sagen — Sie haben versprochen!“

„Kein Wort, keine Silbe. Sie haben mir einen so großen Dienst erwiesen — und es ist nicht nur dieser Dienst, es ist etwas anderes, was mich noch viel mehr freut — nicht wahr, Fräulein Artemia, Sie hätten das nicht jedem anvertraut, was ich von Ihnen erfahren habe?“

„Oh, kein Mensch in die ganze Stadt!“

„Also — dann also haben Sie doch zu mir ein besonderes Vertrauen?“

Sie sah wieder still auf ihren Schlangenring. „Das müssen Sie doch schon gemerkt haben gestern.“

„Gemerkt — ja, gefühlt. Aber man hört so etwas auch so gern.“

Jetzt richtete sie die Blicke auf ihn, voll, mit einem warmen, herzlichen Leuchten. „Ich es auch kann sagen. Ja, ich haben ein großes Vertrauen in Ihnen.“

„Sie machen mir eine Freude, solch eine Freude! Sie sind ehrlich und offen und gut — oh, Sie passen gar nicht in solch ein Geschäft, wo Sie die Wahrheit nicht sagen dürfen!“

„Es ist mir auch nie gewesen lieb. Und meine Mutter, wie sie noch lebte, hat auch immer gesagt zu mein Vater, daß es nicht ist gut, und er lieber soll Geschäfte machen mit Holz oder mit Eisen. Das ich niemals konnte vergessen. Und ich habe mir immer gewünscht, ich fände ein Weg, daß ich könnte kommen hinaus.“

„Vielleicht findet er sich — vielleicht! Oh, Fräulein Artemia, wenn ich —“

Er faßte wieder nach ihrer Hand und war im Begriff, sein volles junges Herz vor ihr auszuschütten; da klang die Ladentür, ein langer alter Engländer mit einem langen jungen Sohne kam herein. Beide hatten glatte Gesichter, graue Sportmützen auf den Köpfen und graue Ballonhosen um die hageren Beine. Sie wünschten den Laden zu besichtigen, vielleicht etwas Echtes, Altes zu kaufen. Vor ihnen ergriff Erich die Flucht. Er hatte noch nicht einmal gefragt, ob Onkel Nikolaus auch im Laden gewesen sei und hier Auskunft über den Tisch erhalten habe; doch das konnte später nachgeholt werden.

Ihm wurde nun trotz tiefinnerlicher Glückseligkeit sehr kriegerisch zumute. Dieser Meister Pinke — welcher ein Gauner war das! Der sollte jetzt aber Farbe bekennen, sollte das letzte Drittel des meuchelmörderisch zerstückelten Schreibtisches bedingungslos herausrücken,

sollte hineinschauen lassen in die Geheimnisse der so friedlich und schuldlos erscheinenden Werkstatt. Entweder — oder! Es gab doch noch Polizei, Staatsanwalt, Gericht in diesem Lande. Martword liebte sie freilich alle drei nicht sehr, denn sie waren in Afrika seinen Blicken so ziemlich entschwunden, aber bei Meister Pinte mochten sie doch ihre guten Dienste tun.

So kam er, moralisch bis ans Herz gepanzert, auf den stillen Hof, den die stille Trauerweide beschattete, und an dem die stille Werkstatt lag.

Aber heute war ihre Thür fest verschlossen, und kein Klopfen brachte sie dazu, sich aufzutun. Erst als Erich sehr viel vergeblichen Lärm gemacht hatte, trat aus einem Haus auf der anderen Seite des Hofes eine Frau, die dem Ungeduldigen eröffnete, daß Herr Pinte in der Kirche sei und Sonntags überhaupt niemals arbeite.

So hieß es denn warten. Es war eine sehr unangenehme Aufgabe für Erich, den ganzen übrigen Tag untätig hinzubringen. Aber schließlich glitten die Stunden doch dahin, die Nacht verging, der Montagmorgen kam.

Um neun Uhr stand Erich bereits aufs neue vor Meister Pintes Werkstatt. Diesmal war ihre Thür, wie bei seinem ersten Hiersein, wieder weit offen, wie zum Zeichen, daß hier niemals etwas Verbotenes geschah. Und in ihrem Innern war Meister Pinte mit einer nagelneuen, keineswegs nach Antiquitäten aussehenden Bettstatt beschäftigt.

„Guten Tag, Herr Pinte!“ Erich bemühte sich, einen kriegerischen Klang in seine Worte zu legen, und es gelang ihm auch nicht schlecht, machte jedoch scheinbar gar keinen Eindruck auf den braven Tischlermeister.

„Guten Tag, Herr!“ gab der behaglich zur Antwort und wandte sich ganz langsam zu dem Sprechenden um, wobei er eine Hand an die Stirn legte, als wenn dort eine unsichtbare Mühe säße.

„Sie werden sich meiner erinnern.“

Pinte schob seine Brille auf die Stirn, sah ihn aufmerksam an und lächelte. „Erinnern? Nicht, daß ich wüßte.“

„So muß ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen. Ich heiße Markword — Erich Markword, und es ist noch gar nicht lange her, daß ich hier war, um nach einem Schreibtische zu fragen, den Sie aus dem Nachlasse meines gleich mir Erich Markword heißenden verstorbenen Großvaters gekauft haben.“

„Einen Schreibtisch — so? Ich wüßte wirklich nicht. Aber mein Gedächtnis ist auch gar nicht gut; ich habe noch heute morgen beim Kaffee zu meiner Frau gesagt: ‚Mein Gedächtnis ist wie ein Sieb,‘ habe ich gesagt.“

„Besinnen Sie sich nur, ich will Ihnen helfen,“ sagte Markword mit kriegsbereitem Ausdruck. „Ich war hier bei Ihnen, ich habe nach dem Tische gefragt, Sie haben in dem Buche da nachgesehen und haben zugegeben, daß der Tisch von Ihnen gekauft, aufpoliert und an Herrn Mannoni weiterverkauft worden ist. All das haben Sie selbst gesagt. Aber ich weiß noch einiges mehr. Sie haben den guten, alten, ehrwürdigen Schreibtisch mit geradezu mörderischen Händen zerstückelt, Sie haben aus dem einen Tische drei gemacht, Sie haben zwei davon bereits an Herrn Mannoni verkauft. Sie sind ein Fälscher von Antiquitäten, Herr Pinte!“

Er war drohend vor den Tischlermeister hingetreten, der mit wahrhaft kindlicher Unschuld vor ihm

stand, sich aber jetzt langsam nach der offenen Tür wandte und sagte: „Ich glaube, das zieht hier. Wir wollen lieber zumachen.“

„Nein, lassen Sie nur offen! Die ganze Welt soll es erfahren, was für ein Mensch Sie sind. Auf solchen Betrügereien steht Zuchthaus!“

Pinke legte den Kopf ein wenig auf die Seite, lächelte behaglich und zwinkerte mit den Augen. „Aee, junger Herr, Zuchthaus nicht. Das weiß ich nu besser.“

„Auf alle Fälle nimmt sich der Staatsanwalt Ihrer liebevoll an, wenn ich ihm sage, was ich von Ihnen weiß. Aber ich will Sie noch einmal schonen, wenn Sie tun, was ich verlange.“

Pinke legte seine linke Hand um das Rinn und rieb es ein wenig. „Und was wäre denn das?“

„Vor allen Dingen haben Sie mir zu sagen, wo sich das dritte Stück, das Mittelstück von dem abgeschlachteten Schreibtisch, befindet und was daraus geworden ist.“

Pinke rieb das Rinn stärker, während er überlegte. Nach längerer Rumpfpause kam das Ergebnis: „Wenn Sie das gerne wollen, das können Sie sehen.“

„Es ist noch hier? Sie haben es noch in der Werkstatt?“

„Hier nicht, junger Herr. Hier kommt so was nicht herein. Das ist nebenan.“ Er wies mit einer Kopfbewegung auf eine kleine, kaum wahrnehmbare Tür in der hinteren Holzwand, machte aber dann zuerst noch mit umständlicher Langsamkeit die bisher halb-offen gebliebene Tür nach dem Hofe hin zu und drehte den innen im Schlosse steckenden Schlüssel um. Jetzt erst ging er daran, die zweite Tür zu öffnen.

Ein Raum, weit größer als die vordere Werkstatt, wurde sichtbar. Mit einem leisen Rufe der Über-

raschung trat Erich ein. Hier war eine richtige kleine Fabrik von Altertümern. Da lagen abgeseigte Stücke von Kästen, Schränken, Tischen und Stühlen umher, dort standen, vorläufig noch in unschuldvollem Weiß, die Gerippe neuer Möbelstücke, hier verrieten beinahe schon fertige Sachen die reife Fälschungskunst Meister Pintes.

„Lassen Sie mal sehen,“ sagte dieser mit seiner gewohnten Ruhe. „Ich meine doch, Ihr Tisch muß noch da sein. Das hier ist er nicht — das hier auch nicht. — Aber das da hinten, das kann er wohl sein.“

„Ja, das ist er! Das ist ein Stück vom Schreibtisch meines Großvaters.“

„Dann könnten wir es wohl mal vorholen — nicht wahr?“

„Aber natürlich. Helfen Sie mir nur.“

„Oh, ich mache das schon allein. Lassen Sie mich das hier erst mal wegstellen, dann komme ich schon heran.“

Pintes Bewegungen waren so langsam wie seine Worte, doch half ihm Erich nach Kräften, und so war nach ein paar Minuten ein Weg durch die verschiedenen Hölzer zu dem gesuchten Stücke gebahnt. Es war offenbar die frühere Mitte des Tisches, die jetzt — ihrer seitlichen Stützen beraubt — flach und hilflos auf dem Boden lag.

Pinte hob den alten Kasten mit seiner verblichenen Politur in die Höhe. Markword griff mit bebenden Händen danach, tastete daran herum und untersuchte die Rückseite. Da war im Holze die gesuchte braune Stelle, und als er darauf drückte, spielte hier an dem echten Tische gehorsam der alte gute Mechanismus. Eine kleine Klappe sprang auf, eine Höhlung zeigte sich, und in ihr schimmerte ein verschlossener Umschlag von festem Papier.

„Es ist die Menschenmöglichkeit!“ sagte Pinte, scheinbar sehr erstaunt.

Erich aber sah nur das Papier und in des Großvaters wohlbekannter, immer fest gebliebener Handschrift auf ihm die Worte: „Mein letzter Wille.“ Warm quoll ein Gefühl von Trauer und Liebe in seinem Herzen auf; es war wie ein Gruß von jenseits des Grabes, was er hier hielt.

Als er dann aber emporblickte, sah er Pintes Augen mit einem so eigentümlichen Zwinkern auf sich gerichtet, daß jenes ernste Gefühl rasch verflog, und er sagte: „Nun, Herr Pinte, sollten Sie wirklich von der Existenz dieses geheimen Faches und von dem Papiere darin keine Kenntnis gehabt haben?“

„Keine Ahnung! Ich bin ganz erstaunt, was man alles erlebt.“

„Wirklich? Sollten Sie wirklich dies verborgene Fach nicht schon gesehen haben? Sollten Sie nicht einmal gelegentlich hineingeschaut und, weil Sie das Papier darin fanden, dies Mittelstück des Tisches vorläufig beiseite gestellt haben, um erst einmal abzuwarten, was käme?“

„Ja, was denken Sie denn von mir, Herr — Wie war doch der Name? Mein Gedächtnis ist wirklich —“

„Was ich von Ihnen dachte? So ziemlich das Richtige, glaub' ich. Aber die Hauptsache für mich ist, daß ich dies Papier gefunden habe. Das nehme ich nun mit mir nach Hause.“

Pinte fing an, sich bedächtig auf dem Kopfe zu kratzen, um nach Beendigung dieser Prozedur ebenso bedächtig zu sagen: „Ich weiß nicht recht, Herr, ob ich das so ohne weiteres erlauben darf.“

„Was soll das heißen?“

„Ich meine, daß ich dies Papier doch eigentlich mit dem Tische zusammen erworben habe.“

„Ah, Sie möchten Geld dafür haben?“

„Ich glaube, das wäre nicht so ganz unangebracht.“

Erich ging wieder in Angriffsstellung über und sprach sehr energisch: „Es wäre nicht ganz unangebracht, wenn ich von hier direkt zum Staatsanwalt führe und ihn einlåde, sich diese hübsche geheime Werkstatt einmal näher anzuschauen. Verstehen Sie mich?“

„Sie sprechen ganz deutlich. Und hören tue ich auch noch gut.“

„Also geben Sie acht. Ich nehme dies Papier mit mir, denn ich habe darauf Anspruch als einer der nächsten Angehörigen meines Großvaters. Den Tisch behalten Sie, den haben Sie gekauft. Aber Sie machen mir keinerlei Schwierigkeiten weiter und versprechen mir, mit niemand über das zu reden, was heute hier zwischen uns vorgekommen ist. Namentlich nicht mit Herrn Mannoni. Dafür verspreche ich, den Staatsanwalt aus dem Spiele zu lassen. Sind Sie einverstanden?“

„Warum denn nicht? Ich bin gar nicht fürs viele Reden. Beim Schweigen steht man sich meistens besser. Und wenn Sie Freude haben an dem Papier — mir kann's ja recht sein.“

„Also einverstanden?“

„Einverstanden, Herr.“

Pinke streckte zur Bekräftigung seine Hand aus, um sie Erich zu reichen. Als der aber einen Blick darauf geworfen und gesehen hatte, daß die Ränder an den Nägeln durch das Kraken auf dem Kopfe noch schwärzer geworden waren, ließ er es bei der mündlichen Zusage bewenden und verzichtete auf den Händedruck.

Ein Lachen kam ihm, als er noch einmal in das schlaue Gesicht des Altertumsfabrikanten schaute, und er sagte freundlicher, als es eigentlich seine Absicht gewesen war: „Adieu, Herr Pinte! Es ist wirklich wahr — Sie sind ein großes ladro!“

„Danke schön,“ erwiderte Meister Pinte. Er nahm das Wort offenbar als besonderes Kompliment, lächelte breit und führte die Hand noch einmal salutierend an die unsichtbare Mütze auf seinem Kopfe.

* * *

Mehr als einmal war Erich in Versuchung, auf der Straße schon den Umschlag des endlich eroberten Schriftstückes aufzubrechen und seines Großvaters letzten Willen zu lesen. Aber jedesmal empfand er es als pietätlos, hier mitten im lauten Lärm der lebendigen Welt einen Toten zu sich reden zu lassen. Dort im Hause des Verstorbenen, in seinem stillen Zimmer, an derselben Stelle vielleicht, an dem er dies hier niedergeschrieben hatte, dort war der Ort, seinen Willen zu erfahren.

Markword beeilte sich so viel als möglich, nach Hause zu kommen. Hier ging er in das Wohnzimmer des Großvaters, das noch halb und halb an die vergangene Zeit erinnerte, setzte sich ans offene Gartenfenster, erbrach den Umschlag und las.

„Mein letzter Wille,“ stand auch hier noch einmal oben am Anfang der Niederschrift. „Als mein Testament bestimme ich, was folgt. Mein gesamtes, bei meinem Tode vorhandenes Bar- und sonstiges Vermögen vermache ich nach Abzug des gesetzlichen Pflichtteils für meine natürlichen Erben, nämlich meinen hier in der Herwigstraße Nr. 6 wohnenden Sohn Nikolaus Markword und meinen zurzeit im Auslande befindlichen

Großsohn Erich Markword, sowie nach Abzug einiger unten genannten Legate dem Herzog-Christian-Alsyl für alte Männer in hiesiger Stadt.“

Erich ließ das Papier sinken. Was er gelesen hatte, traf ihn im ersten Augenblick doch wie ein Schlag. Enterbt — von seinem Großvater, der stets in gütiger, wenn auch mitunter sonderbarer Weise für ihn gesorgt hatte, jetzt auf einmal mit einem gesetzlichen Pflichtteil abgefunden! Aber es war nicht so sehr der Verlust eines Vermögens, der ihn bestürzt und verworren machte — nein, weit mehr war es die Trübung, die des Großvaters Bild in seiner Vorstellung erfuhr. Warum diese harte, fast grausame Bestimmung?

Erich las weiter; vielleicht fand er noch einen Aufschluß, weshalb der Verstorbene so gehandelt hatte. Und wirklich, die nächsten Sätze schon brachten ihm die Erklärung.

„Ich weiß, daß meine letztwillige Verfügung bei meinen Hinterbliebenen gerechtes Erstaunen erregen wird. Aber ich treffe sie mit bestimmter Absicht, nach genauem Überlegen, bei voller geistiger Gesundheit. Was meinen Sohn Nikolaus betrifft, so hat er selbst genug Geld zusammengespart, um ein größeres väterliches Erbteil gut entbehren zu können. Meinem Großsohn Erich aber versage ich aus aufrichtiger, herzlichster Liebe einen größeren als den gesetzlichen Anteil an meinem Vermögen. Er ist ein guter und weicher Mensch, und ich will nach Kräften dazu beitragen, daß er das auch in Zukunft bleibt. Leicht erworbener Besitz aber verhärtet die Menschen; ich habe das hundertfach erfahren. Er soll arbeiten und sich selbst ein Vermögen schaffen; die nötige Vorbildung dazu habe ich ihm gegeben. Am erarbeiteten Gelde haften die Erinnerungen an eigene Sorgen und Kämpfe, und sie erhalten

den Menschen verständnisvoll für die Sorgen und Kämpfe von anderen. Diesen Besitz an warmer Menschenliebe will ich meinem guten Erich erhalten, darum habe ich ihm größeren Besitz an kaltem und kaltmachendem Gelde versagt. Wenn er aber — was Gott verhüten möge — durch Krankheit oder sonstiges Mißgeschick einmal in Not geraten sollte, dann soll die Verwaltung des Herzog-Christian-Asyls verpflichtet sein, ihn, seinem Stand entsprechend, anständig und auskömmlich zu versorgen. Unter dieser von ihr schriftlich anzuerkennenden Bedingung allein soll sie das Erbe antreten dürfen. Ich hoffe, mein Enkel wird mich verstehen. Was ich tue, geschieht aus Liebe für ihn, aus einer tiefblickenden Rücksicht auf den braven und guten Menschen in ihm. Der soll bleiben, soll wirken und schaffen und in ehrlicher Arbeit auch der anderen stets eingedenk sein, die neben und unter ihm arbeiten. Das ist mein Wille, den ich durch dieses Testament nach Kräften in die Tat umgesetzt habe.“

Das also war's. Erich atmete tief. Er hatte das Gefühl, mit diesem Atemzug etwas fortwälzen zu müssen, was auf seiner Brust lag. Gewiß, er sah nun die Triebfeder von seines Großvaters Handlung, er sah, daß nicht Lieblosigkeit ihn regiert hatte, sondern eine herzliche, wenn auch vielleicht grillenhafte Zuneigung. Das tat ihm wohl, das nahm einen Flecken fort von des Verstorbenen Bild. Aber doch — ein Unbehagen, ein Widerstreben blieb in seiner Brust; er hatte nicht gleich so recht eine Bezeichnung dafür, aber es belastete ihn.

Dann griff er wieder nach dem Papier, um zu Ende zu lesen. Am Schlusse waren die Legate benannt, von denen anfangs bereits die Rede gewesen war. Noch einige wohlthätige Stiftungen waren mit kleineren

Summen bedacht worden, der alte Diener Christian erhielt eine lebenslängliche Rente von tausend Mark.

„Das freut mich!“ rief Erich und eilte sofort zur Klingel, um den treuen Diener herbeizurufen, und erst, als er dessen Freude gesehen, sich an ihr mit erfreut und ihn dann wieder hinausgeschickt hatte, um das Mittagsbrot vorzubereiten, las er die wenigen Worte, die noch übrig waren. Sein eigener Name kam hier noch einmal.

„Für den Fall, daß mein Großsohn heiratet, soll er die Summe von dreitausend Mark für eine schöne Hochzeitsreise nach Italien erhalten. Als Vorbereitung dafür aber vermache ich ihm den großen Kopf des Apollo vom Belvedere, der in der Ecke von meinem Zimmer steht. An ihm soll er sich schulen für das Verständnis der Schönheit.“

Markward sah nach der leer gewordenen Zimmerede, wo der Apollo gestanden hatte, und schüttelte nachdenklich und wehmutsvoll den Kopf. Draußen in der Müllgrube lagen die Stücke des in Trümmer geschlagenen Gottes. Gehen die Absichten der Gestorbenen immer so rasch in Scherben? Stirbt unser Wille hin mit uns selbst, allen Bestimmungen zum Trotz?

Der zertrümmerte Gott machte sein Herz nicht leichter, die dumpfe Schwere wollte nicht von ihm weichen. Für seine Hochzeitsreise hatte der gute Großvater sorgen wollen — er versuchte, so recht mit inniger Dankbarkeit an diese zarte Freundlichkeit zu denken; aber indem er es tat, ging plötzlich ein Gefühl, ein Gedanke durch seine Seele, schmerzlicher als alle vorher. Artemia! Auf einmal hatte das dumpfe Weh, das auf ihm lag, einen Namen bekommen. Ja, das war es, was ihn unklar beängstigt hatte. Des Großvaters Bestimmung machte, daß Artemia für ihn verloren

war! Er wußte jetzt erst, in diesem Augenblick jähre Klarheit: er hatte gedacht, gehofft, gewünscht, Artemias Leben an sein eigenes zu binden. Es mochte Torheit sein, Übereilung, sinnlose Verliebtheit, aber tief in seinem Herzen hatte doch die verborgene Hoffnung sich eingenistet, für immer mit ihr vereinigt zu werden. Er wußte ja noch nicht einmal, ob Artemia ihn liebte, aber der Verzicht auf diese geheimen schönen Träume ging ihm so nahe wie ein wirklicher Verlust.

Er stand auf, ging hin und her, überlegte. Was blieb ihm, nachdem dies Testament in Kraft getreten war, zu dessen Vollstrecker — ein letzter Blick auf das Papier zeigte das Markword — ein bekannter Notar vom Verstorbenen eingesetzt worden war? Für ihn selbst langte, was als Pflichtteil vom Nachlaß des Großvaters an ihn fiel, aber nur für ihn allein.

In tiefer Niedergeschlagenheit verbrachte Markword die nächsten Stunden. Er aß wenig, hörte mit halbem Ohr auf Christians frohe Pläne für die Gestaltung seines Lebensabends mit Hilfe der ihm zugefallenen Rente, ging lange Zeit einsam im Garten umher und warf dabei häufige, schmerzvolle Blicke auf den zerschlagenen Apoll in der Müllgrube, der ihm zum Sinnbild seiner zertrümmerten Hoffnungen geworden war.

Am Nachmittag kam es über ihn gleich einer Erleuchtung. Zum Friedhof hinaus, zum Grabe des Großvaters! Vielleicht kam dort wieder Frieden und Gleichgewicht in seine Seele. Schon zweimal war er draußen gewesen und hatte schöne Kränze hingetragen. Auch heute ging er, einen Kranz zu kaufen, und ärgerte sich dabei, daß er mit einem inneren Widerstreben zu kämpfen hatte. Dann aber nahm er einen um so schöneren Kranz und fuhr hinaus nach der stillen Totenstadt.

Sie lag unter dem blauen Himmel gleich einem blühenden, mit Kränzen geschmückten Rosengarten, und über den grünen Hügeln schwebte heißer Lebensduft. Nur des Großvaters Grab war noch von dem scharfen, schwülen Geruch der verwelkten, hochaufgeschichteten Kränze umweht. Erich legte den frischen auf die vergilbten, faltete die Hände und schaute lange still vor sich nieder. Und was er gehofft hatte, geschah. Stille kam in sein Herz, Mut und festes Wollen. Einen Lebenskämpfer hatte der Verstorbene aus ihm machen wollen; er gelobte sich's hier, es zu werden. Er war jung und gesund, er hatte gelernt und gearbeitet. War es nicht wirklich schöner, mit eigener Kraft um ein Glück zu ringen, als es aus der Hand eines anderen hinzunehmen als unverdientes Geschenk? „Jawohl, Großvater, arbeiten will ich!“ Er sprach es vernehmlich vor sich hin und nickte dabei zu dem Toten hinunter. Jetzt war er fest und frei geworden in sich selbst. Und wenn es auch ein paar Jahre dauerte, bis er ein sicheres Ziel erreichte — wahrhaftig, in seinem Alter kam es auf ein paar Jahre mehr oder weniger nicht an. Und wenn er glücklich am Ziele war und sich ein Dasein selbst gezimmert hatte, dann vielleicht, vielleicht.

Mannigfache Pläne für seine Zukunft eifrig erwägend, machte Markword sich auf den Weg nach Hause. Jetzt nahm er keinen Wagen; es hieß nun sparsam sein und einfach leben. Und er ging kräftig und frisch dahin, weil der Entschluß in seinem Herzen ihn stählte. Wenn er sich in der häuslichen Stille über einen bestimmten Plan klar geworden war, dann gleich an die Ausführung!

Aber die Stille des alten Hauses war nicht so groß wie sonst, als er den Flur betrat. Aus dem Wohnzimmer des Großvaters im Erdgeschoß klangen Stim-

men hervor, und beim Eintreten fand er sich dem Medizinalrat Birkert gegenüber, der mit Christian in lebhafter Unterhaltung begriffen war.

Er kam ihm entgegen und hielt ihm freundlich beide Hände hin, sah dabei jedoch ein wenig allzu forschend in sein Gesicht. „Nun, Junge, da bist du ja. Das ist gut. Ich habe hier auf dich gewartet, weil ich dir allerlei zu sagen habe.“

Christian verstand als wohlgeschulter Diener, daß er nun überflüssig sei, und entfernte sich.

„Vor allem, Erich, das eine — sie ist fort!“

„Wer — Artemia?“

Besorgt schüttelte Birkert seinen Kopf. „Schon wieder, schon wieder? Ich weiß nicht, von wem du redest. Ich spreche von der dicken Stegewenk.“

„Wirklich, Onkel? Ist sie fort?“

„Umgehend verschwunden. Mit Sack und Pack, mit Kanarienvogel und Kake. Und nach eigener, höchst willkommener Versicherung auf Nimmerwiedersehen. Sie behauptet, ein längeres Verbleiben in meinem Hause bedeute ihren Tod. Mit einer liebevollen Verkündigung meines eigenen baldigen Ablebens in Ermanglung ihrer mütterlichen Fürsorge hat sie mich für immer verlassen.“

„Ich gratuliere, Onkel. Das ist ja famos!“

„Dir dank' ich es, Erich — dir ganz allein! Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin. Eben war ich schon bei der Dame — einer wirklichen Dame —, die sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, meinen kleinen Haushalt zu verwalten. Sie hat eingewilligt und wird morgen kommen. Ach, ich glaube, jetzt werd' ich noch einmal jung!“

„Ich bin ganz glücklich, daß ich dir diesen kleinen und sehr leichten Dienst erwiesen habe.“

„Klein? Riesengroß ist er. Und ich habe nur den einen Wunsch, mich dir nicht nur mit Worten dankbar zu erweisen. Und ich habe auch schon einen Gedanken, einen Plan — ich möchte nur vorher — ich weiß nicht recht —“

Er stockte, brach ab und schaute Markword wieder so durchdringend an wie vorher.

„Was denn, Onkel? Sprich doch!“

„Ja, ja, gewiß. Ich will auch sprechen. Ich habe, wie gesagt, einen Plan für dich. Nur daß ich erst noch ein paar Fragen an dich richten möchte — wegen deines Gesundheitszustandes, Erich.“

Markword lachte laut auf. „Sieh mich an, Onkel. Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser. Als Arzt kann ich es beschwören, und auch dein ärztliches Auge muß es dir bestätigen.“

„Ja, natürlich — gewiß. Ich sehe das ja. Du bist sehr gesund, körperlich sehr gesund. Nur — du hast ein paarmal recht sonderbare Sachen geredet. Es braucht ja gar nichts zu bedeuten, man hat bei längerem Aufenthalt in den Tropen häufiger so kleine Störungen —“

Erich lachte noch herzlicher. „Nein, Onkel, verrückt bin ich auch nicht. Ich kann dir den Gefallen wirklich nicht tun.“

„Du tätest mir keinen Gefallen — im Gegenteil. Aber du hast ein paarmal einen so merkwürdigen weiblichen Namen ausgesprochen — Ar — Ar —“

„Artemia, Onkel.“

„Zawohl, Artemia. Das ist wohl doch nur ein Geschöpf deiner Phantasie?“

„Keineswegs! Artemia ist eine junge Dame aus Bologna, die hier im Antiquitätengeschäft von Herrn Mannoni —“

„Oh, die hab' ich gesehen, als ich den Schreibtisch kaufte. Mein Kompliment für deinen Geschmack. Die heißt Artemia? Das ist ein reizendes Persönchen.“

„Nicht wahr, Onkel? Und sie ist noch viel reizender, als sie aussieht. Nein, wenn ich gegenwärtig nicht so ganz normal bin, dann ist nur die Liebe zu diesem entzückenden kleinen Geschöpf daran schuld.“

„Nun, das freut mich. Gegen diese Krankheit gibt es noch allerlei Mittel. Jetzt bin ich beruhigt und kann mit meinem Plan heraussücken. Also höre mich an. Ich habe mir als Arzt ein ganz hübsches Vermögen erworben und hätte mich seit mehreren Jahren schon zur Ruhe setzen können. Aber den ganzen Tag mit Madame Stegewenck — das war ein Gedanke zum Schauern. Jetzt ist sie fort. Ich bin sechzig Jahre alt — vom sechzigsten Jahre an sollte kein Mensch mehr arbeiten müssen, und jetzt will ich also mir mein Leben angenehm machen und meine Praxis aufgeben. Das ist es, worauf ich hinaus will. Dich aber will ich fragen, ob du sie übernehmen willst.“

„Ich, Onkel — ich?“

„Zuerst als mein Assistent, als mein Vertreter, damit sich die Patienten langsam an dich gewöhnen, und übers Jahr selbständig und allein. Hast du Lust?“

„Du brauchst nicht zu fragen, Onkel —“

„Mir kam heute früh schon der Gedanke. Man soll aber nichts übereilen. Ich habe mich erst noch bei den Leitern der Expedition, an der du teilgenommen hast, nach deinen wissenschaftlichen Qualitäten erkundigt und habe nur das Allerbeste über dich erfahren. Darum bin ich nun hier und mache dir den Vorschlag. Einverstanden, Erich?“

„Mehr als einverstanden. Glücklich, überglücklich! Es ist eine deutliche Fügung des Himmels. Vor ein

paar Stunden erfahre ich, daß Großvater mich enterbt hat —“

„Enterbt?“

„So gut als das. Hier ist sein Testament.“

„Davon hat mir ja Christian gar nichts gesagt.“

„Ich habe nichts davon erzählt. Lies nur selbst.“

Birkert nahm das Papier und las mit erstaunten und unwilligen Blicken, um es dann, als er zu Ende war, langsam zusammenzufalten. Der Unwillen in seinen Augen war verschwunden.

„Er war ein Sonderling, dein Großvater. Aber sein Herz war von Gold, und vielleicht hat er ganz recht gehabt mit diesem Testament.“

„Gewiß, Onkel, ich fühle das jetzt schon. Es ist ja viel schöner, zu arbeiten und selber zu erwerben, als ein Vermögen so hinzunehmen als unverdientes Geschenk. Und nun du noch gekommen bist —“

„Im richtigen Augenblick, ich sehe das mit Vergnügen. Aber jetzt muß ich gehen, ich habe zu tun. Es bleibt also bei unserer Abmachung, morgen besprechen wir das Nähere. Nur noch das eine, Junge — übereile das nicht mit deiner kleinen Artemia. Du bist erst ein paar Tage zurück, du kennst sie noch wenig, und man weiß niemals, wie sich ein Frauenzimmer auswächst. — Leb wohl, Erich, auf Wiedersehen!“

„Adieu, Onkel, und für deine Güte tausend Dank!“

Birkert ging, Erich geleitete ihn bis in den Garten und kam dann in das Zimmer zurück. Nach öfterem Hinundwiedergehen stand er in der Zimmerede vor der leeren hölzernen Säule still und murmelte: „Einen Apollo kaufe ich mir auch wieder darauf — ich muß mich doch auf meine Hochzeitsreise vorbereiten.“

Ach, die Hochzeitsreise! Der Gedanke daran trieb sein Blut mit rascheren Schlägen durch die Adern.

Artemia! Der Onkel hatte gesagt: „Übereile dich nicht.“ Aber da die Ermahnungen eines Onkels in Liebesangelegenheiten auf dieser Erde wohl noch niemals einen Erfolg hatten, so war auch Erich entschuldbar, wenn er statt dessen zu sich selber sagte: „Eile dich!“

Die alte braune Wanduhr ging noch; der sorgsame Christian hatte sie aufgezogen wie zu Lebzeiten seines Herrn. Sie wies auf halb sieben. Erich erinnerte sich, daß hier in der Stadt die Geschäfte um sieben Uhr geschlossen wurden. Vielleicht war eine Möglichkeit — Himmel, wenn er sie heute noch sehen könnte!

Es ging auf den Abend, aber die Sonne sah noch freundlich auf ihn und sein Glück. War es doch einer von den schönen langen Tagen, an denen sie nicht müde wird, ihr Gold über die alte Erde zu breiten. Erich eilte, lief beinahe, sah mitunter auf die Uhr, ob er auch noch zu rechter Zeit kam.

Aber da war schon die Straße, in der Herr Mannoni die Schöpfungen Meister Pintes verkaufte, da war der Laden, und es war noch fünf Minuten vor sieben Uhr.

Bald darauf stürzten eilige Hausdiener aus den Türen, donnernd ließen sie die eisernen Läden vor den Schaufenstern herabgleiten und alle Herrlichkeit verhüllen. Und nun kam noch das Beste, was kommen konnte — die Ladentür öffnete sich, Artemia trat heraus.

Erich ging ihr in herzklopfender Verlegenheit eine Strecke nach, faßte dann Mut, nahm den Hut vom Kopf und sagte mit nicht ganz fester Stimme: „Guten Abend, Fräulein Artemia!“

„Ach — guten Abend!“

Sie war überrascht, anscheinend ein wenig betroffen, ihn hier zu sehen.

Er aber achtete nicht auf den leichten Schatten auf ihrem Gesicht, sondern sprach gleich weiter: „Wundern Sie sich nicht — ich habe auf Sie gewartet, denn ich möchte Sie sprechen.“

„Haben Sie gefunden das Tisch?“

„Ja, ja — das auch. Aber darum handelt sich's im Augenblick nicht — wenigstens nur indirekt. Wollen Sie mir den Gefallen tun und mit mir in den Stadt-park gehen, wo wir vorgestern waren —“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich schon haben gesagt, ich am Abend nicht gehen in den Park. Und es ist Abend.“

„Aber die Sonne scheint noch, es ist ja ganz hell. Tun Sie mir den Gefallen und kommen Sie mit mir — für eine halbe Stunde nur. Ich muß Ihnen etwas ganz Wichtiges sagen.“

Sie zauderte, schwankte, lächelte. „Gut, für eine halbe Stunde will ich kommen mit. Aber nicht für mehr.“

„Nein, gewiß nicht. Wir wollen uns beeilen. Kommen Sie nur.“

Sie machten sich auf den Weg, bald umgab sie milde Dämmerung unter den hohen Bäumen.

„Auch ich muß Ihnen erzählen,“ begann Artemia. „Vorgestern, wo ich nicht war im Geschäft, ist gekommen bei Herr Mannoni ein dickes Herr und hat auch gefragt nach Ihr Schreibtisch.“

„Mein Onkel Nikolaus — ich weiß.“

Nun schwiegen sie wieder und gingen vorwärts. Als es ein wenig einsamer um sie her geworden war, fragte Artemia: „Soll ich noch nicht wissen, was ich soll hören von Ihnen?“

„Hier noch nicht,“ bat er. „Auf unserer Bank. Wo wir vorgestern waren.“

Sie sagte nicht ja, nicht nein, aber sie blieb an seiner Seite und hielt mit ihm Schritt. Endlich kam der warme Hauch der von der Sonne seit vielen Stunden durchwärmten Tannen ihnen entgegen, der braune, weiche Nadelsteppich breitete sich unter ihre Füße, sie waren am Ziel. Und ihre Bank stand leer, als wenn sie gewartet hätte.

„Nun aber Sie müssen sprechen,“ sagte Artemia, sich niedersetzend.

„Gewiß, das will ich auch. Darum sind wir ja gekommen.“

Er versuchte zu reden, aber obwohl er meinte, sich im stillen für eine wohlgesetzte Rede sehr gut vorbereitet zu haben, versagten ihm nun die Worte. Nur sie anzuschauen mit großen, brennenden Augen — dazu war er imstande.

Sie wurde auch ein wenig unsicher unter diesen Blicken, und ihre Stimme zitterte leise gleich der seinen. „Sie haben versprochen, mir zu sagen sehr Wichtiges.“

„Ja, ja, das ist es auch. Für mich das Wichtigste, was es gibt. Und ich muß es — muß es Ihnen sagen: Fräulein Artemia — ich habe Sie sehr lieb.“

Sie wurde rot, sah vor sich nieder, faltete die Hände still ineinander, als wenn sie wortlos betete.

„Aber es ist ja nicht genug, wenn einer von zweien den anderen gern hat — nicht wahr? Es müssen doch beide — einer den anderen — Ach, sagen Sie mir, Fräulein Artemia, könnten Sie mich nicht auch ein wenig gern haben?“

Sie sah noch immer nicht auf und sprach auch nicht, aber sie lächelte mit geöffneten Lippen.

„Ich meine, ob Sie mich lieb genug haben könnten, ein wenig auf mich zu warten?“

„Wieso soll ich warten auf Ihnen?“

„Ein Jahr vielleicht, ein einziges. Bis ich mich in meiner Praxis eingearbeitet habe. Bis ich imstande bin, Ihnen ein sicheres Los zu bieten und Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollen.“

„Oh, darauf ich will warten sehr gern.“

„Wirklich — wirklich? Also haben Sie mich gern — ein wenig gern?“

Sie sah ihn von der Seite her an mit hellen, fröhlichen Augen. „Ich mir immer habe gewünscht ein deutsches Mann.“

„Aber das ist mir nicht genug. Es gibt gar viele Männer in Deutschland. Nein, ich wünsche mir einen Beweis, daß ich selbst — ich, Erich Markword, imstande bin, dieser kleinen, reizenden Italienerin hier ein wenig Zuneigung zu mir einzuflößen.“

„Geben Sie acht. Ist das ein solches Beweis?“

Mit rascher Bewegung legte sie die Hände auf seine Schultern, beugte sich ganz nahe zu ihm hin, leuchtete mit ihren Blicken tief hinein in seine Augen und — küßte ihn.

Er stieß einen Jubelruf aus, nahm Artemia fest in den Arm und küßte sie wieder und wieder.

Zwischen den Küffen aber flüsterte er mit einem leisen, warmen Lachen in Artemias Ohr: „Du, Kind, ist es nicht reizend? Einem alten Schreibtisch bin ich nachgelaufen, und auf dem Wege hab' ich dich gefunden und eine Stellung fürs Leben. Ich möchte den sehen, der mir das nachmacht!“





Aus dem alten Meroë.

Von W. H. Geinborg.

Mit 10 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Unbestimmt und sagenhaft sind die Überlieferungen, die uns von der Geschichte des ehemals so reichen und mächtigen afrikanischen Königreichs Äthiopien erzählen. Bildete doch das südliche Nachbarland Ägyptens für die Griechen und Römer des klassischen Altertums sozusagen das äußerste Grenzgebiet der ihnen bekannten Welt, in dessen Regionen nur ganz vereinzelt kühne Forscher oder unternehmungslustige Handelsleute vordrangen. Für die Generation, die die Homerischen Gesänge entstehen sah, waren die Äthiopier als die Bewohner der entlegensten Erdgegend ein mit dem Nimbus des Geheimnisvollen und Wunderbaren umgebenes Volk, dem die Phantasie der Dichter allerlei fabelhafte Eigenschaften und Vorzüge nachrühmte.

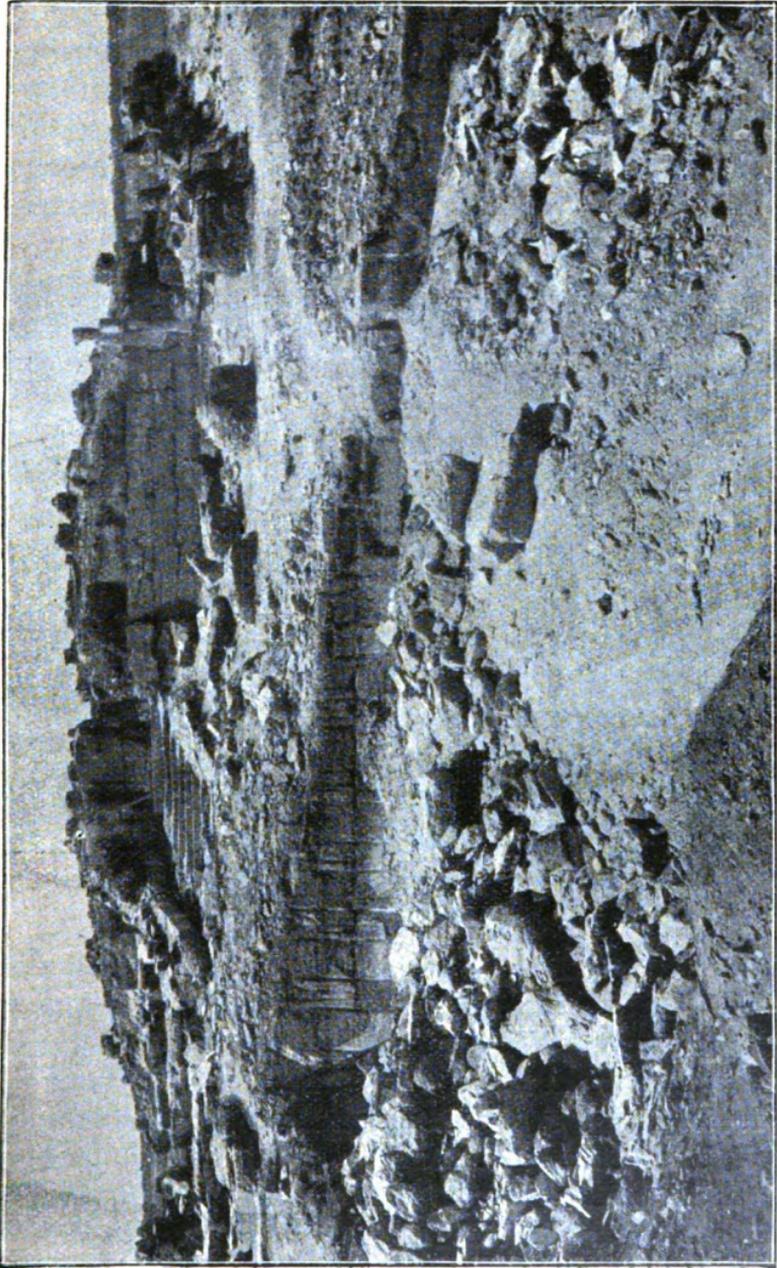
Irgend eine dunkle Kunde, die von ihrem religiösen Kultus nach Hellas gedrungen sein mochte, hatte zu der Vorstellung geführt, daß diese an den Grenzen der bewohnten Welt hausenden Sterblichen noch in einer engen persönlichen Verbindung mit den Göttern geblieben seien, die ihnen in kurzen Zwischenräumen die Ehre erwiesen, als liebe und vertraute Gäste in ihrer Mitte zu erscheinen und sich von ihnen festlich bewirten zu lassen. Auch Hesiod tut der Äthio-

pier zweimal Erwähnung und bezeichnet ihren Herrscher mit dem ägyptischen Namen Memnon, und die Bücher des Alten Testaments wissen uns mancherlei von mächtigen und eroberungslustigen äthiopischen Königen zu erzählen.

Noch ist es der Altertumsforschung nicht ganz gelungen, das Dunkel aufzuhellen, in das die Historie jenes früh entwickelten afrikanischen Reiches für uns gehüllt ist; aber mit Eifer betriebene Ausgrabungen und scharfsinnige Schriftdeutungen haben immerhin eine Fülle interessanten Materials zutage gefördert, das uns vielfach überraschende Bestätigungen für die Richtigkeit der von den alten Schriftstellern entworfenen Schilderungen geliefert hat.

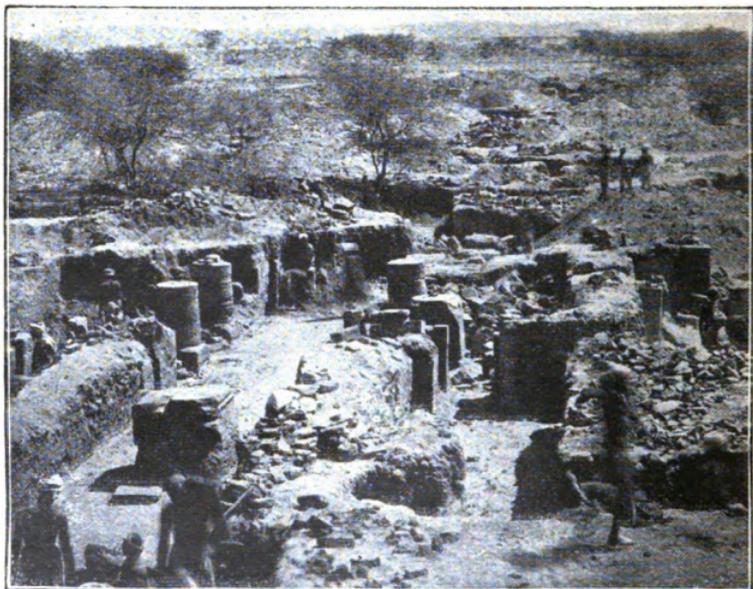
Als Hauptstadt des äthiopischen Reiches wird in der Regel Mercë genannt, das Herodot als die Mutterstadt aller Äthiopier bezeichnet. Nach Strabo war Meroë denn auch nicht nur der Name der eigentlichen Stadt, sondern auch der der ganzen, von zwei Flüssen umgebenen Landschaft, innerhalb deren sie sich erhob. Lange haben die Gelehrten über die Stätte gestritten, an der dies alte Mercë zu suchen sei; die neueren Forschungsergebnisse aber lassen es als ziemlich unzweifelhaft erscheinen, daß es nordöstlich von Schendi lag, in der Nähe des heutigen Bege rawije, zwischen dem Nil und dem Atbara, dem Astaboras der Alten, denn hier finden sich neben zwei Gruppen von Pyramiden die Ruinen einer weit ausgedehnten Stadt.

Je weiter ihre Erforschung vorschreitet, desto häufiger läßt sich eine Übereinstimmung mit den aus dem Altertum auf uns gekommenen Berichten erweisen. Das Alter der bis jetzt aufgedeckten Ruinen läßt sich allerdings mit Gewißheit nicht bestimmen, da die Deutung der Inschriften außergewöhnliche Schwierig-



Die Stätte des dem Gotte Ammon-Ré geheiligten Sonnentempels.

keiten bereitet. Baudenkmäler und Skulpturen zeigen einen entarteten ägyptischen Stil, und nur die ältesten der aufgefundenen Inschriften sind in ägyptischer Schrift und Sprache abgefaßt. Später hat sich offenbar eine besondere meroitische Hieroglyphen- und Kufischrift herausgebildet, von denen die erstere



Reste der großen Säulenhalle mit dem Hauptaltar vom Amontempel.

auf die ägyptische Hieroglyphenschrift, die andere auf die demotische Schrift zurückgeht. Beide Schriftarten sind leider noch nicht mit Sicherheit entziffert, so daß auch über den Inhalt und Sprachcharakter der jüngeren meroitischen Inschriften bislang ziemlich Unklarheit besteht.

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in den ältesten Zeiten nicht Meroë, sondern das am Berge Barkal gelegene Napata die Hauptstadt des äthiopischen Königreichs war, und es ist geeignet, einige

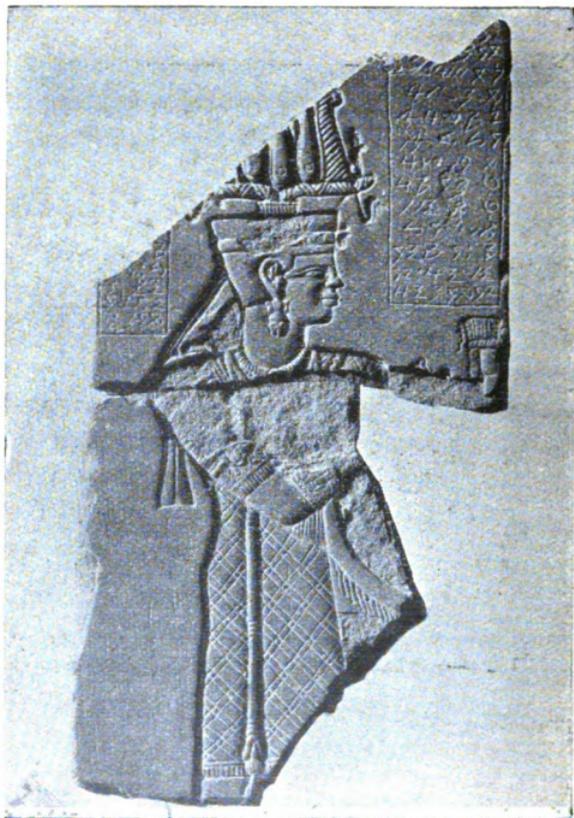
Verwirrung anzurichten, daß von etlichen Forschern mit Entschiedenheit die Behauptung vertreten wird, auch dies Napata, das von Rambyses in seinem Feldzuge gegen die Äthiopier zerstört wurde, habe eigentlich Meroë geheißten. Ihr Hauptargument ist die Tat-



Votivaltar aus Meroë.

sache, daß sich in der Nähe des Berges Barkal noch heute ein Dorf Meraui findet; im übrigen aber steht ihre Annahme auf so schwachen Füßen, daß man es getrost mit denen halten darf, die zwischen einer älteren Reichshauptstadt Napata am Berge Barkal und einer jüngeren, Meroë, auf dem zwischen Nil und Atbara liegenden halbinselförmigen Landteil, der sc-

genannten Insel Meroë, unterscheiden. Außer den Überresten der eigentlichen Residenz hat diese Landschaft noch verschiedene andere Tempelstätten aufzuweisen, deren Entstehung indessen keinesfalls früher als für



Bildnisrelief eines äthiopischen Königs.

das erste vorchristliche Jahrhundert anzunehmen ist. Sie liegen im östlichen Teil des Landes, südlich von dem jetzigen Schendi, und sind unter dem Namen von E'Sofra und Naga bekannt.

Wenn die von den Autoren des klassischen Altertums wiedergegebenen Überlieferungen sich nicht allzu

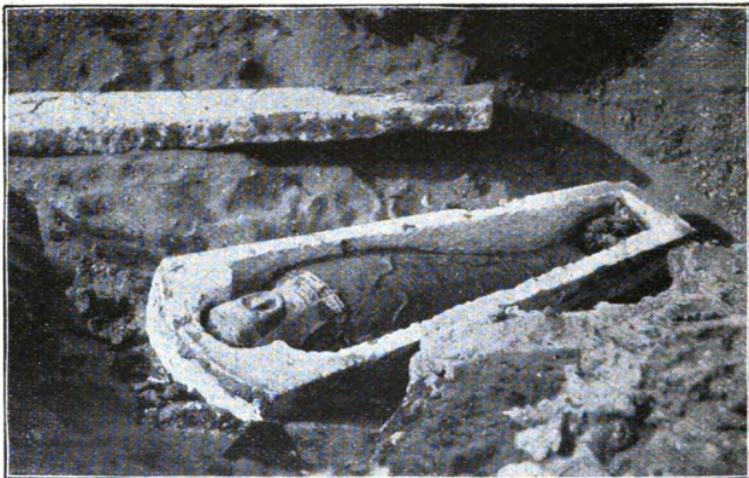
weit von den Tatsachen entfernen, muß man annehmen, daß Äthiopien ursprünglich ganz unter ägyptischem Einfluß stand und ihm seine Zivilisation zu danken hatte. Die Bewohner waren nach den erhaltenen Denkmälern ein wohlgestalteter Menschenschlag von rötlich-brauner Hautfarbe, jedoch stark untermischt mit Stäm-



Bilbsäule einer äthiopischen Königin.

men, die in der künstlerischen Darstellung ganz unverkennbar den Negertypus zeigen. Jahrhundertlang scheinen die ägyptischen Herrscher eine unumschränkte Macht über Äthiopien besessen zu haben, und die Götter Ägyptens waren es, die auch in Napata und Mercä verehrt wurden. Der Zeustempel, von dem die Griechen des Homerischen Zeitalters erzählten, daß er inmitten einer großen Wiese bei der äthiopischen Hauptstadt gelegen sei und daß in ihm jederzeit ein Maß für die festliche Bewirtung der erwarteten göttlichen

Besucher bereit gehalten werde, war ohne Zweifel der von dem Ägypterkönig Amenhotep III. erbaute Tempel des Gottes Amon-Ré von Theben, und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die in jüngster Zeit bloßgelegten Ruinen einer großen Tempelstätte, die unsere Abbildung auf S. 183 wiedergibt, die Überreste dieses großartigen und weitberühmten Bauwerks sind. Die ungeheure Dicke der aus-

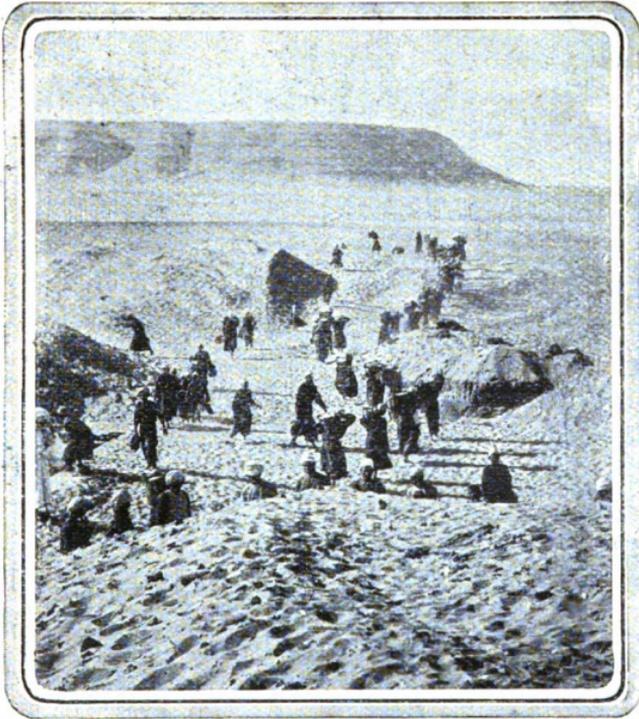


Äthiopische Mumie aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.

gegrabenen Mauerreste läßt in der Tat auf ganz gewaltige Abmessungen schließen, und es steht zu hoffen, daß weitere Nachforschungen an dieser Stelle noch manche interessante Ausbeute liefern werden. Schon hat man den Platz feststellen können, an dem sich inmitten einer großen Säulenhalle der Hauptaltar erhob, und äußerst wertvolle Fundstücke, wie der auf Seite 185 abgebildete Votivaltar und das in Stein gehauene Bildnis eines äthiopischen Herrschers (S. 186), rechtfertigen die Erwartung, daß die Altertumsfor-

schung gerade hier dem Schoß der Erde viel unschätzbares Material wird entreißen können.

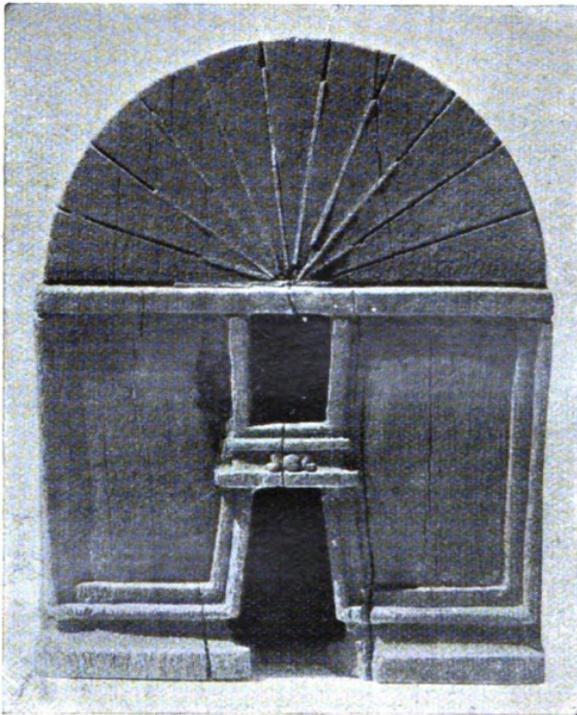
Die Alten erzählen, daß Äthiopien häufig auch von Königinnen beherrscht worden sei, und neuerdings aufgefundene Bildsäulen, deren eine wir in ihren zusammen-



Ausgrabung eines Königsgrabes.

gefügten Bruchstücken auf Seite 187 ebenfalls bildlich wiedergeben, bestätigen die Richtigkeit dieser Angabe. Das eigentliche Regiment aber lag wohl Jahrhunderte hindurch in den Händen der Priester, deren Macht so weit ging, daß sie ihnen mißliebigen Königen in der Gewißheit unbedingten Gehorsams befehlen konnten, sich selbst den Tod zu geben. Und doch waren unter den

Herrschern, die sich willig dieser Priestertyrannie beugten, Männer von außergewöhnlicher Tatkraft und gewaltiger kriegerischer Unternehmungslust. Der Serah der Bibel, der während der zweiundzwanzigsten ägyptischen Dynastie das ganze Niltal eroberte und mit

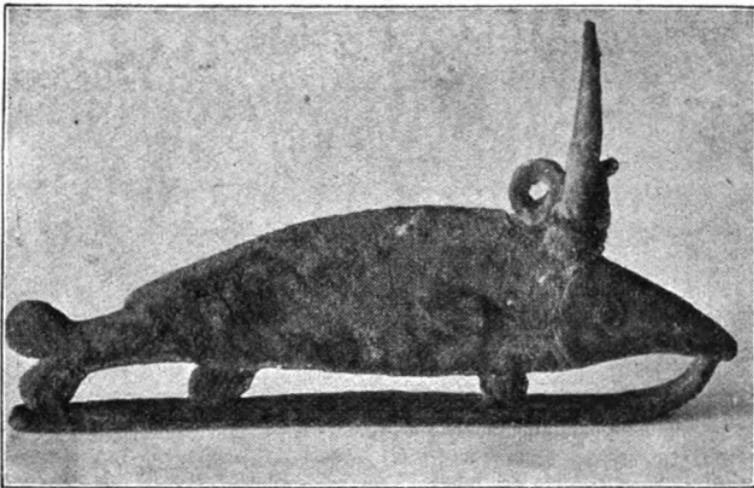


Eine äthiopische Sonnenuhr.

seinem Heere bis nach Syrien vordrang, um dann allerdings eine furchtbare Niederlage durch König Asa zu erleiden, ist kein anderer als Aheret-Ammon von Napata, und unter der dreiundzwanzigsten Dynastie überwog der äthiopische Einfluß in Agypten so vollständig, daß das ursprüngliche Abhängigkeitsverhältnis sich ganz und gar ins Gegenteil verkehrt hatte. König

Tirhakat von Äthiopien konnte damals für einen der mächtigsten unter allen zeitgenössischen Herrschern gelten, und jene Periode bedeutet denn auch wohl die eigentliche Blütezeit des nun schon längst vergessenen ostafrikanischen Reiches.

Auch die bis zu schrankenloser Willkür ausgeartete Priesterherrschaft sollte in einem kraftvollen äthiopischen König ihren siegreichen Bezwinger finden.



Altäthiopische Bronzedarstellung eines heiligen Fisches.

Er hieß Argamon und regierte zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus. Auf furchtbare Art rächte er die unwürdige Knechtschaft, in der seine gekrönten Vorfahren so lange erhalten worden waren, indem er den größten Teil der Priester töten ließ und ihre Tempel zerstörte.

Die zusammenhängende und lückenlose Geschichte des Königreichs Äthiopien zu schreiben, ist eine Aufgabe, die wohl erst in ferner Zukunft und vielleicht niemals ganz befriedigend gelöst werden wird. Die

klassischen Autoren sind, wie schon oben angedeutet, eine ziemlich mangelhafte Quelle, denn erst verhältnismäßig spät hatten Griechen und Römer das Land aus eigener Anschauung kennengelernt. Vereinzelt nur kamen griechische Kaufleute nach Meroë, und wenn auch die astronomische Expedition des Eratosthenes die geographische Lage der Stadt mit ziemlicher Ge-



Ausgegrabene Urne mit 73 Nakenmumien.

nauigkeit feststellte, so ist mit solchen Überlieferungen für die eigentliche historische Forschung doch nur wenig gewonnen. Die Römer gelangten zuerst in den Zeiten des Augustus mit einem von Petronius geführten Heerhaufen nach Napata. Aber schon unter Nero fand eine Forschungs Expedition die Landschaft um Meroë verwüstet und öde.

Vom siebenten bis zum ausgehenden dreizehnten Jahrhundert nahm das christliche Königreich Dongola die Gebiete des alten Äthiopien ein, dessen ruhmvolle

Vergangenheit damals völlig aus dem Gedächtnis der Menschen verschwunden war.

Der nachspürenden Wissenschaft einer neuen Zeit erst war es beschieden, aus den im afrikanischen Sande begrabenen trümmerhaften Denkmälern seiner Kultur das Wesen und die Geschichte eines dahingeschwundenen Volkes zu ergründen, insoweit wenigstens, als der aller irdischen Herrlichkeit und allem Menschenwert anhaftende Fluch der Vergänglichkeit es ihr gestattete.





Das Gespenst der Ehre.

Von Else Höffer.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem großen Hotel auf Korfu stand der alte Graf Hetebrind und sah die leuchtende Strada Marina hinab, auf der sein Sohn kommen mußte. Die weiße Südsonne lag gleißend auf dem Meere und weckte Milliarden von Brillanten auf der bewegten Fläche. Die Mauer der Fortezza vecchia blendete, und Graf Hetebrind kniff die weißen Wimpern zusammen und machte ein mißvergnühtes Gesicht, denn er dachte voll Sehnsucht an die braunen Felder von Alt-Margendorf, auf denen jetzt schon die milde Herbstsonne lächelte.

Wenn er es nicht um den Jungen getan hätte — wahrhaftig, er hätte seine Scholle nicht verlassen, um in diesem heißen, aufdringlich sonnigen Lande sein Heimweh täglich von neuem hinunterzukämpfen, wo ihm die Leute so fremd und ungemütlich waren, daß er nie ohne Revolver in der Tasche ausgehen mochte. Aber der Junge konnte so unwiderstehlich bitten, und wer weiß schließlich, wie lange er ihn noch hatte; er war ja schon alt und würde wohl seinen Einzigen nicht mehr als Mann sehen.

Da erblickte er auf der Straße die schlanke, weiße Gestalt, und in den alten, stahlgrauen Friesenaugen blitzte es auf. Wie hübsch der Junge war, ein bißchen schmal allerdings, ein wenig weich die Bewegungen,

und das Gesicht mädchenhaft mit sanften Wimpern und einem feinen, beweglichen Munde.

Er hätte ihn lieber straffer gehabt, härter und klarer im Ausdruck, aber trotzdem empfand er die bestridende Anmut des Jünglings wie eine Liebkosung, und er lächelte ein ganz verstecktes, stolzes Lächeln.

Wahrhaftig den Jungen drückte diese schwüle Luft auch zusammen, der vertrug dies weichliche Klima auch nicht, denn er ging ganz schlapp mit vorgebrückten Schultern und hob die Augen kaum.

Graf Hetebrind kam ihm mit kurzen, energischen Schritten entgegen und stieß mit dem Stock klirrend auf den Boden, gleichsam um den Sohn zu wecken und aufzurütteln.

Jürgen v. Hetebrind hob müde die Augen und errötete tief.

Der Vater ärgerte sich ein wenig. Was brauchte der Junge zu erröten wie ein kleines Mädchen! Zu weich war er, das war wirklich wahr!

Etwas barsch sagte er: „Na, endlich! Habe schon eine ganze Weile gewartet!“

Jürgen sah an ihm vorbei. „Wollen wir spazieren gehen? Vielleicht nach Monrepos?“

Der Vater nickte und machte sich gleich auf den Weg.

Jürgen ging neben ihm her mit gleichsam gebrochenen Bewegungen, denen der Rhythmus fehlte.

Der Alte schoß prüfende Augenblicke auf ihn und sah, wie gut ihm die weiße Uniform der Fähnriche zur See stand, deren leichter Stoff den schlanken Körper knapp umschloß. Aber es fehlte dem Jungen etwas, er war gedrückt und sah elend aus, er hatte jedenfalls einen Anpiff bekommen.

Der Alte schmunzelte, Krähenfüße gruben sich um seine Augen. Na, Jürgen würde schon beichten, und

er würde dann ein bißchen poltern, obwohl er sich im Grunde über jede Dummheit freute, denn eigentlich machte Jürgen viel zu wenig Dummheiten.

Sie gingen langsam durch die schattigen Wege des alten Parkes von Monrepos, genossen die grüne Dämmerung nach der weißen Helle und atmeten mit jeder Pore die frische Kühle des Schattens, die sich wie ein leichtes, luftiges Gewand um sie legte.

Der Park hatte tausend geheimnisvolle Winkel und versteckte Lieblichkeiten, er war wie ein Märchengarten, durch den träumende Kinder gehen, um die Elfen zu suchen. Doch die schlafen in der Mittagsglut, aber man spürte: sie waren da, man fühlte ihren Atem und wußte, zur Nacht würden sie erwachen und auf den großen, fremden Blumen schaukeln und die ernsthaften Zypressen auslachen.

Der Alte fühlte den Märchenzauber und nahm den Stock unter den Arm; ihn störte das Aufklirren der Zwinge plötzlich.

Vor jedem schönen Baumeremplare blieb er stehen und bog den Kopf in den Nacken und prüfte den Wuchs und schätzte die Höhe.

Jürgen sah immer gerade aus mit einem heißen, konzentrierten Blick.

„Drüben auf der Klippe sage ich es ihm,“ dachte er unaufhörlich. „Er muß mir helfen — er allein kann mir raten!“

Er sah nicht die gekrümmten Agaven und nicht die stolzen Zypressen und nicht die blanken Zitronen- und Orangenbäden, er blickte immer nur starr auf das helle Riff, das sich in die blaue Flut reckt, das einsam und still dem flinken Spiel der weißen Wogen standhält, und das der alte Park von der Landseite aus wie mit einer Mauer von der Welt abschließt.

„Dort drüben wollen wir uns setzen,“ sagte Jürgen bittend.

Sie gehen über glatte, blanke Steine, und des alten Grafen Stockzwingel klirrt wieder hart auf.

Jürgen breitet ein Plaid über den Felsen, und schwerfällig setzt sich der Vater.

Es ist Sonntagsstille um sie. In der Ferne schwingt sich die sanfte Kontur der Albaner Berge im Blau, das Meer plaudert im Schläse, und draußen glänzt das helle Schulschiff, die „Marie-Margarete“, in der Sonne.

Sie träumen beide vor sich hin, der Junge atmet bellommen.

Plötzlich reißt er sich zusammen. „Du Vater, ich muß dich etwas fragen. Ich brauche deinen Rat — weiß mir nicht zu helfen!“

Sein Gesicht ist ganz blaß, und die weichen Lippen zuden.

Der Alte sieht ihn von unten herauf scharf an. Der Humor ist nicht aus seinem Gesicht gewichen. „Wird 'ne nette Dummheit sein,“ denkt er.

„Du weißt ja, Vater, der Redow und ich, wir können uns nicht recht vertragen. Schon vom Korps aus. Er ist so robust, verspottet mich immer, macht mich immer lächerlich vor den anderen. Auch heute morgen wieder. Er quälte und stichelte, ich weiß selbst nicht mehr recht, wie alles kam — weiß nur, daß ich einmal nicht mehr an mich halten konnte, daß ich aufsprang und vor allen anderen ihm eine Ohrfeige gab, daß er taumelte.“

„Das ist recht!“ sagte der Alte mit grimmiger Freude.

Gottlob — endlich erwachte der Junge, wie ein Wunder war dieser jähe Ausbruch!

„Ich verstehe mich selbst nicht,“ murmelte Jürgen. Und auf einmal lief es seinen Leib herab wie ein Frost inmitten der Sonnenglut. „Vater,“ sagte er erstickt, „nun sagt Arnim, er würde mich fordern —“

Der Alte fuhr zusammen und sein Gesicht wurde ganz aschgrau. „Unsinn!“ wollte er sagen, aber er bekam keinen Ton über die Lippen.

„Wir wären doch Fähnriche — bald Offiziere!“ Ganz erwürgt klang die Stimme des Jungen. „Vater, das ist doch nicht nötig? Sag doch Vater: wir brauchen uns doch nicht zu schießen?“

Der Vater sank etwas vornüber, als habe sein Rückgrat die Kraft verloren. „Doch, mein Junge,“ sagte er dumpf. „Das muß wohl sein. Eine Ohrfeige — das ist doch ganz selbstverständlich!“

Auf einmal sah er, daß die Hände seines Sohnes zitterten, und er erschrak bis ins tiefste Herz.

„Du wirfst dem Burschen eben einen Denktzettel geben, mein Junge!“ fuhr er fort.

„Oder er mir! — Er wird mich erschießen — ich weiß es ganz genau. Ich muß sterben — er schont mich nicht!“ Sein Gesicht war totenblaß, und seine Augen starrten, als sähen sie ein Grausen. „Um eine solche Dummheit — alles ist aus!“ — Er reckte sich, ballte die schmalen Hände. „Ich will es aber nicht — nein, um keinen Preis! Ich nehme die Forderung nicht an.“ Seine Brust leuchte schwer. „Um solch eine Dummheit sterben — das verstehe ich nicht, das ist doch unmöglich! — Das kann man doch nicht von mir wollen — das tue ich nicht! — Vater — du verstehst mich doch — nicht wahr, ich muß mich doch nicht schießen?“

Der alte Graf nahm die schmale, zitternde Hand. Er verstand seinen Jungen nicht, aber er tat ihm

leid. „Zürgen, überlege mal: es ist doch keine Kleinigkeit, wenn du einem Manne ins Gesicht schlägst. Er kann das doch nicht stillschweigend einstecken! Das ist doch auch nicht mit einem Worte wieder gutzumachen. Das ist das Schlimmste, was ein Mann dem anderen antun kann. Du kannst ihm doch die Genugtuung nicht versagen, mußt dich ihm stellen — das ist deine Pflicht!“

„Pflicht!? Mich totschießen zu lassen, das Leben zu verlieren um einen einzigen törichten Augenblick — das verstehe ich nicht, das habe ich nie verstanden.“

„Dann hättest du nicht Offizier werden dürfen!“ sagte Graf Hetebrind heftig.

Zürgen hörte ihn nicht. Er sah mit einem strahlenden Blick um sich, trank die Schönheit der Erde mit den Augen. „Das alles lasse ich freiwillig nie! Ich soll mich selbst auslöschen, nicht mehr sein — nur weil ein roher Lummel mich geärgert und gereizt hat!“

„Zürgen,“ unterbrach ihn der alte Graf scharf, „du mußt fühlen, daß es für dich nur einen Weg gibt — kein Zögern und kein Grübeln. Ich verstehe nicht, daß du das nicht fühlst mit jedem Blutstropfen, als eine eiserne Notwendigkeit fühlst. Du bist doch mein Sohn, ein Hetebrind!“

In Zürgens Gesicht wechselte fortwährend die Farbe. „Ich fühle nur eines — daß ich nicht sterben will!“

In dem alten Friesengesicht standen tiefe Runen. „Es ist wohl schon manchem schwer geworden, und er hat sich doch zusammengerissen, hat die elenden Nerven untergekrüppelt, und keiner hat gemerkt, daß die Todesangst ihn würgte. Du mußt, Junge! Du bist mein Einziger auf der Welt, aber da gibt es doch gar keine Wahl für einen Mann und Edelmann!“ Helle

Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, er nahm die Mütze ab und wischte sich mit dem großen, weißen Taschentuch über den Kopf. „Was sind das bloß für Erörterungen! — Jürgen, das ist doch unser höchstes Gesetz!“

Jürgens Gesicht war ganz klein und schmal geworden. „Ich habe das Leben lieb, das ist mein höchstes Gesetz. Ich halte es fest. Du kannst mich nicht zwingen.“

Der alte Graf stand auf. „Ich werde dich zwingen.“ Seine Stimme war eisig und feindselig und klanglos vor Angst. Der Junge wollte zum Feigling werden, das war das Schlimmste!

Er begann zu bitten.

„Jürgen, ein Leben ohne Ehre ist schlimmer als der Tod. Du wirst verachtet, ausgestoßen, ein Vellastierter. Es ist nicht auszudenken! Ein Hetebrind, der kneift!“

Entsetzen stand in seinen Augen.

„Ich will die Schande gern tragen — nur leben will ich! Ich will den bunten Rock ausziehen, will still in Alt-Margendorf leben oder im Ausland —“

Mit hartem Griff packte die alte Hand das schmale Gelenk. „Du fürchtest dich?“

Jürgen kniete zusammen, das weiche Gesicht wurde ganz schlaff. „Ja,“ hauchte er, „ich fürchte mich. — Hilf mir doch, Vater!“

Der Alte schleuderte wie im Ekel die Hand des Sohnes von sich. „Feigling — erbärmlicher! Du wirst dich zusammenreißen, wirst dich und deinen Namen nicht in den Schmutz zerren! Und wenn du innerlich vor Angst vergehst: du stehst deinem Gegner und läßt dich über den Haufen schießen, wenn es so sein soll, aber du kneift nicht, solange ich lebe.“

„Vater, ich kann es nicht, meine Kraft reicht nicht

— ich fühle es!“ Er hob beide Hände wie ein bittendes Kind. „Angst habe ich, Vater, grauenvolle Angst — sie ist stärker als alles!“

Eine schwere Stille war über ihnen, nur das sanfte, plätschernde Singen der Wogen an den weißen Klippen war zu hören. Der alte Graf rührte sich nicht, ihm war, als zerbräche ihm sein Leben zwischen den Händen.

„Jürgen, wenn ich dich bitte, herzlich bitte!“

Ein Blick wahnsinniger Pein antwortete ihm.

Da kam das Erbarmen über ihn mit dem Schwächling, den er nicht verstand. „Geh!“ sagte er tonlos.

Jürgen ging langsam über die weißen Klippen davon, die Augen des Vaters folgten ihm mit brennendem Blick.

Der ging jetzt der Schande entgegen — der tat heute seinem Namen die höchste Schmach an — der nahm alle Verachtung auf sich, weil er nicht wie ein Mann fühlen konnte. Mit Fingern würden sie auf ihn zeigen, gebrandmarkt war er für ewig! Tot war er — tot für seinesgleichen, für seine Waffengenossen, die ihre Ehre hüteten mit ihrem Blut! — So konnte er doch nicht leben, so schmach- und hohnbedeckt konnte er sich doch nicht bis ans Ende schleppen! — Da war doch der Tod besser — viel besser!

Die Gedanken des Alten gingen ganz schwer und klar durch seinen Kopf.

Das durfte er doch nicht dulden, daß sein Sohn ein Ehrloser wurde! Der wußte ja nicht, was es hieß, ohne Ehre leben! — Und wenn Jürgen den schweren Weg wirklich nicht gehen konnte, so mußte er ihm eben helfen, schützen mußte er ihn vor der größten Schande!

Die weiße Gestalt ging müde, hilflos, ziellos an

Ufer hin. Der Blick des Vaters umfaßte die feine Silhouette, ein reißender Gram zuckte in seiner Brust.

„Armer Junge!“

Dann tastete seine Hand in der Tasche. Die Browningpistole hing ihm schwer zwischen den Fingern. Er hob die Hand. Sein Herz stand still vor Mitleid.

Ein leiser, verhallender Knall.

Die helle Gestalt am Ufer zuckte zusammen.

Dann fiel sie vornüber auf den durchsonnten Sand.

Ein wildes Aufstöhnen. Dann hob der alte Hetebrind die Waffe an seine Schläfe.

„Nun kann keiner den Jungen feige schelten!“

Und wieder der leise verhallende Knall.

Die blauen Wogen mit den weißen Krönchen spielen arglos weiter, und drüben auf der „Marie-Margarete“ flatterte die Flagge im Winde.





Die Anmut der Gebärde.

Von Reinhold Ortmann.

Mit 12 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Als die wesentlichsten Voraussetzungen weiblicher Schönheit gelten uns im allgemeinen ein regelmäßiges Antlitz und eine wohlgebaute Gestalt. Dafür aber, daß diese Vorzüge den Schönheitsbegriff nicht erschöpfen, ja, daß ihr unbestrittenes Vorhandensein oft nicht einmal hinreicht, der Besitzerin in der Schätzung anderer das von jeder Evastochter so heiß begehrte Beiwort „schön“ einzutragen, erhalten wir Tag für Tag die augenfälligsten Beweise.

Wir legen eben bei der Beurteilung eines lebendigen menschlichen Wesens bewußt oder unbewußt einen ganz anderen Maßstab an als bei der Betrachtung eines Bildes oder einer Statue. Wohl ist es auch hier zunächst die äußere Form, der unser Interesse gilt, und die uns je nach ihrer Beschaffenheit in größerem oder geringerem Maße anzieht; aber diese Form ist für uns so unauflöslich verbunden mit der Vorstellung eines beseelten Individuums, daß wir den Grad unserer Bewunderung unwillkürlich abhängig machen von den mehr oder weniger angenehmen Eindrücken, die wir durch die Lebensäußerungen des in Betracht kommenden Wesens erhalten.

Zwei weibliche Augenpaare könnten in Größe, Form und Farbe bis in die kleinste Einzelheit voll-



Bewunderung.

Ein feines, gerades Näschen, weich gerundete Wangen, ein kleiner roter Mund vermögen uns ebensowohl in das höchste Entzücken zu versetzen, als sie uns durchaus kalt und gleichgültig lassen können, je nachdem das Gesicht, dessen Bestandteile sie ausmachen, als der Seelen Spiegel einer sympathischen oder einer unsympathischen Persönlichkeit auf uns wirkt.

Jene durch das Innenleben beeinflussten Muskelbewegungen, die wir als das Mienenspiel eines Menschen bezeichnen, sind für die Bewertung nach

kommen übereinstimmen und doch wäre es sehr wohl denkbar, daß uns das eine als schön erscheint, während wir dem anderen diese schmeichelhafte Bezeichnung unbedenklich vorenthalten — aus keinem anderen Grunde, als weil der Blick des ersteren von feuriger Lebhaftigkeit oder von rührender Sanftheit ist, der des letzteren aber ausdruckslos, stumpf und blöde.



Sincerität.

Schönheit oder Häßlichkeit in den allermeisten Fällen viel wichtiger als die Formen selbst, und wir brauchen nur die hier und da von illustrierten Zeitschriften veröffentlichten Porträte der Preisträgerinnen in irgendwelchen „Schönheitskonturrenzen“ zu betrachten, um beweiskräftige Belege dafür zu erhalten. Wir, die wir nur die Bilder in ihrer Unbeweglichkeit der Züge

vor uns sehen, werden beinahe immer zu einem wesentlich anderen Urteil gelangen als die Preisrichter, die

das lebendige, lachende, schmollende oder verschämte Original vor sich hatten, und die in der Art, wie die eine oder die andere dieser Stimmungen zum Ausdruck kam, die für ihre Entscheidung ausschlaggebenden Reize entdeckten.

Was aber von dem Gesicht gilt, gilt in kaum geringerem Maße auch von der Gestalt. Ein weiblicher Körper kann



Schelmerei.



Angst.

in der Ruhe von dem vollkommenen Ebenmaß einer antiken Statue sein und uns dessen ungeachtet in der Bewegung geradezu den Eindruck der Häßlichkeit machen. Die Art der Haltung, des Ganges und der Geste sind auch hier das in erster Linie Entschei-



Unmut.

dende. Wir können in jedem beliebigen Theater oder Varieté un schwer die Bestätigung dafür erhalten, daß wohl die Anmut der Bewegung selbst empfindliche Mängel der Form völlig vergessen machen kann, daß aber Plumpheit, Schwerfälligkeit und eckige Härte der Gebärden auch den prachtvollsten Körperbau sofort jedes unserem Auge wohlgefälligen Reizes berauben.

Daß auch der Klang der Stimme und der Tonfall der Rede, die Modulationen des Lachens oder Weinens unser Urteil sehr wesentlich beeinflussen können, ist gewiß; aber diese suggestiven Einflüsse liegen doch schon auf einem anderen Gebiet als dem der reinen Sinnes-

eindrücke. Nur an diese — insonderheit, soweit sie durch das Auge vermittelt werden — denkt man zunächst, wenn man von den Kriterien des Begriffes der Frauenschönheit spricht. Da aber läßt sich getrost sagen, daß die Vorstellungen von Schönheit und Anmut für uns untrennbar miteinander verschmolzen sind, und daß es die erste ohne die zweite in unserer Phantasie überhaupt nicht gibt.

Die Anmut aber, die wir fordern, ehe wir einer Frau den von ihr am meisten begehrten Ehrentitel geben, soll sich auf tausendfältig verschiedene Weise offenbaren, denn sie muß eben aus jeder Lebensäußerung des betreffenden Wesens zu uns sprechen.



Übermut.

Reine Gebärde ist so unbedeutend, keine Bewegung der kleinsten Muskelpartie so geringfügig, daß sie nicht zugleich anmutig wirken könnte. Das Heben und Senken der Augenlider, ein kaum merkliches Spiel der Nasenflügel oder der Mundwinkel, ein leichtes Neigen

des Kopfes sind oft genug imstande, ein weibliches Wesen auf nahezu wunderbare Weise zu verschönen. Aber es ist selbstverständlich, daß wir den Liebreiz der Bewegung am stärksten empfinden, wenn er sich in der lebhaften Gebärde kundgibt.

Aus der größeren oder geringeren Lebhaftigkeit der gewissermaßen angeborenen Gebärdensprache erklärt sich darum auch zum weitaus größten Teile die Verschiedenheit in der Schönheitseinschätzung des weiblichen Geschlechts bei den verschiedenen Nationen. Man frage einen Reisenden, der von einer Rundfahrt durch ganz Europa zurückgekehrt ist, bei welchem Volke er die meisten schönen Frauen gefunden habe, und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß in seiner Liste die Französinnen und Spanierinnen obenan, die Engländerinnen aber ganz am Ende stehen werden. Und doch müßte, wenn nur die Formen des Gesichts und des Wuchses in Betracht kämen, die Reihenfolge eine ganz andere sein, denn das Antlitz der Französin ist nur in Ausnahmefällen von tadelloser Regelmäßigkeit, während sich unter den Töchtern Albions sehr viele wundervoll geformte Gesichter finden.

Aber die Engländerin ist, wie sich ein guter Beobachter einmal sehr treffend ausgedrückt hat, gewöhnt, nur mit der Zunge zu sprechen, während die Französin nicht nur mit den Lippen, sondern auch mit den Augen und mit jedem Muskel ihres Gesichts, mit den Händen und oft genug mit dem ganzen Körper zu sprechen pflegt. Dadurch aber bietet sich ihr eine unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten, Anmut und Grazie zu offenbaren und in dem Beobachter durch eine unendliche Reihe stetig wechselnder, reizvoller Bewegungsbilder den durch ihr Äußeres an und für sich vielleicht kaum gerechtfertigten Eindruck der Schön-

heit hervorzu-
bringen.

Solche blick-
schnell vor-
übergehenden
Bewegungs-
phasen im
Bilde festzu-
halten, ist selbst
im Zeitalter
der auf Sekun-
dentaufend-
stel reduzier-
ten Moment-
aufnahmen
keine ganz

leichte Aufgabe. Ihre Lösung wird schon deshalb immer
eine unvollkommene bleiben müssen, weil sich weder



Ironie.

1913. IV.



Freudige Überraschung.

der Glanz der Augen
noch der holde Wechsel
der Farbe auf der pho-
tographischen Platte
wiedergeben lassen, und
weil es doch schließlich
immer nur die vollende-
dete Bewegung, nicht
die oft so unbeschreib-
lich reizende Art ihrer
Ausführung ist, die dem
Beschauer vor Augen
kommt.

Mit dieser natürli-
chen und selbstverständ-
lichen Einschränkung

14

aber dürften unsere Augenblicksaufnahmen zu dem Besten gehören, was in der Veranschaulichung weiblicher Bewegungsanmut je von einem geschickten Photographen geleistet worden ist. Daß das Modell eine in der Beherrschung ihres Gesichts und ihrer Glieder wohlgeübte Tänzerin ist, kommt nach meinem Dafürhalten nicht wesentlich in Betracht, denn von hundert



Verschämtheit.

berühmten Tänzerinnen oder Schauspielerinnen, die man vor die Aufgabe stellte, ein wohlgezähltes Dutzend verschiedener Stimmungen und Affekte vor der photographischen Kamera durch ihr Gebärdenenspiel zum Ausdruck zu bringen, würde wahr-

scheinlich nicht eine einzige mit derselben natürlichen, von aller theatralischen Übertreibung freien Anmut zu posieren imstande sein.

Was diese junge Spanierin zu einem für unsere Zwecke so dankbaren Objekt gemacht hat, ist sicherlich nicht so sehr die durch ihren Beruf erworbene Geschicklichkeit als die ihrer Rasse eigentümliche, angeborene Lebhaftigkeit und Grazie der Gebärdensprache. Es würde sicherlich viele geben, die ihr Gesicht im Zustande völliger Ruhe nur mäßig schön finden; aber ich fürchte nicht, einem Widerspruch meiner Leser zu

begegnen, wenn ich sage, daß dies Gesicht einzig durch die Anmut des Mienen- und Gebärdenspiels zu einem der reizendsten und bestrickendsten werden kann, die sich eine anspruchsvolle Phantasie nur immer vorstellen mag. Ich brauche zum Beweise dafür wohl nur auf die mit „Heiterkeit“,



Mitgefühl.

„Bewunderung“, „Mitgefühl“ bezeichnen Bilder hinzuweisen. Daß aber selbst der in seiner Natürlichkeit durchaus überzeugend wirkende Ausdruck des „Ent-



Bestürzung.

setzens“ dies wunderbar beredte Gesicht viel eher verschönt als entstellt, ist gewiß ein recht anschaulicher Beleg für die Richtigkeit der oben aufgestellten

Behauptung, daß wahre weibliche Anmut sich in keiner Lebensäußerung verleugnet, auch wenn diese Äußerung als Spiegel einer peinlichen und schmerz-

lichen Empfindung ganz und gar nicht darauf berechnet ist, Wohlgefallen zu erregen.

Daß unsere deutschen Frauen an Lebhaftigkeit und damit auch an bestechender Anmut der Gebärde hinter den Französinen und den Töchtern des Südens zurückstehen, läßt sich ja nicht leugnen, um wieviel aber sind sie in dieser Hinsicht noch immer den Engländerinnen überlegen, die teils durch angeborene



Entsetzen.

Rühle des Temperaments, teils durch das anezogene Bestreben, selbst in Augenblicken des Affekts eine immer gleiche Gemessenheit und Zurückhaltung zu bewahren, zu ihrer oft bespöttelten Steifheit und zu der sattfam bekannten, puppenhaften Unbeweglichkeit ihrer an sich oft so hübschen Gesichter gelangt sind! Daß sie damit zugleich um einen der liebenswertesten weiblichen Reize ärmer geworden sind, weiß jeder, der des öfteren Gelegenheit gehabt hat, englische Damen im gesellschaftlichen Leben zu beobachten.

Beinahe jede Engländerin scheint, wie man bei uns in höflicher Umschreibung des Begriffs „Unbeholfenheit“ zu sagen pflegt, zwei linke Hände zu haben. Sie bringt es fertig, ein „Ich liebe dich“ mit derselben gleichgültigen, nichtsagenden Miene und auch ungefähr in demselben Tonfall auszusprechen wie den Wunsch nach etwas Schlagfahne, und es ist ganz glaubhaft, wenn ein Reisender versichert, daß er während längeren Aufenthalts in England nur ein einziges Mal bei einer Gruppe junger Damen ein reizvolles und graziöses Gebärdenpiel beobachtet habe — bei einer Gruppe junger Damen, von denen er später in Erfahrung brachte, daß es die Zöglinge eines — Taubstummeneinstituts gewesen waren.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Kaiser Franz Joseph und sein Leibarzt. — Die dem greisen Herrscher der österreichischen und ungarischen Monarchie allgemein entgegengebrachte Verehrung, Liebe und Dankbarkeit sowie das große Interesse für seine Person haben schon viele Federn in Bewegung gesetzt, um das häusliche Leben des Kaisers möglichst anschaulich zu schildern. So eifrig sich aber auch die Schilderer bemühten, mehr als winzige Einzelheiten, und diese meist unrichtig und verzerrt, konnten nicht geboten werden. Harmlose Dinge wurden zur Befriedigung des Sensationsbedürfnisses pilant aufgepußt, manches maßlos übertrieben. Die Schilderer waren eben meist auf durchgesiderte Erzählungen, auf gelegentliche Beobachtungen oder Domestiklenklatsch angewiesen, denn Informationen zu Pressezweden wurden nicht erteilt, irrige Zeitungsmeldungen ignoriert.

Die Gewißheit, daß Berichtigungen nicht erfolgen, mußte naturgemäß led machen, und so wird denn von Zeit zu Zeit dem gläubigen Publikum mit viel Verwegenheit allerlei aus dem Privatleben des greisen Kaisers erzählt, was von der Wahrheit sehr weit entfernt ist.

Sehr eifrig wird das Verhältnis des Kaisers zu seinem Leibarzt erörtert, in neuester Zeit sogar von Ärzten, die gelegentlich in Bad Ischl weilten und Wiener Journalisten in die Hände gerieten. Um die Person des Leibarztes, den Generalarzt Doktor Kerkz, einen strammen Siebziger mit einer mehr als dreißigjährigen Dienstzeit als Leibarzt, haben sich so Legenden gebildet, die anscheinend unzerstörbar sind, immer wieder auftauchen und trotz ihrer Unwahrheit verbreitet und geglaubt werden. Beispielsweise ist die Geschichte,

wie Doktor Kerzl Vertrauensmann und Leibarzt des Kaisers wurde, außergewöhnlich gut — erfunden. Mit aller Bestimmtheit versicherte mir Generalarzt Doktor Kerzl, daß diese Geschichte „leider nicht wahr ist“.

Ein ungarisches Blatt listete vor Jahren nämlich seinen Lesern folgendes auf: „Als man nach dem Tode des Professors Wiederhofer nach einem neuen Leibarzt für Kaiser Franz Joseph suchte, empfahl Generaladjutant Graf Paar einen Militärarzt namens Kerzl, der den Grafen und auch die Kinder der Erzherzogin Marie Valerie mit Erfolg ärztlich behandelt hatte. Der Kaiser bestimmte, daß sich Doktor Kerzl am nächsten Tage um zehn Uhr vorstelle. Wer aber zu dieser Stunde nicht kam, war Doktor Kerzl. Erst um elf Uhr konnte der Adjutant vom Dienst dem Kaiser melden, daß der zur Vorstellung befohlene Doktor Kerzl eingetroffen sei. Ungehalten ob dieser Unpünktlichkeit sprach der Kaiser: ‚Lassen Sie ihn hereinkommen, ich werd's ihm schon geben.‘ Doktor Kerzl trat in das Audienzzimmer. Der Monarch sprach: ‚Ich habe Sie für zehn Uhr befohlen. Jetzt habe ich keine Zeit mehr für Sie,‘ machte eine abweisende Handbewegung und lehrte dem Militärarzt den Rücken. Doch Doktor Kerzl blieb ruhig an der Tür stehen und erwiderte: ‚Majestät! Ich hatte im Garnisonsspital eine unaufschiebbare Operation vorzunehmen — es handelte sich um ein Menschenleben!‘ Der Kaiser wandte sich um und fragte: ‚Wer ist der Kranke?‘ — Kerzl antwortete ruhig: ‚Ein Soldat vom 73. Infanterieregiment!‘ — Ohne ein Wort zu sprechen, trat der Kaiser zu Doktor Kerzl, blickte ihm in die Augen und schüttelte dann kräftig die Hand des Arztes. Die Sache war erledigt. Kerzl wurde Leibarzt und Vertrauensmann.“

Von zwei Unwahrscheinlichkeiten abgesehen, muß zugegeben werden, daß sich das Geschichtchen sehr nett liest. Da das anfängliche Verhalten des Monarchen dem ritterlichen Wesen des Kaisers durchaus widerspricht, fragte ich den Leibarzt, was denn an der Geschichte wahr sei. Die Antwort lautete: „Sie ist leider, was meine Person betrifft, gar nicht richtig. Es wäre ja ganz interessant, wenn es so gekommen wäre; aber es ging

weit einfacher zu. Ich kam durch den verstorbenen Leibarzt zum Hofe, war elf Jahre in Laxenburg, ohne den Kaiser auch nur zu Gesicht zu bekommen, und erst nach Ablauf dieser Zeit vertrat ich den erwähnten Leibarzt bei Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth und bei der Erzherzogin Valerie. Erst nach Verheiratung der Erzherzogin Valerie kam ich nach und nach zu Seiner Majestät, ohne erst extra zum Leibarzt ernannt zu werden. Von da an wurde ich auch zu den Jagden geladen.“

Mit der netten Geschichte ist es also nichts.

Der Neid dichtet dem Leibarzte auch Eigenschaften an, die Doktor Kexl nicht besitzt, die ihn aber in kollegialen Kreisen diskreditieren sollen, indem behauptet wird, daß Doktor Kexl „zu weich, zu sanft und ein bißchen zu bürokratisch sei“. Nun, der Monarch schätzt seinen altbewährten Leibarzt und Vertrauensmann juist wegen seiner Energie, die er in Fällen der Notwendigkeit immer geltend macht. Im übrigen ist Doktor Kexl ein schlichter, bescheidener und lebenswürdiger Mann, der von Bürokratismus ungefähr ebensoweit entfernt ist als diese Geschichtchen von der Wahrheit. Eines ist richtig: ein willfähriger Patient ist der Kaiser nicht. Er will nicht krank sein, weil ihm die Zeit hierzu fehlt und weil nach dem strengen Pflichtbewußtsein des Monarchen sein „Dienst“ nicht unterbrochen werden darf und soll. Mit Weichheit und süßlicher Sanftheit läme der Leibarzt nicht weit, vielmehr muß er bei allem Respekt entschieden auftreten und die ärztliche Autorität wahren, auf seine Verantwortung hinweisen. Leicht ist diese Aufgabe nicht. So hat es einen harten Kampf gekostet, den starken Kaffee durch Tee zu ersetzen. Nach der letzten Erkrankung des Kaisers verordnete der Leibarzt Tee zum Frühstück — gegen den Willen des Monarchen, der seinen Kaffee nicht missen wollte. Doch fügte er sich schließlich in der Erkenntnis, daß sein Arzt wissen müsse, was er verordne. Seit her hat sich der Kaiser an den Tee gewöhnt, und von dem seit der Jugendzeit von ihm bevorzugten Wiener Kaffee ist jetzt keine Rede mehr.

Eigenartig ist das zweite Frühstück, bestehend aus einem

halben Liter Sauermilch mit einem Hörnchen (Ripfel), und sehr einfach das Mittagmahl, auch dann, wenn Mitglieder der kaiserlichen Familie zum Beispiel in Jschl teilnehmen. Das Menü hierzu wird dem Kaiser beim zweiten Frühstück zur Genehmigung vorgelegt. Speist der Kaiser allein, so wird das Menü sehr zusammengestrichen: Suppe, weichgekochtes saftiges Ochsenfleisch, irgend eine Mehlspeise — das ist alles. An Getränk nimmt Seine Majestät eine kleine Flasche Bier, zur Mehlspeise ein einziges Glas Wein täglich. Sehr gern isst der Kaiser Gurkensalat; im Hofküchengarten wird eigens eine besonders zarte Sorte von Gurken gezogen. Wenn die Zwetschgengzeit gekommen ist, setzt der Küchenchef gewissenhaft die Mehlspeise in Verbindung mit gekochten Zwetschgen auf das Menü und zwar in Erinnerung an eine Bemerkung, die der Kaiser einmal in Jschl auf den Speisezetteln geschrieben hatte. Eines Tages hatte nämlich der Küchenchef als Süßspeise vorgeschlagen: „Kleine Kuchen à la Trianon.“ Der Kaiser ließ diesen Vorschlag gelten, schrieb aber darunter die Frage mit seiner zierlichen kleinen Schrift: „Warum nie Zwetschgentnödel?“

In jedem süddeutschen Bürgerhause kennt man die Zwetschgentnödel als Spezialität zur Herbstsaison. Die entkernten Zwetschgen werden in einen dünn gewalzten Kartoffelteig gegeben, zu Knödelchen geformt, diese in heißem Wasser aufgekocht, sodann mit heißgebräunter Butter überbrüht und möglichst warm serviert. Für alle Kinder in Bayern und Österreich sind Zwetschgentnödel ein sehr begehrtter Lederbissen, von dem die Jugend gewaltige Mengen verzehrt, vorausgesetzt, daß der Vorrat groß genug auf den Tisch kommt.

Wohl in Erinnerung an die selige Jugendzeit, da die Mutter des Monarchen in Jschl im Herbst immer Zwetschgentnödel als Mehlspeise aufstischen ließ, wird der Kaiser die Frage auf den Speisezetteln geschrieben haben. Der Küchenchef verwahrt diesen Zettel als Kostbarkeit und schickt seither Zwetschgentnödel auf den Tisch, sobald die Früchte den nötigen Süßigkeitsgrad erreicht haben. Zudem kann man Zwetschgentnödel nicht gut, saure Zwetschgentnödel aber schmecken gaulich.

Auf die Speisenzubereitung übt der Leibarzt selbstverständlich keinen Einfluß aus, das Küchendepartement ist hier völlig selbständig; aber des öfteren bringt der Leibarzt dem Küchenchef in Erinnerung, daß das einfache Diner Tag für Tag die einzige größere Mahlzeit für den allerhöchsten Herrn ist. Deshalb dringt der Leibarzt darauf, daß die wenigen Speisen möglichst kräftig zubereitet werden, besonders die Suppe, zu der täglich ein Huhn und ein großes Stück Rindfleisch verwendet werden. Die Suppe auf dem Tisch des Kaisers ist denn auch immer sehr kräftig und vorzüglich und wird mit Behagen verzehrt.

An das Diner schließt sich in Zisch regelmäßig ein Spaziergang; während desselben raucht der Kaiser eine Zigarre. Je nach der Witterung fährt der Monarch am Nachmittag zur Jagd in die benachbarten Reviere, die als Leibgehege selbstverständlich einen vorzüglichen Wildstand aufweisen. Trotz seiner zweiundachtzig Jahre jagt der Kaiser noch mit viel Glück, er schießt sehr gut mit der Kugel, in der Flucht besser als im Verhoffen, das heißt seine Kugel streckt den flüchtigen Hirsch sicherer, als wenn das Wild steht und windend sich Gewißheit darüber verschaffen will, wo sich Gefahr nähert. Einige Male entluden sich im verfloßenen Sommer nach Jagdbeginn schwere Gewitter; der Kaiser wurde völlig durchnäßt, doch lehrte er deshalb nicht um, und gottlob hatte die „Durchweichung“ keine üblen Folgen.

Um acht Uhr begibt sich der Kaiser zur Nachtruhe. Er schläft in einem militärischen Feldbett, das er um vier Uhr morgens verläßt. Wenn wenige Minuten vor vier Uhr der Kammerdiener vom Dienst das Schlafzimmer leisen Schrittes betritt, ist der Monarch immer schon wach und im Begriff, das Bett zu verlassen.

Die Massage besorgt der vom Leibarzt unterwiesene Frotteur. Der Kaiser wird mit lauwarmem Wasser abgeduscht, massiert, dann mit kaltem Wasser übergossen und dann rasch und gründlich abgetrocknet. Der Monarch zieht sich selbst an, der Leibkammerdiener darf ihm die Kleidungsstücke nur reichen, nicht aber weiter behilflich sein. Zur völligen Erwärmung

des Körpers folgt eine Zimmerpromenade. Nach fünf Uhr empfängt der Monarch die Vorstände der Militärkanzlei und des Zivilkabinetts zu Vorträgen und zur Besprechung der eiligen und wichtigen Aktenstücke. Erst nach Erledigung dieser Dienstgeschäfte darf das erste Frühstück an den Arbeitstisch gebracht werden.

Für das zweite Frühstück verwendet der Kaiser nur wenige Minuten. Der Arbeit ist die Zeit bis zum Diner um zweieinhalb Uhr gewidmet — ununterbrochene, fleißigste und gewissenhafteste Arbeit, die wohl kein Beamter im weiten Kaiserreiche mit so beispiellosem Pflichteifer leistet.

Mit viel Geschäftigkeit werden Geschichtchen über jene Personen verbreitet, die zu den Jugendfreunden des Monarchen zählen und die hohe Ehre des vertraulichen persönlichen Verkehrs genießen. So zum Beispiel über den gleichaltrigen Feldzeugmeister Graf Bed, den die Schriftstellerin Gräfin Salburg in einem Romane so fürchterlich „mitgenommen“ hat. Gewisse Zeitungen bemühen sich, diesen Jugendfreund des Monarchen in pikanter und boshafter Weise sozusagen als — Kasperle hinzustellen, der angeblich in Gesellschaft des Kaisers eine „besondere Funktion“ zu versehen habe. So wird behauptet, Graf Bed müsse das „alte Männlein“ vorstellen, über Gebrechen des Alters jammern, nur zum Zwecke, daß der Monarch Anlaß habe, den Freund „aufzuziehen“, in launiger Weise zu verspotten, sich lustig zu machen über das alte Männlein, das so schrecklich „bresthaft“ geworden sei. Dieses Geschichtchen lieft sich sehr nett, klingt lustig, ist aber — nicht wahr. Der Kaiser ist trotz seiner zweiundachtzig Jahre so rüstig, gesund, geistig und körperlich „so gut beisammen“, daß er es ganz und gar nicht nötig hat, einen gebrechlichen Greis gleichsam als Spiegel vor sich zu haben. Auch entspricht es nicht den Gepflogenheiten des Monarchen, sich über Körperfehler anderer lustig zu machen oder gar zu spotten.

Auch das Geschichtchen von der täglichen Tarockpartie, bei der Majestät immer gewinnen will, ist erfunden.

Richtig ist, daß die Lebensweise des Monarchen die nähere Umgebung und jene Personen, die der Kaiser zu sehen wünscht,

zu sehr frühem Aufstehen zwingt — genau wie beim Prinzregenten Luitpold von Bayern, der spätestens um sechs Uhr früh den ersten Vortrag entgegennimmt oder die ersten Audienzen erteilt. Aber es ist eine zwar pikante, jedoch unwahre Behauptung, daß hohe Personen zur Sicherung ihres Morgenschlafes vor dem Monarchen die Flucht ergriffen und jeweils den Ort gemieden hätten, wo der Kaiser sich befand, lediglich zum Zwecke, um einem so frühen Besuch aus dem Wege zu gehen.

A. Schleitner.

Der Hartwigsche Futterstoff „Rettung“. — Es sind in den letzten Jahren gar vielerlei Versuche unternommen worden,

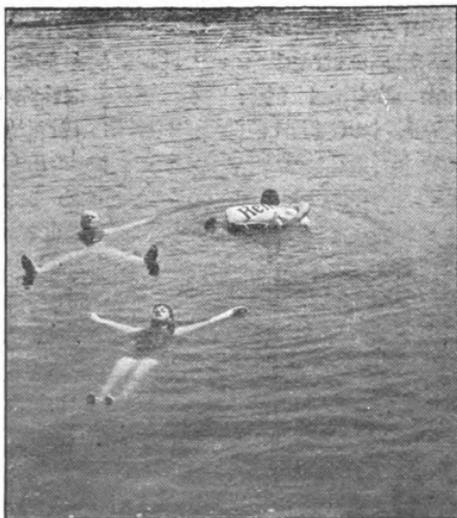


Fig. 1.

zuverlässige Mittel zu finden, um der Gefahr des Ertrinkens zu begegnen.

Das neue Schwimmkostüm oder besser gesagt „Schwimmfutter“ der Hartwig-Gesellschaft m. b. H. in Berlin SW 68 (siehe die beiden Abbildungen) dürfte nach den hiermit angeestellten Versuchen und praktischen Erfolgen dazu berufen sein, ein Ertrinken auch bei Nichtschwimmern

völlig unmöglich zu machen. Der neue Futterstoff läßt sich unauffällig in Jacken, Reisemäntel, kurz in jedes Kleidungsstück einnähen. Ein Mensch, der mit einem so angefertigten Kleidungsstück angetan ist, kann niemals untergehen, er müßte denn zentnerschwere Gewichte an den Füßen haben.

In den allermeisten Fällen tritt die Gefahr des Ertrinkens urplötzlich ein, und unter den vom Unglück Überraschten bricht eine Panik im Augenblick aus. Im Loben der Elemente, wenn

der Sturm heult, wenn der Schiffskörper bricht, wenn der Kessel explodiert, verlieren nur die allerwenigsten nicht den Kopf. Wir brauchen hier nur an das schreckliche Unglück der „Titanic“ zu denken. Was nützen hier die wenigen kostbaren Minuten, die zur Verfügung stehen, und was nützen in diesem Augenblick die vielen Rettungsringe und Rorkgürtel? Was nützen die wundervollsten Schwimmkünste, wenn man fern vom Land auf brausendem Meere sich ohne Hilfe befindet?

Hier bietet uns nun diese neue Erfindung ein sicheres Mittel, das berufen sein wird, alljährlich Tausende von Menschenleben zu retten. Der Hartwigsche Futterstoff „Rettung“ stellt die Lösung des Lebenserhaltungsproblems im Wasser dar, weil er im Augenblick der Gefahr stets zur Stelle ist. Wie schon

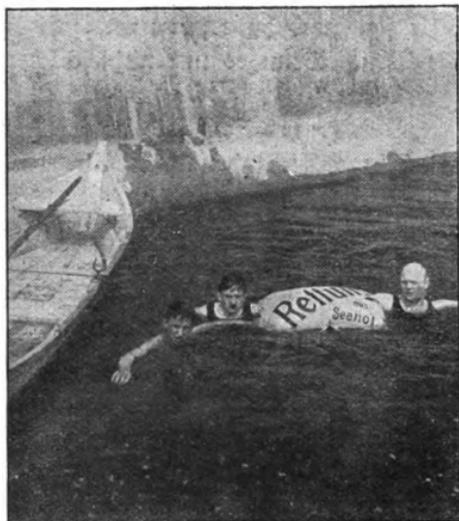


Fig. 2.

erwähnt, läßt sich der Futterstoff ohne große Mühe in jedes beliebige Kleidungsstück einarbeiten. Alle Wassersporttreibenden, alle Passagiere, die über See reisen, alle Erholungs- und Bade-reisende, die während der Saison am Seestrand leben, die Sonntagsausflügler, die Angehörigen der Kriegs- und Handelsmarine, die Besucher von Badeanstalten und andere werden dieses neue prächtige Rettungsmittel im eigenen Vorteil verwerten.

H. Herzberg.

Die Lebensmüden. — Voltaire erzählte gern von dem berühmten Tragöden Lelain, seinem ganz besonderen Günstling, folgende Geschichte. Lelain konnte sich in der ersten Zeit seiner Ehe schwer mit seiner jungen Frau einleben. Rein

Tag verging, an dem sich die beiden nicht heftig gezannt hätten.

Als es eines Tages wieder eine bitterböse Szene gegeben hatte, geriet der Mann so außer sich, daß er schrie: „Diesen ewigen Streit ertrage ich nicht länger, ich mache der Sache heute noch ein Ende.“

Da tat seine Gattin, was sie sonst nie zu tun pflegte: sie stimmte ihm bei. „Ich bin schon lange des Lebens überdrüssig,“ sagte sie, „und habe schon recht oft den Plan gefaßt, mich zu vergiften. Wenn es nur nicht so schwierig wäre, sich Gift zu verschaffen.“

„Gut, so vergiften wir uns beide!“ rief der Künstler, ingrimig auflachend. „Das Gift werde ich besorgen.“

Damit rannte er davon, geradeswegs zu einem benachbarten Apotheker, den er persönlich kannte.

Mit bebender Stimme und rollenden Augen fuhr er ihn an: „Ich brauche für zwanzig Sous Rattengift. Aber geben Sie mir nicht zu wenig!“

Dem Apotheker entging es nicht, daß der Schauspieler für den Einkauf von Rattengift reichlich aufgeregt war. Er ließ es sich aber nicht merken, sondern traute sich nachdentlich hinter dem Ohre und meinte dann bedächtig: „Eigentlich ist es uns ja verboten, Gifte zu verkaufen, wenn uns nicht eine ärztliche Verordnung vorgelegt wird; ich kenne Sie ja aber, Monsieur Lekain, und weiß, daß Sie nicht der Mann sind, der mit dem gefährlichen Zeug Mißbrauch treiben würde. Daher will ich bei Ihnen eine Ausnahme machen.“

Und er maß ihm für zwanzig Sous Rattengift ein.

Eilig lehrte der lebensmüde Tragöde in sein Heim zurück, wo Madame Lekain in hoher Erregung seine Rückkehr erwartete. Ein Glas Wasser hatte sie schon bereitgestellt.

Ihr Mann schüttete das eingekaufte weiße Zeug hinein, rührte um, reichte das Glas seiner besseren Hälfte und sah zu, wie sie es zur Hälfte leerte. Den Rest trank er selbst aus.

„So,“ sagte er, „nun wird ja die Zwietracht in unserem Hause bald verstummen.“ Und in plötzlich durchbrechender Rührung reichte er ihr die Hand.

Sie ergriff sie und lehnte schluchzend ihr Haupt an seine Brust.

So legten sich denn beide zur letzten Ruhe nieder und erwarteten die Wirkung des genossenen Giftes.

Es stellte sich aber weiter keine ein, als daß sie großen Hunger verspürten.

Als sie eine Stunde lang schweigend den Tod erwartet hatten, erkundigte sich der Selbstmordkandidat mit rücksichtsvoll gedämpfter Stimme bei seiner Leidensgenossin: „Bist du schon gestorben?“

„Nein, noch nicht,“ hauchte sie. „Du also auch noch nicht?“

„Nein. Aber lange kann es ja nicht mehr dauern.“

Beide versanken in neues Schweigen, in neues Erwarten der Schmerzen und des Todes.

Das einzige aber, was sich einstellt, ist eine qualvolle Steigerung des Hungers.

Schließlich konnte der Schauspieler es nicht mehr aushalten. „Luise,“ sagte er kläglich, „wenn du noch lebst, so tu mir den Gefallen, stehe auf und mache mir eine Omelette. Ich verhungere buchstäblich.“

„Es geht mir ebenso,“ klagte sie, erhob sich und bereitete einen gewaltigen Eierkuchen. Mit dem lebhaftesten Appetit verzehrten die Lebensmüden den stärkenden Imbiß.

„Mit dem Selbstmord scheint es für diesmal nichts werden zu wollen,“ erklärte Lefain, als er sich den Mund wuschte. „Ich fühle mich nach diesem Mahl wie neugeboren. Du auch?“

„Ich auch,“ versetzte seine Frau, „und ich weiß nicht, ob wir Ursache haben, es zu bedauern. Sollten wir es nicht noch einmal mit dem Leben versuchen? Vielleicht kommen wir von jetzt an besser miteinander aus.“

„Du hast recht,“ pflichtete er ihr bei. „Da es nun einmal nicht sein soll, wollen wir uns mit dem Tode nicht weiter befassen, bis er freiwillig kommt. Wenn jeder einen Knopf zurücksteckt, werden wir uns schon besser vertragen. Ich will mein möglichstes dazu tun.“

„Ich auch,“ beteuerte sie. —

Als Lelain am nächsten Tage an der Apotheke vorbeikam, trat er ein und sagte: „Aber hören Sie, das Rattengift hat gar nicht gewirkt. Was für einen Stoff haben Sie mir denn da verkauft?“

„Magnesia,“ erwiderte der Apotheker lachend. „Ist's gut bekommen?“ E. D.

Wie man sich Liebe gewinnt und erhält. — Der Wunsch, sich die Zuneigung des anderen Geschlechts zu erringen, bald zu heiraten und den Geliebten oder die Geliebte an sich zu fesseln, hat zu zahlreichen Volksbräuchen geführt. In Schlesien trägt das Mädchen die Kränze eines Karpfens im Tischtuch am Weihnachtsabend ins Freie und schüttet sie dort aus, damit sie im nächsten Jahr Braut wird. In Böhmen drücken die Mädchen eine Braut, die die Kirche verläßt, fest am Arm, weil sie dann ebenfalls bald in den Brautstand treten, während zu demselben Zweck im Harz die Brautjungfern das Kleid der Braut mit ihren eigenen streifen. In Westpreußen schöpft das Mädchen vor Sonnenaufgang drei Löffel Wasser am Ostermorgen aus einem Bach, trinkt sie aus und spricht darauf: „Untergehn, auferstehn, immer treu, ewig neu.“ Der, an den sie währenddem denkt, kann dann nimmer von ihr lassen. Etwas umständlicher ist das Verfahren, das in Böhmen geübt wird. Das Mädchen fängt sich einen jungen Täuberich, pflegt ihn, bis er gut fliegen kann, stellt sich an einem Morgen an den Herd, drückt den Täuberich ans Herz, schiebt ihn dreimal durch den linken Hemdärmel und läßt ihn alsdann mit einem Segenswunsch an den erwählten Burschen durch den Ramin fliegen.

In Franken gilt es als ein erprobtes Mittel, um die Gunst der Männerwelt zu gewinnen, daß das Mädchen die Wurzel vom Liebstödel bei sich trägt. Im Vogtland erreicht es dasselbe dadurch, daß es sich einen Zweig in die Tasche steckt, auf dem ein Bienenschwarm gefessen hat. Dagegen muß in Pommern der Bursche, der bei dem schönen Geschlecht beliebt werden will, ein Schwalbenherz bei sich tragen. Um die Treue des Geliebten zu befestigen, blickt in der Oberpfalz das Mädchen bei zunehmendem Mond nach dem Abendstern und spricht dabei:

„Ei du, mein lieber Abendstern,
 Ich seh' dich heut' und allzeit gern.
 Schein hin, schein her,
 Schein über neun Erd',
 Schein über meins Herzliebsten Bett,
 Daß er nicht rastet, nicht ruht,
 Bis er an mich denken tut.“

In Posen näht ein Mädchen dem, zu dem sie sich hingezogen fühlt, einen Rosmarinzwig in den Rock. Dann kann er dem Mädchen nicht widerstehen. Ebenso verliebt sich in Baden ein Mädchen sicher in einen Burschen, wenn dieser ihm heimlich drei Hahnenfedern in die Hand drückt. In der Pfalz hat der Bursche, um sich die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, einen Laubfrosch nötig. Am Georgitage legt er ihn vor Sonnenaufgang in einen Ameisenhaufen. Haben die Ameisen das Fleisch an dem Körper abgenagt, so nimmt der Bursche die Knöchelchen heraus. Mit dem Schenkelknochen, dem sogenannten Liebeshaken, streicht er alsdann über den Rücken des Mädchens. In Böhmen fängt der Bursche eine Kröte, die er unter der Haustürschwelle der Angebeteten vergräbt. Sowie sie über die Schwelle schreitet, muß sie ihm ihre Liebe zuwenden.

Einen etwas bitteren Trank bereitet ein Mädchen ihrem Geliebten, den sie an sich ketten will, dadurch, daß sie ihm in Franken im Kaffee spanische Fliegen locht, denen sie vorher die Köpfe abgebissen hat. In Hessen und Oldenburg aber steckt man sich ein Stück Zucker unter den Arm und läßt es dann den Geliebten essen. In Hessen entwendet das Mädchen dem Geliebten heimlich einen Schuh, trägt ihn acht Tage lang selbst und gibt ihn dem jungen Mann zurück, der jetzt dem Mädchen nachlaufen muß.

Liebende dürfen sich in Thüringen keine Schuhe schenken, weil auf diese Weise die Liebe „zerlatscht“ wird, und in Sachsen und Baden kein Buch, da sonst die Liebe „verblättert“ wird. Befürchtet in Böhmen ein Bursche, daß ihm die Geliebte ihre Gunst entzieht, so geht er um Mitternacht an das Grab eines ungetauft gestorbenen Kindes und entnimmt ihm drei Hände voll Erde. Wenn er diese der Geliebten über den Kopf wirft, erwacht ihre Liebe zu ihm aufs neue.

Th. S.

Eine Heldin. — In Toulouse ist kürzlich eine Frau gestorben, deren Heldenmut einst in ganz Frankreich in Balladen und Liedern besungen wurde. Im Jahre 1858 lebte in der arabischen Stadt Oshidra der französische Konsul Eveillard mit Frau und einer kaum achtzehnjährigen Tochter. Eines Tages brach ein Aufrstand der Eingeborenen aus, und eine Bande von Arabern stürmte das Haus des Konsuls. Herr und Frau Eveillard wurden vor den Augen ihrer Tochter ermordet. Das junge Mädchen verlor aber nicht den Mut. Sie sammelte die in den Nachbarhäusern lebenden Christen und das Hausgesinde um sich und verteidigte, Seite an Seite mit dem französischen Dragoman Emerat, zwei Tage lang mit beispielloser Heldenhaftigkeit das Haus. Schließlich, als von den fünfundzwanzig Verteidigern zweiundzwanzig gefallen waren, der Dragoman mit einer Stirnwunde besinnungslos am Boden lag und das junge Mädchen sich eben töten wollte, um der Gefangennahme zu entgehen, landeten englische Matrosen und jagten die Araber in die Flucht. Das junge Mädchen lehrte nach Frankreich zurück, und sofort nach ihrer Ankunft in Paris wurde sie Napoleon III. vorgestellt, der sie das „tapferste Mädchen Frankreichs“ nannte. Fräulein Eveillard heiratete später ihren Leidensgefährten, den Dragoman Emerat. D. v. B.

Ein Kamelkampf. — Ein englischer Offizier, der in die Provinz Sind in Vorderindien abkommandiert war, hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß zwei Kamelhengste eifersüchtig waren. Das eine der Kamele war ein sehr ausdauernder schwarzer indischer Hengst, das andere, ein großes braunes Tier, stammte aus Südarabien. „Als es zwischen diesen beiden Gegnern zum Kampfe auf Tod und Leben kam,“ erzählte der Offizier, „liefen wir auf das Feld hinaus und wagten uns so nahe als möglich an die Kämpfer heran. Hinter einem Gesträuch versteckten wir uns. Die beiden Hengste waren fast toll vor Mut. In einer Entfernung von etwa fünfzig Meter lag die Stute, um die sie kämpften, und sah ruhig dem Kampfe zu.“

Der braune Hengst warf abwartend seinen Kopf zurück, während der Indier seine schlanken und wohlgestalteten Beine

einzog und sich niederkauerte. Sein Hals war bis aufs äußerste gestrafft, der Kopf berührte fast den Boden, und Schaum flog ihm aus dem Maule. Endlich erhob er sich und schlich sich bis auf wenige Schritte an den Braunen heran, dann sprang er mit einem Satz auf ihn los, packte das eine Vorderbein des Feindes und versuchte, ihn umzuwerfen. Offenbar hatte aber dieser die Absicht erraten, denn mit Blitzesschnelle sank er in die Knie und grub seine Zähne in den Rist des Schwarzen. Mit seiner Riesenkraft drückte er den Kopf des Schwarzen nieder, und viel hätte nicht gefehlt, so hätte er ihn ganz zu Boden gebracht. Große Stücke Fleisch, Haare und Haut riß er ihm aus dem Körper.

Dann sprang er wieder auf, und mit seinem kolossalen Gewicht warf er sich aufs neue auf den Indier und versuchte ihn zu erdrücken. Mit großer Geschwindigkeit wich ihm dieser jedoch aus, wandte sich dann rasch um und packte den Braunen am Hufe seines Hinterbeines und warf ihn glatt zu Boden. Dann stürzte er sich auf ihn und versuchte ihm den Kopf zu Boden zu drücken und ihm so den Garaus zu machen.

Der arabische Hengst schien zu wissen, daß, wenn es seinem Gegner gelang, seinen Kopf auf den Boden zu pressen, es für ihn kein Aufstehen mehr gäbe, und mit allen Kräften wehrte er sich. Warf sich der Indier mit seinem ganzen Gewicht auf die eine Seite, so wandte der Braune seinen Kopf mit überraschender Geschwindigkeit nach der anderen. Dabei nahm er jede Gelegenheit wahr, mit seinen großen gelben Zähnen in Hals, Schulter und Rücken seines Gegners zu beißen.

Aber auch der Indier war nicht müßig. Es gelang ihm, mit seinen Zähnen den Knochen zu erwischen, der das Auge der Ramele schützt, und mit einem entsetzlichen Knirschen zerplitterte der Knochen, und das linke Auge flog aus. Der Staub, den die beiden Kämpfer aufwirbelten, flog, mit Blut und Schaum vermischt, nach allen Richtungen, die beiden Kämpfer jedoch gaben keinen Laut von sich.

Ganz plötzlich, als ob er wüßte, daß keine Zeit zu verlieren sei, schlang der große Braune seine Vorderbeine um den Rumpf des Schwarzen, mit einer riesenhaften Anstrengung wälzte

er sich auf seinen Gegner und versuchte ihn niederzudrücken. Der Schwarze jedoch war zu schnell; mit einem Sage war er wieder auf seinen Füßen, abermals standen sie einander gegenüber, und wie zwei Ringer, die nach einem Angriffspunkte suchen, schritten sie im Kreise umeinander.

Zuerst ging der Braune zum Angriff über. Es gelang ihm, das Vorderbein seines Gegners unmittelbar unter dem Gelenk zu zerbeißen und ihn so zum Sturz zu bringen. Mit einem Dröhnen, daß die Bäume, in deren Nähe wir standen, zitterten, ließ er seinen massigen Körper auf seinen Gegner fallen, um ihn zu zerdrücken.

Der Schwarze hatte sich gewandt auf die Seite gerollt, und als der Braune jetzt aufsprang, ging der Schwarze auf ihn los und riß ihm das eine Ohr so vollständig aus, daß die weißen Knochen des Schädels bloßlagen.

Keine Macht auf Erden hätte die beiden aufhalten können. Die Wut hatte sie rasend gemacht. Das Ende kam jedoch rascher als wir glaubten.

Einen wilden Anlauf und eine große Staubwolke sahen wir, und wir bemerkten, wie der Indier stürzte und der Braune sich mit seinem ganzen Gewicht auf seinen Schädel warf. Ehe wir nur aufspringen konnten, hatte der Braune den Kopf des Schwarzen zu Brei zerquetscht.

So endete der Schwarze, und den Braunen mußten wir erschießen.

Etwa drei Wochen darauf brach die Stute, die Ursache ihres Kampfes, eines ihrer Vorderbeine, so daß auch sie erschossen werden mußte. Das war das Schicksal der drei Kamele — wohl eine einzig dastehende Tragödie.“ J. C.

Erfolgreiche Kur. — Landgraf Wilhelm von Hessen bemerkte einst, als er sich auf dem Lande aufhielt, in einem benachbarten Bauernhose einen wohlbeleibten Mann, der täglich, vom Ausgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, vor der Haustür saß, Tabak schmauchte und Bier dazu trank. Auf Befragen nach diesem Müßiggänger hieß es, der Mann sei wohlhabend und gesund, aber seines fetten Körpers wegen könne er Bewegung und Arbeit nicht wohl vertragen.

Nachts darauf ließ der Landgraf den Mann aufheben und auf Fesslung bringen, mit dem Befehl, dem Verhafteten nichts Ables zuzufügen, ihm gutes Quartier, aber schmale Kost und kräftige Arbeit zu geben.

Nach einigen Monaten schon hatte der Koloß sein überflüssiges Fett verloren und arbeiten gelernt. Der Landgraf ließ ihn nun kommen und gab ihn frei mit den Worten: „Freund, mir lag bloß daran, Euch gesund und tätig zu machen. Zieheth hin im Frieden!“

C. L.

Vom Krebsgang. — Um die Bewegungsart des Krebses kennen zu lernen, muß man ihn in seinem natürlichen Elemente, im Wasser, beobachten. Da sieht man, daß er des Abends seinen Schlupfwinkel verläßt und sich auf Nahrungssuche begibt. Würmer aller Art, Insektenlarven, Schnecken, Muscheln und auch Fische und Frösche verzehrt er mit gleichem Appetit, ob er sie lebend fangen kann oder auch tot vorfindet. Dabei schreitet er vorwärts, späht mit den Augen umher, streckt vorsichtig die Fühler aus und ist stets auf der Hut.

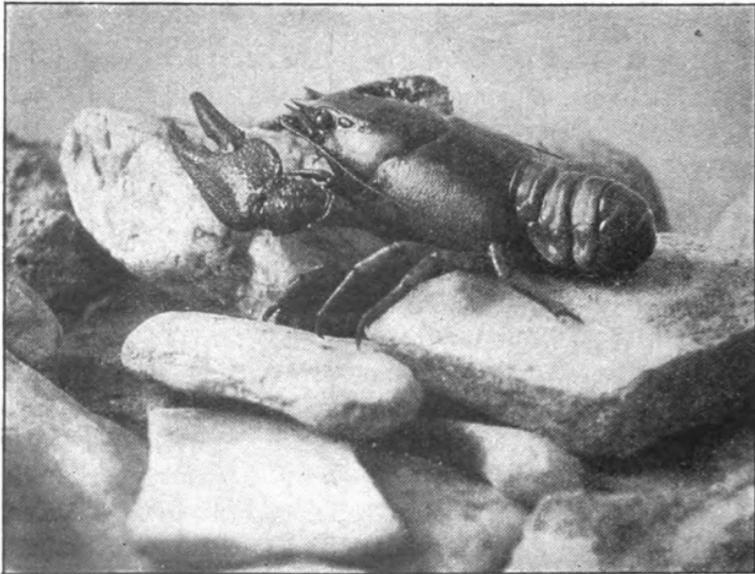
Bemerkt er Gefahr, oder wird er gar erschreckt, so ergreift er rasch die Flucht, und dabei bedient er sich der Rückwärtsbewegung, die er meisterhaft ausführt. Ist große Eile nötig, so schreitet er nicht, sondern schwimmt behend davon. Die Schwanzflosse, die er kräftig zurückschlägt, dient ihm als Ruder, die vorgestreckten Scheren benützt er als Steuer. Dabei erhebt er sich bogenförmig vom Grunde, sinkt aber bald wieder zu Boden.

Merkwürdig ist die Sicherheit, mit der er den nächsten Schlupfwinkel findet, in den er sich, den Schwanz voran, vertrieht. Dieses Zurechtfinden ist ihm darum möglich, weil er mit seinen gestielten und beweglichen Augen auch nach rückwärts schauen kann. Niemals sehen wir aber, daß der Krebs nach vorwärts oder nach oben schwimmt, denn das Zurückschlagen der Schwanzflosse, seines einzigen Schwimmwerkzeugs, macht nur ein Rückwärtschwimmen möglich.

Wenn wir den Krebs aus dem Wasser heben, so macht er sofort die Fluchtbewegung, indem er die Schwanzflosse gegen den Hinterleib schlägt. In dieser Stellung verbleibt er auch

anfangs, wenn wir ihn aufs Trockene setzen. Außerdem sehen wir, wie er auch seine Sinnesorgane rückwärts konzentriert. Die gestielten Augen legen sich nach hinten, und ebenso werden die Fühler nach hinten gestreckt. Erst wenn sich das Tier beruhigt hat, löst sich die krampfhafte Stellung, und nun kriecht es je nach den Umständen vorwärts oder rückwärts davon.

Interessant ist es, daß der Krebs Höhlen und Schlupf-



Edelkrebs in der Fluchtstellung.

winkel stets in der Weise aussucht, daß er in dieselben rückwärts hineinkriecht. Ist keine Gefahr vorhanden, so läßt er das vorderste Kopfende und die Scheren hervortragen; er streckt die langen Fühler aus und lauert so auf vorbeischwimmende Tiere, die er sicher und geschickt zu ergreifen versteht. Ist das Futter knapp, so verschmäht er auch nicht seinesgleichen: die eigene Brut und schwächere Kameraden fallen ihm zum Opfer. Sie erliegen dem Stärkeren, da hilft kein Rückwärtskonzentrieren.

v. J.

Die Dankreden. — Eine uns heute recht eigenartig berührende Sitte der Schauspieler des 18. Jahrhunderts bestand darin,

deni Publikum nach einem gut verlaufenen Gastspiel bei der letzten Vorstellung eine Dankrede zu halten, die mit mehr oder weniger Geschick in die Rolle hineintonponiert wurde. So gastierte 1778 die Niefersche Theatergesellschaft, die zum kurfürstlichen Hoftheater in Mannheim gehörte, mit großem Erfolge in München. Als letzte Aufführung am 15. September gab es Shakespeares „Romeo und Julia“, worin Madame Heiglin, die schnell der erklärte Liebling des Publikums geworden war, die Julia spielte.

Um nun den Münchnern die übliche Dankrede zu halten, fügte sie in der Schlußszene des dritten Actes, als sie eben den Schlaftrunk genommen hatte, folgendes ein: „Julie, das soll ein langer, langer Schlaf werden! Wie, wenn du nicht mehr erwachtest? Auf alle Fälle nimm immerhin Abschied von denen, die dir lieb sind! — Ihr hohen Gönner, Gönnerinnen, Freunde, Liebhaber deutscher Kunst! Julie dankt Ihnen mit warmem, gefühlvollem Herzen für den Beifall, den Sie ihr so huldvoll geschenkt haben. Es liegt hohes Entzücken für den Künstler im Gedanken, den Kennern nicht gleichgültig gewesen zu sein, und es ist grenzenlose Wonne für mich, in Ihren Blicken zu lesen, daß ich's nicht war; wenigstens war volles Bestreben in mir, Ihnen Walltrons leidende Gattin, Tellheims liebende Minna, Humbrechts unglückliche Tochter, Ferdinandos glühende Stella nahe ans Herz zu legen. Und risse mich nicht Blut und Pflicht und Redlichkeit von hier, ich würde rastlos daran arbeiten, mich Ihres Beifalls für immer zu versichern. Vielleicht, daß mein Platz, vielleicht, daß ich — — Doch, Julie, was willst du? Die ‚Vielleicht‘, die du sagen wolltest, sind so schmeichelhaft für dich, daß du darauf stolz werden könntest, und ich möchte nicht gerne, Julie, daß du mit einer Sünde zu Bette gingest. Aber sollte das eigensinnige Schicksal mich nie wieder hierher führen, oh, dann vergessen Sie wenigstens nicht, daß Sie eine Schauspielerin sahen, die den Beifall der Kenner und das Vergnügen des Publikums zum Endzweck ihrer Kunst machte. Julie wird sich Ihrer oft und mit Sehnsucht erinnern: eine so gute Nation, die Karl Theodor, der Stützer der Künste, beherrscht, verläßt der scheidende Künstler mit zurückgewandten Augen und

wünschendem Herzen! — Nun magst du schlafen, Julie! — Gute Nacht!“

Dann legte sie sich unter stürmischem Beifall und jubelnden Zurufen ihrer Rolle entsprechend auf das Ruhebett. W. R.

Wärmekultur des Körpers im Winter. — Wir sind Sonnentinder. Bei drückendem Nebel und trübem Winterwetter ergreift uns auch eine bedrückende trübe Stimmung; bei heiterem Wetter und lachendem Sonnenschein sind wir heiter und frohgemut. Die Sonne erwärmt uns Gemüt und Körper. Unsere lieben Alten setzen sich flugs in den belebenden Sonnenschein, der ihren Organismus wohligher durchheizt und offenbar einen verbesserten Lebensbetrieb erzeugt durch Erhöhung des gesamten Stoffwechsels. Instinktiv hat man dies seit den ältesten Zeiten gefühlt. Die jetzt wissenschaftlich begründeten Sonnenbäder gab es schon im grauen Altertum.

Aber gerade im kalten Winter versteckt sich die Sonne leider oft hinter Nebel und Schneegewölk. Da muß man die natürliche Wärmequelle ersetzen durch ergiebige künstliche. Sonst leidet der Körper not. Wärmemangel hat einen schlechteren Betrieb zur Folge, der Stoffwechsel stockt, das träge fließende Blut schwemmt nur ungenügend die schädlichen Abfallprodukte weg; es kommt zur Anhäufung derselben, wodurch eine krankhafte Disposition geschaffen wird. Das ist jener bekannte Zustand, in dem eine Erkrankung, eine Erkältung zwar noch nicht zum Ausbruch gekommen ist, aber man fühlt die innere Verkühlung, man friert, ist ganz zerschlagen, keiner energischen körperlichen oder geistigen Arbeit fähig. Da hilft einzig und allein bedeutende Steigerung der Betriebswärme von innen und außen, die man von jeher in praktischer Weise erzielt durch heiße Getränke und warme Einpackungen im Bett. Mit dem ausbrechenden Schweiß tritt eine Entlastung des Organismus, eine Ausscheidung der Abfall- und Krankheitsstoffe ein.

Auch wenn eine Verkühlungskrankheit bereits zum Ausbruch gekommen ist, bildet Hitze das beste Heilmittel. Segen alle Katarrhe der Nase, des Rachens, der Lungen, des Ohres, ferner gegen Rheumatismus, Ischias, Nervenschmerzen werden

von jeher mit bestem Erfolg angewendet: Bettwärme, heiße Umschläge, Dampfbäder, Heißluftbäder und dergleichen.

Diese Wärmegefundungsmittel sind Strafarbeiten, welche die Natur den Menschen machen läßt für etwas, was er vorher versäumt hat. Hätte er freiwillig geschwiegt, dann wären die Stoffwechselprodukte ausgeschieden worden, ehe sie sich zu schädigender Menge angehäuft hätten; die Betriebswärme wäre so gesteigert worden, daß die Körpermaschine ohne Unterbrechung mit voller Kraft gearbeitet hätte. Daher der hohe Gesundheitswert regelmäßiger heißer Bäder in der Winterzeit. In kalten Ländern, namentlich in Rußland, besteht eine vorzügliche Heißwasserkultur. In jedem Dorfe findet man die Einrichtung dazu, und jeder Russe benützt sie regelmäßig, wodurch sein Körper eine mächtige Durchheizung erfährt. Das ist keine Verweichlichung, sondern Abhärtung. Im Winter härtet man sich am zweckmäßigsten ab durch heißes Wasser und kalte Luft, im Sommer durch kaltes Wasser und warme Luft (Sonnenbad).

Heiße Bäder als Wärmequelle sind besonders schätzenswert für ältere Personen; ihnen werden sie zum Jungbrunnen. Der alte Körper lebt förmlich auf, wenn er sich mehrmals wöchentlich längere Zeit in einem so schönen warmen Medium, wie es das Wasser bei 35 Grad Celsius ist, aufhält. Ein wonniges Behaglichkeitsgefühl durchdringt den ganzen Organismus.

Ganz falsch und geradezu gesundheitschädlich ist es, sich im Winter durch leichte Kleidung oder gar kühles Nachtlager abhärten zu wollen. Warum spürt man denn gerade morgens oder nachts häufig rheumatische Schmerzen, namentlich in Armen, Schultern oder Nacken? Weil während der Nacht diese Partien unbedeckt waren und dadurch verkühlten. Besonders in der Nacht ziehen sich viele Personen Erkältungen zu, wenn sie nicht genügend warme Bedeckung haben, wenn sie in einem Bette mit frischer feuchter Wäsche schlafen, wenn die Stahlfedertrasse nicht dick genug überdeckt ist, wenn das Bett unmittelbar an einer kalten Wand steht. Das mit Recht empfohlene „Kalt schlafen“ bedeutet nicht: in einem während der Nacht kaltbleibenden Bette schlafen, sondern in stets frischer

kühler Luft. Gerade im Schlafe muß man sich wärmer halten als im Wachen und beim Arbeiten. Im Bett darf die Haut nirgends kühl sein, vielmehr muß sie sich schön warm, womöglich leicht feucht anfühlen; nur dann wird sie ihre wichtige Aufgabe, die Ausdünstung der schädlichen Stoffe, wirklich erfüllen.

Zweckmäßig unterstützt wird diese Körpererwärmung von außen durch solche von innen, und zwar durch kräftige warme Nahrung. Bei schlechter Kost vermag unser Körper der Kälte viel weniger Widerstand zu leisten als bei guter. Diese soll im Winter möglichst immer warm sein. Es ist Verschwendung, wenn man kalte Speisen und Getränke genießt, denn der Organismus verbraucht zur Erwärmung derselben bis auf Körperwärme ein gut Teil Heizkraft, die somit dem Körper entzogen wird. Daher das schauernde Gefühl nach einem kalten Trunk, dem viele die eigentliche Schuld an einem langjährigen Magenleiden zuschreiben. Die verbreitete Sitte, zum kalten Abendbrot Bier zu trinken, ist nicht gesund, dazu gehört ein warmes Getränk oder vorher eine Suppe.

Unseres Körpers Hauptherd zur Erwärmung, die wirksamste und gesundeste Wärmequelle bilden aber Bewegung und Muskeltätigkeit. Sie erhöhen im Winter die körperliche Betriebswärme bedeutend, durchheizen den ganzen Organismus, steigern den Lebensprozeß, vermehren den Stoffwechsel und die notwendige Ausscheidung der schädlichen Abfallprodukte. Wohl denen, die Zeit und Gelegenheit haben zum regelmäßigen Bergsteigen oder Schlittschuhlaufen, zum Turnen in Vereinen oder zur Gymnastik an Apparaten! Jeder aber kann wenigstens daheim täglich mit Hanteln oder einem Stuhle sich wohligh warm arbeiten. Der gesundheitliche Erfolg ist überraschend, sicher und dauernd. Dr. Thraenhart.

Korpsgeist. — Die Zöglinge der Schule zu Harrow in England dürfen sich abends nach einer bestimmten Zeit nicht mehr auf der Straße zeigen. Als der Rektor der Schule, Doktor Longley, der spätere Erzbischof von Canterbury, einmal spät in der Nacht ein wenig Luft schöpfen wollte, sah er zwei Schüler in einiger Entfernung vor sich, konnte sie aber nicht erkennen und cilte ihnen nach, um sie zu stellen. Mit großer

Mühe erwischte er endlich einen der Übeltäter am Rod. Aber mit kräftigem Ruck riß sich der Junge los, und Doktor Longley behielt nur den Rodschoß in der Hand. „Schadet nichts,“ dachte er, „ich werde ihn morgen früh schon entdecken, wenn an seinem Rod der Schoß fehlt.“ Aber er hatte die Rechnung ohne den Korpsgeist der Schüler gemacht. Als er morgens die Schule betrat, hatte jeder Junge an seinem Rode nur einen Schoß. C. L.

Der größte Mut. — „Präsidenten“ hatten ihre große Gesellschaft gegeben, eine jener üblichen Abfütterungen. Die Konversation hatte sich in den vorgeschriebenen Geleisen bewegt. Man hatte sich mit einer geistreichen Kritik über die letzte Premiere gebrühtet, die man gestern im Generalanzeiger gelesen, hatte ein möglichst nichtsagendes Urteil über die neuesten Tagesereignisse gefällt und war schließlich an einigen klatschigen Stadtsensationen hängen geblieben. Zur festgesetzten Stunde hatte man sich verabschiedet mit hochtrabenden Dankesworten und einem verstohlenen Sähnen.

Nur ein paar intimere Freunde des Hausherrn sind noch geblieben, unabhängige Junggesellen. Und während die Gnädige draußen in der Küche die schmunzelnden Diensthofen nach den erhaltenen Trinkgeldern ausforscht, wird die Unterhaltung drinnen im gemütlichen Studierzimmer gediegener und ernster. Man spricht über Lebensphilosophie, Weltprobleme, zitiert Schopenhauer und Ibsen. Schließlich ist man bei dem Thema „Mut“ angelangt. Man ereifert sich über körperliche Kraft und moralische Kühnheit. Und zur Erläuterung gibt jeder eine Geschichte aus seinem Leben zum besten.

Der forsche Leutnant, dessen Uniform das Band der Rettungsmedaille ziert, beginnt: „Nun ja, meine Herren! Mut setzt man beim Soldaten als selbstverständlich voraus. Eigentlich ist der Mut mehr ein rascher Entschluß, ohne daß man die etwaigen Folgen sich recht vorstellt. Also, ich gehe spazieren und hänge meinen Gedanken nach. Da sehe ich plötzlich auf den Schienen der Stadtbahn ein Kind spielen. Der Zug kommt näher und näher, die Funken stieben — und ich reiße im letzten Augenblick das Kind hinweg. Eine Sekunde später wäre ich mit ihm von der Lokomotive zermalmt gewesen.“

Nun kommt der Doktor an die Reihe, ein jovialer Herr mit roten Backen und blinzelnden Augen. „Vor langen Jahren — ich hatte gerade meine Studien beendet — schiffte ich mich nach dem Orient ein. Und weil mich die Wohlfahrtseinrichtungen der überseeischen Länder interessierten, ließ ich mich an einem der dortigen Hospitäler verwenden. Da brach der Typhus aus mit einer Heftigkeit, wie man sie in Deutschland nicht kennt. Hunderte fanden Obdach in unserem Krankenhaus. Die Leichen mehreten sich stündlich, und die Ansteckungsgefahr wuchs mehr und mehr. Meine Freunde warnten mich. Ich sollte mein Leben nicht aufs Spiel setzen für andere, für fremde Menschen, die ohnedies dem Tode verfallen waren. Aber ich wagte gern mein Dasein, konnte manchen Kranken retten und bin doch heil davongekommen.“

Der ernste Kunstgelehrte, der bisher schweigend im Eck gelehnt hat, merkt auf. Lächelnd streicht er sich mit der feinen Hand über die dunklen Augen und meint dann: „Ich will Ihnen die Geschichte meiner Herkunft erzählen, meine Herren. Ich bin armer Leute Kind. Mein Vater ist ein einfacher Mann, der in beständiger Fehde mit Orthographie und Grammatik lebt, meine Mutter erwirbt sich ihren Unterhalt in einer Nähstube. Meine Brüder sind gewöhnliche Handwerker geworden. Nur mir ist durch die Großmut von Vaters Brotherrn, durch Stipendien und Entbehrungen ein anderes Los beschieden gewesen. Ich habe studieren können, und jetzt habe ich mir eine geachtete Stellung erworben. Man hat mich in die Gesellschaft eingeführt und überhäuft mich mit Einladungen. Aber das Schönste bleiben mir doch meine Sonntage, an denen ich hinauswandere zur lärglichen Wohnung der Eltern, wo die braune Kaffeekanne bei Schmalz und Brot auf dem tannenen Tisch steht. Dann gehe ich mit den beiden Alten spazieren und freue mich ihrer gesunden Rüstigkeit und sage jedem, der's nur hören mag: ‚Dies hier, diese einfachen, ärmlichen Leute, das sind meine Eltern!‘ Das, meine Herren, war mir immer etwas Selbstverständliches. Und doch scheint's manchem als der größte Mut in unserer falschen, verblendeten Zeit!“

Die anderen erwidern kein Wort. Sie räuspern sich

und mahnen zum Aufbruch. Und als man sich dann draußen auf dem Korridor verabschiedet, vergessen die mutigen, selbstgefälligen Herren plötzlich, dem bescheidenen Kunstgelehrten die Hand zu reichen. M.-E.

Wie Hunde Schmuggeln lernen. — Der „Finanziere“, das Organ der italienischen Zollbeamten, erzählt, wie die Schmuggler an der schweizerischen Grenze ihre Hunde zum Schmugglergeschäft erziehen. Der Hund wird auf schweizerischem Gebiete in einem dunklen Raume, irgend einer elenden Hütte, eingesperrt gehalten. Man läßt ihn hier hungern und dursten und macht ihn dann eines Tages zum Ziel eines ungefährlichen Schusses: die Munition besteht nämlich aus Salzkörnchen, und der Schütze ist ein als italienischer Zollbeamter verkleideter Schmuggler. Die Verletzungen, die der Hund davongetragen hat, tun sehr weh, sind aber bald wieder ausgeheilt. Doch es bleibt dem Tiere eine entsetzliche Furcht vor der Uniform des Zollbeamten zurück, eine Furcht, die systematisch verschärft wird, da der verkleidete Schmuggler den Hund fortwährend schlägt und in jeder erdenklichen Weise peinigt.

Wenn das Tier seinen Peiniger gründlich hassen gelernt hat, jagt man es über die Grenze, in der Annahme, daß es sich mit sicherem Instinkt in das Haus flüchten würde, in welches es, bevor es auf schweizerisches Gebiet gebracht wurde, sich einer besonders guten Behandlung zu erfreuen hatte. Trifft diese Annahme zu und findet der Hund allein den betreffenden Ort jenseits der Grenze, so kann seine Erziehung als abgeschlossen betrachtet werden. Er wird dann zunächst noch einmal nach der Schweiz in sein Gefängnis gebracht und von dem Pseudobeamten in der gewohnten Weise geprügelt. Darauf bindet man ihm die aus Tabak, Zucker, Schokolade, Uhren und so weiter bestehende Schmuggelware auf den Rücken und jagt ihn zum zweiten Male über die Grenze. Es ist unglaublich, wie schlau die Tiere zu Werke gehen, um dem verhassten Zollbeamten, wenn sie ihn von fern sehen, auszuweichen, bis sie sicher zu ihrem Ziele gelangen. Manchmal schießt sie freilich doch ein gut gezielter Flintenschuß des Zollbeamten ins Hundeparadies. O. v. B.

Gemietete Bräutigame. — In einigen Provinzen Hollands besteht in der Karnevals- und Kirmeszeit eine ganz eigentümliche Sitte. Junge Mädchen, besonders Dienstmädchen, die noch keinen „Schag“ haben, mieten sich für die Dauer der Kirmes Bräutigame. Diese Liebhaber sind gar nicht so billig, und oft tun sich zwei bis drei Mädchen zusammen, um sich einen Bräutigam gemeinschaftlich zu engagieren, falls ein solcher für ein Mädchen allein zu teuer ist.

Dieser „Bräutigam“ auf Zeit und Kündigung hat vielerlei Pflichten. Natürlich muß er ein sauberer und schmucker Bursche sein, aber auch ein flotter, unermüdlicher Tänzer und ein angenehmer Gesellschafter. Dieser Mann bekommt außer verschiedenen Geschenken natürlich auch freie Beche.

Kann sich ein Mädchen einen solchen „Bräutigam“ für sich allein mieten, so ist dies ein großer Vorteil für dasselbe; denn aus dem Pseudobräutigam wird oft ein wirklicher und aus diesem dann ein Ehemann. In diesen Gegenden Hollands halten die Mädchen also gewissermaßen um die Männer an. W. G. S.

Mißhandlung von Geisteskranken. — In welcher unmenschlicher Weise man früher gegen Geisteskrante verfuhr, zeigt eine Nachricht aus Hamburg aus dem Jahre 1685. „Es hat sich allhier,“ heißt es in der Mitteilung, „ein seltsamer Fall mit einem Kutscher namens Martin Vofz zugetragen, der bei einem vornehmen Mann gedient hat. Er ist vor anderthalb Jahr in Unsinnigkeit geraten, weshalb er nach dem Pesthof gebracht und in den Tollkassen gesetzt worden ist. Hier ist er nachher nicht allein sprachlos, sondern auch ganz taub, blind und gelähmt geworden. Auch hat er in dem vergangenen Winter in der größten Kälte splitternackt ärger als ein Stück Vieh im Schmutz gelegen. Von diesen großen Leibesgebrechen ist er aber ganz unversehens und augenblicklich vergangene Woche den 14. Mai um 4 Uhr befreit worden, so daß er nicht allein seine Sprache, Gehör und Gesicht, sondern auch guten Verstand wieder bekommen hat.“ Th. S.

Wie langes Damenhaar entsteht. — Eine junge Pariser Näherin kam kürzlich zum Polizeikommissär ihres Viertels und erzählte ihm folgendes: Zwei Tage zuvor hatte sie ein

elegant gekleideter Herr angetreten und ihr Komplimente über ihr prachtvolles goldblondes Haar gemacht. Dann hatte er sie ersucht, ihm dieses Haar für tausend Franken zu verkaufen. Er sei, so fügte er hinzu, Erfinder eines Haarwuchsmittels, für das er Kellame machen müsse. Fräulein F. bat sich vier- und zwanzig Stunden Bedenkzeit aus und willigte dann in den Handel. Der Unbekannte, in dessen Atelier sie sich begab, photographierte sie zunächst bei vollem, aufgelöstem Haar, dann schnitt er es ihr in Schulterhöhe ab und photographierte sie so ein zweites Mal. Schließlich nahm er eine sogenannte „Tondeuse“ zur Hand und rasierte ihr damit den Kopf vollständig kahl, worauf eine dritte Photographie aufgenommen wurde.

Als Fräulein F. sich in diesem Aufzuge im Spiegel sah, begann sie heftig zu weinen und verlangte ihre tausend Franken. Der „Erfinder“ aber gab ihr nur hundert Franken und warf sie dann hinaus. Daher die Klage bei dem Kommissär.

Der Beamte sandte einen Geheimschutzmann nach der Rue de Lacqueville, wo der „Erfinder“ wohnte, damit er sich von der Richtigkeit der Darstellung überzeuge. Bei seiner Rückkehr zeigte der Schutzmann triumphierend drei Photographien vor, die den beschriebenen völlig entsprachen. Unter der letzten Photographie, also der, die den kahlen Schädel des Mädchens darstellte, stand das Wort „vorher“, unter der zweiten der Satz „nach drei Monaten“ und unter der ersten mit vollem Haar die Bemerkung „nach sechs Monaten“.

Der Kommissär redete dem „Erfinder“ lebhaft ins Gewissen und bewog ihn schließlich, seinem Opfer die versprochenen tausend Franken Schadenersatz zu zahlen, wenn er einer sofortigen Verhaftung aus dem Wege gehen wolle. O. v. B.

Die Fischportion. — Die anhaltende Fleischartung hat den Verbrauch der Seefische auch unter den Einwohnern unseres Binnenlandes bedeutend gesteigert. Allerdings ist zu beachten, daß ihr Fleisch wässriger und darum eine größere Menge davon zu verzehren ist, wenn wir dem Körper dieselben Eiweißmengen wie im Fleisch der Haustiere zuführen wollen.

Nach dieser Richtung hin sind vom Oberarzt Doktor Engelbrecht verschiedene Fischarten genauer untersucht worden.

Für Hausfrauen ergaben sich daraus praktische Winke, wie groß sie die Fischportion für eine Person des Haushaltes bemessen sollen, um denselben Nöhreffekt wie mit Fleischgerichten zu erzielen. Sie sollen dabei folgende Zahlen beachten: 1 Pfund gutes Rindfleisch ist im Gehalt von Eiweiß gleich 1 Pfund 370 Gramm Schellfisch und 1 Pfund 340 Gramm Kabeljau. Die teureren Schollen besitzen viel weniger Nährkraft; man muß davon genau 2 Pfund 10 Gramm nehmen, um dieselbe Menge Eiweiß wie in 1 Pfund Rindfleisch zu erhalten. Da aber die Fische im allgemeinen arm an Fett sind, muß ihnen daselbe in reichlicherem Maße als Butter, Speck und dergleichen zugesetzt werden.

Bemerkenswert ist es, daß von den Süßwasserfischen der Karpfen bei den gegenwärtigen Preisen mit dem Fleisch der Schlachttiere wohl konkurrieren kann, denn 1 Pfund 105 Gramm Karpfen sind ebenso nahrhaft wie 1 Pfund Rindfleisch. Ferner sind Fischkonserven sehr zu empfehlen. Durch Räuchern, Dörren und Einsalzen wird der Wassergehalt des Fischfleisches verringert und sein Nährgehalt erhöht. Geräucherter Schellfisch, geräucherter Hering und Salzhering sind im Nährwert dem Rindfleisch völlig gleich, und im Stockfisch ist sogar viermal so viel Eiweiß enthalten. v. J.

Bestrafte Eitelkeit. — Kaiser Joseph II. von Österreich war stets bereit, dort zu helfen, wo ihm wirklich Not entgegentrat. Aber Eitelkeit und Verschwendung waren ihm verhaßt.

Die Witwe eines Offiziers, die in Ungarn eine Pension von fünfhundert Gulden bezog, erschien eines Tages aufgepußt wie ein Pfau vor dem Kaiser und bat um Erhöhung ihres Einkommens, da ihr bisheriges nicht mehr ausreichte.

„Wie,“ rief der Kaiser unwillig, „in Ungarn, diesem wohlfeilen Lande, können Sie mit fünfhundert Gulden nicht auskommen? In Ihrer Kleidung merkt man das nicht! Sie werden künftig mit dreihundert Gulden leben müssen!“

Damit wandte er ihr den Rücken.

O. v. B.

Verausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw. Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St.50 Pfg.

Echt amerikanische elastische Leibträger „Empire“

für Männer und Frauen sind die besten der Welt. Leicht, bequem, porös. Keine lästigen Schenkelriemen oder Stäbe vorhanden. Vorzüglich als Stütze des Leibes bei

Korpulenz, vor und nach der Entbindung, Hängeleib, Wanderniere, Nabelbruch, Senkungen, Darmleiden,

überhaupt für alle unterleibsschwachen und leidenden Personen. Empire elastische Bandagen schnüren den Leib nicht ein und geben jeder Bewegung nach. Verringern Hüftumfang. Verbessern die Figur. Beeinflussen günstig die Funktion der Abdominal-Organen. Illustr. Katalog kostenfrei. — Angabe der Beschwerden ist nötig.



J. J. Gentil, Berlin E 44, Potsdamer Str. 5.

Jeder spielt sofort Klavier.

Mit der Tastenschrift, jenem tausendfach anerkannten Notensystem, kann jeder, ob alt oder jung, ob von leichter oder etwas schwerer Auffassung, in kürzester Zeit flott und fehlerfrei Klavier spielen. Vorherige Notentkenntnisse sind nicht erforderlich, denn die Tastenschrift ist eine Notenschrift, welche sich eng an das alte System anschließt, nur daß es eben kinderleicht zu erlernen ist. Nach den übereinstimmenden Urteilen solcher, die das Klavierpiel nach der alten Notenschrift erlernt haben, kann man mit der Tastenschrift in wenigen Wochen das erreichen, wozu man früher Jahre benötigte. So schreibt z. B. Herr W. K. aus Blumendorf:

„Ihr System ist verblüffend einfach; ich habe bereits 2 Jahre nach der alten Notenschrift gelernt, ohne aber vorwärts zu kommen. Nach Ihrer Tastenschrift ist es eine Freude zu lernen. Mit ihr habe ich in kurzer Zeit etwas erreicht.“

Die Tastenschrift ist eine ernst zu nehmende Methode, die auch von Berufsmusikern allgemein geschätzt wird.

Das komplette Werk, das neben allen zur Erlernung notwendigen Einzelheiten auch noch etwa 20 vollständige Musikstücke, wie Lieder, Märsche, Tänze usw. enthält, kostet 5 M. und kann gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme von dem Musik-Verlag Subhonte, Friedenau 11 bei Berlin, bezogen werden. An Interessenten, die es für erforderlich halten, sendet der Verlag gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken Aufklärung und einige Probestücke der Tastenschrift.

Experimentierkästen für Chemie:

Praktische Geschenke für die Jugend!

Enthaltend zahlreiche Apparate mit Anleitungs-Buch zu vielen chemischen Versuchen; äusserst lehrreich! *A.* Kleine Kollektion Mk. 15.—, *B.* Mittelgr. Kollektion Mk. 20.—, *C.* Grosse Kollektion Mk. 30.—, *D.* Grösste Kollektion Mk. 40.—. (Vollständige Schüler-Zusammenstellungen!) Sämtl. Lehrmittel zur Unterhaltung und Fortbildung in allen Preislagen. Umtausch gestattet!

Versand gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

L. H. ZELLER, Lehrmittelanstalt, Gegr. 1905, **MELLENBACH** i. Thür.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden:



Die  aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist **Lichtenheldts echte**

HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die **Schutzmarke „Licht“**, denn nur diese bietet Garantie für **Echtheit u. Wirksamkeit**.

In den meisten Apotheken erhältlich, wonicht-versendet das **Laborat. Lichtenheldt** Meuselbach 4a (Thür. Wald) 12 Flaschen zu M. 3.80, nur bei 30 Flaschen franko für Wiederverkäufer.

Originalflasche

Psoriasis

(Schuppenflechte) heilt ohne Salben und Gifte nach Spezialverfahren
Spezialarzt **Dr. P. E. Hartmann**,
Stuttgart P. 40, Postfach 126.
Auskunft kostenlos und portofrei!



Uhren aller Art schon v. 1 *M* an. Hochmod. Salonuhren, in belieb. Farbe zu den Möbeln passend. **J. M. Fäcke**, Uhrenfabr. u. Verjandh., Schweningen A 107 a. n. (württ. Schwarzw.).
Verlangen Sie Katalog über Uhren aller Art, Gold- und Silberwaren.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das kleine Buch der Technik.

Ein Handbuch über die Entwicklung u. den Stand der Technik, nebst Angaben über technische Schulen u. Laufbahnen.

Von **G. Neudeck**,

Kais. Marine-Baumeister a. D.

11.—15. neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 397 Abbildungen. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Der Verfasser hat es verstanden, den umfangreichen Stoff der gesamten Technik in diesem handlichen Compendium so klar, allgemeinverständlich und übersichtlich zu behandeln, daß es nicht nur für die Techniker von Fach ein schnelles und bequemes Nachschlagebuch ist, sondern auch jedem Laien wünschenswerte Belehrung über alle Fragen der Technik gibt. Die Darstellungen und Erklärungen sind so deutlich, außerdem so anschaulich illustriert, daß selbst ein älterer Schüler alles verstehen kann.

(Leipziger Illustrierte Zeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Das kleine Buch der
Technik. G. Neudeck

